Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Die beiden Dianen.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zwölftes bis sechzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh'schen** Buchhandlung.
1847.

I.

Justiz.

Arnauld du Thill war wirklich verloren. Das Tribunal schritt sogleich zur Berathung, und nach Verlauf einer Viertelstunde wurde der Angeklagte vorgerufen, um folgenden Spruch zu hören, den wir wörtlich den Registern jener Zeit entnehmen:

Nach Erwägung des Verhörs von Arnauld du Thill, genannt Sancette, sich selbst nennend Martin-Guerre, Gefangenem in der Conciergerie von Rieux;

Nach Erwägung der Angaben von den verschiedenen Zeugen von Martin-Guerre, von Bertrande de Rolls, von Carbon Barreau u. s. w. und besonders der Angabe des Herrn Grafen von Montgommery;

Nach Erwägung der Geständnisse des Gefangenen selbst, welcher, nachdem er vergebens zu leugnen gesucht, am Ende sein Verbrechen selbst bekannte;

Aus welchen Verhören, Angaben und Geständnissen hervorgeht:

Daß der genannte Arnauld du Thill schuldig und überwiesen ist des Betrugs, der Fälschung, der Namens- und Vornamenssupposition, des Ehebruchs, des Raubes, des Diebstahls und anderer Vergehen;

Hat der Gerichtshof verurtheilt und verurtheilt den genannten Arnauld du Thill:

Erstens, ehrenhafte Buße zu thun vor der Kirche des Ortes Artigues auf den Knieen, im Hemd, barhaupt und mit bloßen Füßen, den Strang um den Hals und eine brennende Wachskerze in den Händen;

Sodann, öffentlich Gott, den König und das Gericht, sowie die Eheleute Martin-Guerre und Bertrande de Rolls um Verzeihung zu bitten;

Wonach der genannte Arnauld du Thill dem Scharfrichter übergeben werden soll, welcher ihn durch die Straßen und an den gewöhnlichen Orten von Artigues umhergehen lassen und, immer den Strang um den Hals, vor das Haus des genannten Martin-Guerre führen wird;

Schließlich soll genannter Arnauld du Thill an einen Galgen, der zu diesem Behufe zu errichten ist, gehenkt und erdrosselt und sein Körper hernach verbrannt werden;

Dabei hat der Gerichtshof den genannten Martin-Guerre und die genannte Bertrande de Rolls von jeder Procedur freigesprochen, und übergibt den genannten Arnauld du Thill dem Richter von Artigues, um gegenwärtigen Spruch nach Form und Inhalt in Vollzug zu bringen.

So gegeben im Gerichte zu Rieux, den zwölften Tag des Juni 1558. . . . .

Arnauld hörte diesen Spruch, den er vorhergesehen, mit einer finstern Miene an. Er wiederholte jedoch seine Geständnisse, erkannte die Gerechtigkeit des Urtheils und offenbarte einige Reue.

„Ich flehe die Gnade Gottes und die Verzeihung der Menschen an und bin geneigt, mich meiner Strafe als Christ zu unterziehen," sagte er.

Martin-Guerre, der bei der Gerichtssitzung gegenwärtig war, gab einen neuen Beweis von seiner Identität, indem er bei den vielleicht heuchlerischen Worten seines Feindes in Thränen zerfloß.

Er überwand sogar seine gewöhnliche Schüchtern-

heit und fragte den Präsidenten, ob es kein Mittel gebe, die Begnadigung von Arnauld du Thill zu erlangen, welchem er seines Theils von ganzem Herzen die Vergangenheit verzeihe.

Aber man antwortete dem guten Martin-Guerre, der König allein habe das Recht, zu begnadigen; bei einem so exceptionellen und so auffallenden Verbrechen aber würde er sicherlich die Gnade verweigern, wenn es selbst das Gericht übernähme, ein Gesuch in dieser Hinsicht an ihn einzureichen.

„Ja," murmelte Gabriel in seinem Geist, „ja, der König würde sich weigern, zu begnadigen, und dennoch hätte er es für sich selbst so sehr nöthig, daß ihm Gnade gewährt würde! Doch er hätte Recht, wenn er unbeugsam bliebe; keine Gnade! nie Gnade! Gerechtigkeit!"

Martin-Guerre dachte ohne Zweifel nicht wie sein Herr; denn in dem Bedürfniß, das er fühlte, zu verzeihen, öffnete er sogleich der zerknirschten, reumüthigen Bertrande seine Arme.

Bertrande hatte nicht einmal nöthig, die Bitten und Versprechungen zu wiederholen, welche sie durch eine letzte, aber nützliche Täuschung an den Fälscher Arnauld du Thill, im Glauben, sie spreche mit ihrem Manne, gerichtet hatte. Martin-Guerre ließ ihr nicht Zeit, abermals ihre Irrthümer und Schwächen zu beklagen. Er schnitt ihr kurz das Wort mit einem kräftigen Kuß ab und führte sie triumphirend und freudig in das kleine glückliche Haus in Artigues, das er so lange nicht mehr gesehen hatte.

. . . .

Vor eben demselben Hause, das nun wieder in die Hände seines rechtmäßigen Eigenthümers übergegangen war, wurde an Arnauld du Thill, acht Tage nach seiner Verurtheilung, dem Spruche gemäß die Strafe vollzogen, die seine Verbrechen so gut verdient hatten.

Von zwanzig Stunden in der Runde kam man

herbei, um der Hinrichtung beizuwohnen, und die Straßen des armseligen Fleckens Artigues waren an diesem Tag volkreicher, als die der Hauptstadt.

Es ist nicht zu leugnen, der Schuldige zeigte einen gewissen Muth in seinen letzten Augenblicken, und krönte wenigstens durch ein musterhaftes Ende sein unwürdiges Dasein.

Als der Henker dem Gebrauche gemäß dreimal dem Volke zugerufen hatte: „Es ist Gerechtigkeit geschehen!" waren, während sich die Menge langsam, stillschweigend und voll Schrecken zurückzog, in dem Hause des Opfers ein Mann, der betete und eine Frau, welche weinte, Martin-Guerre und Bertrande de Rolls.

. . . .

Die heimathliche Luft, der Anblick der Orte, wo er seine Jugend zugebracht, die Liebe der Verwandten und der alten Freunde, und besonders die Bemühungen von Bertrande de Rolls hatten in wenigen Tagen die Sorgen auf der Stirne von Martin-Guerre bis auf die Spur zerstreut.

Eines Abends, in demselben Monat Juli, saß er nach einem glücklichen, ruhigen Tag vor seiner Thüre unter der Laube. Seine Frau war im Innern von einigen Haushaltungsgeschäften in Anspruch genommen. Doch Martin hörte sie hin- und hergehen, er war also nicht allein, und er betrachtete zu seiner Rechten die Sonne, welche in ihrem ganzen Glanze untergehend für den kommenden Morgen einen so heitern Tag versprach, als der abgelaufene gewesen war.

Martin-Guerre sah dem zu Folge einen Cavalier nicht, welcher von seiner Rechten kam und sich ihm geräuschlos näherte.

Dieser Cavalier blieb einen Augenblick stehen und betrachtete mit einem ernsten Lächeln die stumme, ruhige Beschauung von Martin.

Dann streckte er die Hand nach ihm aus und berührte seine Schulter, ohne etwas zu sagen.

Martin-Guerre wandte sich rasch um, fuhr mit der Hand an seine Mütze, stand auf und rief ganz erschüttert:

„Wie, Ihr seid es, gnädiger Herr? Verzeiht, ich hatte Euch nicht kommen sehen.“

„Entschuldige Dich nicht, mein braver Martin,“ erwiederte Gabriel (denn er war es), „ich bin nicht gekommen, um Deine Ruhe zu stören, sondern um mich derselben zu versichern.“

„Oh! gut, da braucht mich der gnädige Herr nur anzuschauen,“ sagte Martin.

„Das habe ich auch gethan, Martin,“ erwiederte Gabriel. „Du bist also glücklich?“

„Oh! glücklicher als die Schwalbe in der Luft oder der Fisch im Wasser.“

„Das ist ganz einfach,“ versetzte Gabriel, „Du hast in Deinem Hause vor Allem den Ueberfluß und die Ruhe gefunden.“

„Ja,“ sprach Martin-Guerre, „das ist ohne Zweifel eine von den Ursachen meiner Zufriedenheit. Ich bin vielleicht genug in der Welt herumgelaufen, ich habe genug Schlachten gesehen, genug gewacht, genug gefastet, genug auf hunderterlei Art gelitten, um ein wenig berechtigt zu sein, ein paar Tage mit Vergnügen auszuruhen, nicht wahr, gnädiger Herr? Was den Ueberfluß betrifft,“ fuhr er fort, indem er einen ernsteren Ton annahm, „so habe ich in der That das Haus reich und zu reich gefunden. Dieses Geld gehört nicht mir, und ich will es nicht berühren. Arnauld du Thill hat es gebracht und ich gedenke es denjenigen zurückzugeben, welche ein Recht darauf haben. Der erste und stärkere Theil davon kommt Euch zu, gnädiger Herr, denn er ist von Eurem Lösegeld in Calais unterschlagen. Die Summe ist bei Seite gelegt und bereit, an Euch zurückgegeben zu werden. Was das Uebrige betrifft, mag es Arnauld genommen oder empfangen haben, gleichviel! diese Thaler müssen die Finger beschmutzen. Meister Carbon Barreau, der Ehrenmann, dachte wie

ich, und da er zu leben hat, so schlägt er die unwürdige Erbschaft seines Neffen aus. Die Gerichtskosten sind bezahlt und es wird folglich den Armen der Gegend dieser Rest zukommen."

„Aber da mußt Du nicht viel besitzen, mein armer Martin?"

„Verzeiht, gnädiger Herr," antwortete der Stallmeister. „Man hat nicht so lange einem so großmüthigen Herrn, wie Ihr seid, gedient, ohne daß etwas übrig geblieben ist. Ich habe von Paris in meiner Tasche eine ziemlich beträchtliche Summe mitgebracht. Ueberdies besaß die Familie von Bertrande Vermögen und hat ihr einiges Erbgut hinterlassen. Kurz, wir werden die Wohlhabenderen der Gegend sein, wenn ich unsere Schulden bezahlt und unsere Wiedererstattungen gemacht habe."

„Unter diesen Wiedererstattungen, Martin, wirst Du hoffentlich als von mir kommend nicht ausschlagen, was Du, wenn es von Arnauld käme, ausschlagen würdest. Ich bitte Dich, mein treuer Diener, zum Andenken und als Belohnung die Summe zu behalten, von der Du sagst, sie gehöre mir."

„Wie, gnädiger Herr!" rief Martin-Guerre, „mir ein Geschenk von dieser Größe!"

„Stille!" erwiederte Gabriel, „glaubst Du, ich wolle Deine Ergebenheit bezahlen? werde ich nicht immer Dein Schuldner sein? Sei nicht stolz gegen mich, Martin, und sprich mir nicht mehr hievon. Es ist abgemacht, daß Du das Wenige, was ich Dir biete, annimmst, in der That minder Dir zu Liebe, als mir zu Liebe; denn Du bedarfst, wie Du gesagt hast, des Geldes nicht, um reich und geachtet in Deiner Heimath zu leben, und das ist es nicht, was Dein Glück bedeutend vermehren wird. Dein Glück, Du gibst Dir vielleicht nicht getreulich Rechenschaft davon, doch nicht wahr, es muß hauptsächlich in Deiner Rückkehr an die Orte be-

stehen, die Dich als Kind und als jungen Menschen gesehen haben?"

„Das ist wahr, gnädiger Herr. Ich fühle mich behaglich, seit dem ich hier bin, einzig und allein, weil ich hier bin. Ich betrachte mit Freude und Rührung Häuser, Bäume, Wege, die ein Fremder nicht einmal bemerken muß. Man athmet offenbar nur in der Luft gut, die man am ersten Tage seines Lebens eingeathmet hat!"

„Und Deine Freunde, Martin?" fragte Gabriel. „Ich komme, um mich selbst aller Gegenstände Deines Glückes zu versichern. Hast Du Deine Freunde wiedergefunden?"

„Ach! gnädiger Herr, einige waren gestorben," sagte Martin, „doch ich habe noch eine gute Anzahl von Jugendgespielen getroffen, und Alle lieben mich wie in der Vergangenheit. Auch sie erkennen mit Freuden meine Aufrichtigkeit, mein freundschaftliches Benehmen, meine Ergebenheit. Bei Gott! sie schämen sich, daß sie mit mir Arnauld du Thill verwechseln konnten, der ihnen, wie es scheint, Proben eines von dem meinigen sehr verschiedenen Charakters gegeben hatte. Einige derselben hatten sich sogar mit dem falschen Martin-Guerre wegen seines schlimmen Benehmens entzweit. Man muß sehen, wie stolz und zufrieden diese sind! Kurz, sie wetteifern, mich mit Beweisen der Achtung und Zuneigung zu überhäufen, wahrscheinlich um die verlorne Zeit wieder einzubringen, und da wir gerade an den Gegenständen meiner Freunde sind, gnädiger Herr, so muß ich Euch versichern, daß dieser ein gar süßer ist."

„Ich glaube Dir, mein guter Martin, ich glaube Dir," sprach Gabriel. „Doch unter den verschiedenen Zuneigungen, die Dich umgeben, erwähnst Du nicht der Deiner Frau?"

„Ah! meiner Frau?" versetzte Martin-Guerre, indem er sich mit verlegener Miene hinter dem Ohr kratzte.

„Allerdings, Deiner Frau," sagte Gabriel unruhig.

„Wie! plagt Dich Bertrande immer noch wie früher? Hat sich ihre Laune nicht gebessert? Ist sie immer noch undankbar gegen Deine Güte und gegen das Schicksal, das ihr einen so zärtlichen und so rechtschaffenen Mann gegeben hat? Wie! wird sie Dich abermals durch ihr zänkisches, streitsüchtiges Wesen zwingen, Deine Heimath und Deine theuren Gewohnheiten zu verlassen?"

„Ei! ganz im Gegentheil, gnädigster Herr," sprach Martin-Guerre, „sie fesselt mich nur zu sehr an diese Gewohnheiten und an diese Gegend! Sie pflegt mich, sie schmeichelt mir, sie küßt mich. Keine Launen, keine Widerspänstigkeit mehr! Nun wohl, ja! sie ist von einer Sanftheit und von einem Gleichmuth, welche kein Ziel finden. Ich habe nicht sobald den Mund geöffnet, als sie forteilt. Sie erwartet meine Wünsche nicht, sie kommt ihnen zuvor. Das ist bewunderungswürdig! und da ich von Natur auch nicht herrschsüchtig und tyrannisch, sondern vielmehr leicht umgänglich und sanftmüthig bin, so führen wir ein wahres Honigleben und bilden die einträchtigste Ehe, die sich finden läßt."

„Das gefällt mir!" sagte Gabriel; „Du hast mich Anfangs beinahe erschreckt."

„Gnädiger Herr," versetzte Martin, „es macht mich ein wenig verlegen, verwirrt, ich muß es sagen, wenn man diesen Gegenstand zur Sprache bringt. Das Gefühl, das ich in meinem Herzen finde, wenn ich mich darüber befrage, ist ziemlich seltsam und beschämt mich ein wenig. Doch nicht wahr, gegen Euch, gnädiger Herr, kann ich mich ganz aufrichtig und unumwunden ausdrücken?"

„Sicherlich," antwortete Gabriel.

Martin-Guerre schaute furchtsam umher, um zu sehen, ob Niemand horchte, und besonders ob ihn seine Frau nicht hören könnte. Dann dämpfte er die Stimme und sprach:

„Nun wohl, gnädiger Herr, ich verzeihe nicht nur dem armen Arnauld du Thill, sondern ich segne ihn so-

gar zu dieser Stunde. Welchen Dienst hat er mir geleistet! aus einer Tigerin hat er ein Lamm, aus einem Teufel einen Engel gemacht. Ich ernte die glücklichen Resultate seiner rohen Manieren, ohne daß ich sie mir vorzuwerfen habe. Allen geplagten Ehemännern (und ihre Zahl ist groß, wie man sagt), wünsche ich nur einen Sosie, einen so überzeugenden Sosie, wie der meinige war. Kurz, gnädiger Herr, es ist wahr, Arnauld du Thill hat mir viele Unannehmlichkeiten, viel Kummer bereitet; wird aber all dieses Ungemach nicht mehr als ausgeglichen sein, wenn er durch sein kräftiges System mein häusliches Glück und die Ruhe meiner letzten Tage zu sichern vermocht hat?"

„Das ist gewiß," erwiederte lächelnd der junge Graf von Montgommery.

„Ich habe also Recht," schloß Martin heiter, „wenn ich, obgleich insgeheim, Arnauld segne, da ich zu dieser Stunde die glücklichen Früchte seiner Wirksamkeit genieße. Ich habe, wie Ihr wißt, gnädiger Herr, einige Philosophie in meinem Charakter und ich nehme überall die gute Seite der Dinge. Man muß aber zugestehen, daß mir Arnauld in jeder Hinsicht mehr genützt, als geschadet hat. Er war in der Zwischenzeit der Mann meiner Frau, doch er hat sie mir sanfter als einen Maitag zurückgegeben. Er hat mir momentan meine Habe und meine Freunde gestohlen; doch ihm habe ich es zu danken, daß meine Habe vermehrt und meine Freundschaften befestigt zu mir zurückgekehrt sind. Er hat mich endlich harten Prüfungen, besonders in Noyon und Calais, unterworfen; doch mein gegenwärtiges Leben kommt mir darum nur um so angenehmer vor. Ich habe diesen guten Arnauld nur zu loben, und ich lobe ihn."

„Das ist ein dankbares Herz," sagte Gabriel.

„O!" rief Martin-Guerre, wieder seinen Ernst annehmend, „derjenige, welchen ich mit meiner ganzen Dankbarkeit, mit meiner ganzen Kindlichkeit verehren

muß, ist nicht Arnauld du Thill, ein sehr unfreiwilliger Wohlthäter, sondern Ihr seid es, gnädiger Herr, dem ich in der That alle diese Güter, Vaterland, Vermögen, Freunde und Frau, schuldig bin!"

„Genug hierüber, sage ich Dir noch einmal, Martin!" sprach Gabriel. „Alles, was ich verlange, ist, daß Du diese Güter besitzest. Und Du besitzest sie, nicht wahr? Wiederhole es mir, Du bist glücklich?"

„Ich wiederhole es Euch, gnädiger Herr, glücklich, wie ich nie gewesen bin."

„Das ist Alles, was ich wissen wollte. Und nun kann ich abreisen."

„Wie! abreisen!" rief Martin. „Ihr gedenkt schon aufzubrechen, gnädiger Herr?"

„Ja, Martin. Nichts hält mich hier zurück."

„Verzeiht, das ist richtig, und wann brecht Ihr auf?"

„Schon diesen Abend."

„Und Ihr habt mich nicht davon in Kenntniß gesetzt!" rief Martin-Guerre. „Und ich vergaß es? und ich schlief ein, ich Faulenzer! Doch wartet, wartet gnädiger Herr, das wird nicht lange dauern."

„Was denn!" sagte Gabriel.

„Ei! meine Vorkehrungen zur Abreise!"

Er stand behende und geschäftig auf, lief nach der Thüre seines Hauses und rief:

„Bertrande! Bertrande!"

„Warum rufst Du Deiner Frau?" fragte Gabriel.

„Damit sie mir sogleich packt und von mir Abschied nimmt, gnädiger Herr."

„Das ist unnöthig, mein guter Martin, Du reisest nicht mit mir."

„Wie! Ihr nehmt mich nicht mit, gnädiger Herr?"

„Nein, ich reise allein."

„Um nicht mehr zurückzukommen?"

„Um wenigstens lange nicht mehr zurückzukommen."

„Was habt Ihr mir denn vorzuwerfen?“ fragte Martin-Guerre mit traurigem Tone.

„Nichts, Martin, Du bist der treuste und ergebenste Diener, den man finden kann.“

„Es ist aber doch natürlich, daß der Diener dem Herrn, daß der Stallmeister dem Cavalier folgt, und Ihr nehmt mich nicht mit!“

„Ich habe drei gute Gründe hiefür, Martin.“

„Darf ich Euch fragen, welche?“

„Einmal wäre es grausam, Martin, Dich dem Glück, das Du so spät genießest, und der Ruhe, die Du so wohl erworben hast, zu entreißen.“

„Oh! was das betrifft, gnädiger Herr, meine Pflicht ist es, Euch zu begleiten und Euch zu dienen bis zu meiner letzten Stunde, und ich würde, glaube ich, Euch zu Liebe das Paradies verlassen.“

„Ja, aber meine Sache ist es, diesen Eifer nicht zu mißbrauchen, für den ich Dir danke. Sodann erlaubt Dir der schmerzliche Unfall, dessen Opfer Du in Calais gewesen bist, nicht, mir so thätige Dienste zu leisten, wie in der Vergangenheit, mein armer Martin.“

„Es ist wahr, gnädiger Herr; ich kann weder mehr an Eurer Seite kämpfen, noch mit Euch zu Pferde steigen. Aber in Paris, in Montgommery und selbst im Feld gibt es Vertrauensdienste, mit denen Ihr, wie ich hoffe, noch den armen Invaliden beauftragen könntet, welcher sich derselben aufs Beste entledigen würde.“

„Ich weiß es, Martin, und ich wäre auch vielleicht so selbstsüchtig, es anzunehmen, ohne einen dritten Grund.“

„Darf ich ihn kennen, gnädiger Herr?“

„Ja,“ antwortete Gabriel mit einem schwermüthigen Ernst, „doch unter der Bedingung, daß Du nicht weiter forschen, Dich damit begnügen und von dem Verlangen, mir zur folgen, abstehen wirst.“

„Er ist also sehr ernst und sehr gebieterisch, gnädiger Herr?“

„Es ist traurig und unwidersprechlich, Martin,“ sagte Gabriel mit tiefer Stimme. „Bis jetzt ist mein Leben ganz Ehre gewesen, und hätte ich wollen meinen Namen öfter aussprechen lassen, so wäre es ganz Ruhm gewesen. Ich glaube in der That Frankreich und dem König unermeßliche Dienste geleistet zu haben, und ich habe, um nicht einmal von Saint-Quentin und Calais zu reden, vielleicht reichlich und großmüthig meine Schuld an das Vaterland entrichtet.“

„Wer weiß das besser, als ich, gnädiger Herr?“ rief Martin-Guerre.

„Ja, Martin, doch je mehr dieser erste Theil meines Daseins redlich und hochherzig gewesen sein wird, je mehr er im Lichte des hellen Tages leuchtet, desto mehr wird derjenige Theil, den ich noch zu erfüllen habe, furchtbar sein und das Geheimniß und die Finsterniß suchen. Ich habe ohne Zweifel dieselbe Energie zu entwickeln, doch für eine Sache, die ich nicht zugestehen, für ein Ziel, das ich verbergen werde. Ich hatte bis jetzt im offenen Felde vor Gott und vor den Menschen, freudig einen Lohn zu gewinnen, ich habe nun in der Nacht und in der Herzensangst ein Verbrechen zu rächen. Ich schlug mich, ich muß strafen. Vom Soldaten Frankreichs werde ich der Henker Gottes.“

„Jesus!“ rief Martin-Guerre die Hände faltend.

„Ich muß also allein sein für dieses finstere Werk, wobei ich selbst den Himmel bitte, meinen Arm und nicht meinen Willen zu gebrauchen, wobei ich gern ein blindes Werkzeug und nicht ein denkender Kopf sein möchte. Und da ich wünsche, da ich hoffe, daß meine furchtbare Pflicht nur die Hälfte meines Seins hinnimmt, wie soll ich daran denken, Dich damit zu verbinden, Martin?“

„Das ist richtig und ich begreife es, gnädiger Herr,“ sagte der treue Diener, das Haupt neigend. Ich danke Euch, daß Ihr mir diese Erklärung gege-

ben habt, obgleich sie mich betrübt, und ich füge mich, wie ich es Euch versprochen."

„Und ich danke Dir meinerseits für Deine Botmäßigkeit," sagte Gabriel; „Dein ergebenes Gemüth beweist sich hier dadurch, daß Du nicht die Bürde der Verantwortlichkeit, die mich niederdrückt, erschwerst."

„Aber ich, gnädiger Herr," versetzte Martin-Guerre, „vermag ich bei dieser Gelegenheit durchaus nichts, um Euch zu dienen?"

„Du kannst zu Gott beten, Martin, daß er mir nach meinem Wunsche die Initiative erspart, welche zu nehmen mich so große Anstrengung kostet. Du hast ein frommes Herz und ein ehrliches, reines Leben für Dich, mein Freund, und Dein Gebet kann mir hier mehr nützen, als Dein Arm."

„Ich werde beten, gnädiger Herr, ich werde beten, und ich brauche Euch nicht zu sagen, mit welcher Inbrunst."

„Nun lebe wohl, Martin," sprach Gabriel, „ich muß Dich verlassen, um nach Paris zurückzukehren, um bereit und gegenwärtig an dem Tage zu sein, den zu bezeichnen es Gott gefallen wird. Mein ganzes Leben habe ich das Recht vertheidigt, für die Billigkeit gekämpft: der Herr erinnere sich dessen an dem äußersten Tage, von dem ich spreche; er lasse Gerechtigkeit seinem Diener widerfahren, wie ich sie dem meinigen habe widerfahren lassen."

Und die Augen zum Himmel aufschlagend, wiederholte der hochherzige junge Mann:

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!"

Wenn der junge Mann seit sechs Monaten die Augen offen hatte, war es gewöhnlich, um sie auf den Himmel zu heften, von dem er Gerechtigkeit forderte. Wenn er sie wieder schloß, war es stets, um das düstere Gefängniß des Chatelet in seinem noch düstereren Geiste zu sehen, der in ihm: Rache! Rache! rief.

Zehn Minuten nachher entriß er sich mit großer

Mühe dem Lebewohl und den Thränen von Martin-Guerre und von Bertrande de Rolls, die dieser gerufen hatte.

„Gott befohlen, mein guter Martin, mein treuer Diener!" sprach er, während er beinahe mit Gewalt seine Hände von denen seines Stallmeisters losmachte, der sie ihm schluchzend küßte. „Ich muß scheiden, Gott befohlen, wir werden uns wiedersehen."

„Lebet wohl, gnädiger Herr, und Gott beschütze Euch! oh, er beschütze Euch!"

Dies war Alles, was der arme Martin-Guerre sagen konnte.

Und er sah durch seine Thränen, wie sein Herr und Wohlthäter wieder zu Pferde stieg und sich in die Finsterniß vertiefte, welche dichter zu werden anfing und ihm bald den düsteren Reiter entzog, wie sie ihm seit langer Zeit sein Leben entzogen hatte.

II.

Zwei Briefe.

Nach diesem so schwierigen und so glücklich beendigten Prozeß verschwand Gabriel abermals auf mehrere Monate, und er führte wieder sein irrendes, unentschiedenes, geheimnißvolles Leben. Man traf ihn wieder an zwanzig verschiedenen Orten. Nichtsdestoweniger entfernte er sich nie von der Umgegend von Paris oder vom Hof, indem er es im Schatten so einrichtete, daß er Alles sah, ohne gesehen zu werden.

Er beobachtete die Ereignisse, doch diese Ereignisse nahmen ihren Verlauf durchaus nicht nach seinem Wunsch.

Ganz einem einzigen Gedanken hingegeben, erblickte die Seele des jungen Mannes den Ausgang noch nicht, den seine Rache erwartete.

Die einzige wichtige Thatsache, welche in der politischen Welt während dieser paar Monate vorging, war der Frieden von Cateau-Cambrésis.

Eifersüchtig auf die Heldenthaten des Herzogs von Guise und die neuen Rechte, die sein Nebenbuhler sich täglich auf die Dankbarkeit der Nation und die Gunst des Gebieters erwarb, hatte der Connetable von Montmorency endlich diesen Frieden Heinrich II. durch den mächtigen Einfluß von Diana von Poitiers entrissen.

Der Vertrag wurde unterzeichnet am 3. April 1551. Obgleich im vollen Siege geschlossen, war er kaum für Frankreich vortheilhaft.

Es bewahrte die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, mit ihren Grundgebieten. Es behielt Calais nur auf acht Jahre, und bezahlte achtmal hundert tausend Goldthaler an England, wenn der Platz nicht innerhalb dieses Zeitraums zurückgegeben war (doch dieser Schlüssel von Frankreich wurde nie zurückgegeben, und die achtmal hundert tausend Goldthaler wurden nie bezahlt). Endlich kehrte Frankreich in den Besitz von Saint-Quentin und von Ham zurück, und behielt in Piemont vorläufig Turin und Pignerol.

Doch Philipp II. bekam in voller Souveränetät die befestigten Plätze Thionville, Marienburg, Hesdin. Er ließ Therouanne und Yvoy schleifen. Er ließ Bouillon dem Bischof von Lüttich, den Genuesern die Insel Corsica, Philibert von Savoyen den größten Theil von Savoyen und von dem unter Franz I. eroberten Piemont zurückgeben. Dann machte er seine Heirath mit Elisabeth, der Tochter des Königs, und die des Herzogs von Savoyen mit der Prinzessin Margarethe zur Bedingung. Dies waren für ihn so ungeheure Vortheile, daß ihn sein Sieg am Saint-Laurent-Tage keine größere hatte hoffen lassen.

Der Herzog von Guise eilte wüthend von der Armee herbei und beschuldigte laut und nicht ohne Grund Montmorency des Verraths und den König der Schwäche, weil dieser mit einem Federzug das zugegeben hatte, was die spanischen Waffen den Franzosen nach dreißig Jahren günstigen Erfolges nicht hätten entreißen können.

Doch das Uebel war geschehen, und die düstere Unzufriedenheit des Balafré vermochte nichts gut zu machen.

Gabriel freute sich nicht darüber. Seine Gerechtigkeit verfolgte den Menschen im König, und nicht den König in Frankreich. Er hätte sich gern mit seinem Vaterlande gerächt, aber nicht gegen dasselbe.

Doch er merkte sich in seinem Geiste den Groll, den der Herzog von Guise gefaßt haben mußte und auch wirklich gefaßt hatte, als er die erhabenen Anstrengungen seines Genies durch die dumpfen Ränke der Intrigue vereitelt sah.

Der Zorn eines fürstlichen Coriolan konnte bei Gelegenheit den Absichten von Gabriel dienlich sein.

Franz von Lothringen war übrigens bei Weitem nicht der einzige Unzufriedene des Königreichs.

Eines Tags begegnete Gabriel beim Pré-aux-Clercs dem Baron de la Renaudie, den er seit der Besprechung am Morgen in der Rue Saint-Jacques nicht mehr gesehen hatte.

Statt ihn zu vermeiden, wie er es that, so oft er ein bekanntes Gesicht vor sich sah, redete ihn Gabriel an.

Diese zwei Männer waren geschaffen, um sich zu verstehen: sie glichen sich durch mehr als eine Seite, besonders durch die Rechtschaffenheit und die Energie. Beide waren gleichmäßig für die Thätigkeit geboren und leidenschaftlich für die Gerechtigkeit.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, sprach Renaudie entschlossen:

„Ich habe Meister Ambroise Paré gesehen, Ihr gehört zu den Unsrigen, nicht wahr?"

„Dem Herzen nach, ja, der That nach, nein," antwortete Gabriel.

„Und wann werdet Ihr uns endlich der That nach und offen angehören?" fragte la Renaudie.

„Ich werde nun nicht mehr die selbstsüchtige Sprache führen, die Euch vielleicht gegen mich entrüstet hat," versetzte Gabriel. „Ich werde Euch im Gegentheil antworten: Ich will Euch gehören, wann Ihr meiner bedürft, und wann ich Eurer nicht mehr bedarf."

„Das ist Großmuth," versetzte la Renaudie. „Der Edelmann bewundert Euch, der Parteimann kann Euch nicht nachahmen. Wenn Ihr den Augenblick erwartet, wo wir aller unserer Freunde bedürfen werden, so wißt, daß dieser Augenblick gekommen ist."

„Was geht denn vor?" fragte Gabriel.

„Man führt einen geheimen Streich gegen die Anhänger der Religion im Schilde. Man will sich auf einmal aller Protestanten entledigen."

„Welche Anzeichen lassen Euch dies vermuthen?"

„Man verbirgt sich kaum," antwortete der Baron. „Antoine Minard, der Präsident vom Parlament, hat ganz laut in einer Rathsversammlung in Saint-Germain geäußert, man müsse einen guten Schlag thun, wenn man nicht in eine Art von Republik, wie die Schweizer Stände, verfallen wolle."

„Wie! er hat das Wort Republik ausgesprochen?" rief Gabriel ganz erstaunt. „Ohne Zweifel übertrieb er nur die Gefahr, damit man das Gegenmittel übertreibe?"

„Nicht sehr," versetzte la Renaudie die Stimme dämpfend; „er hat sie, um die Wahrheit zu sagen, nicht sehr übertrieben. Wir haben uns auch ein wenig verändert, seit dem Tage unserer Zusammenkunft in der

Stube von Calvin. Die Theorien von Ambroise Paré kämen uns heute nicht mehr so kühn vor, und Ihr seht überdies, daß man uns zu den äußersten Entschließungen antreibt."

„Dann werde ich vielleicht früher zu den Eurigen gehören, als ich dachte," sagte Gabriel lebhaft.

„Das gefällt mir!" rief la Renaudie.

„Nach welcher Seite muß ich meine Augen richten?" fragte Gabriel.

„Nach dem Parlament," antwortete der Baron. „Dort wird sich der Kampf über die Frage entspinnen. Die evangelische Partei zählt darin eine furchtbare Minorität, Anne Dubourg, Henri Dufaur, Nicolas Duval, Eustache de la Porte und zwanzig Andere. Auf den Mercurialien*), welche den Vollzug der Verfolgungen gegen die Ketzer fordern, antworten diese Parteigänger des Calvinismus damit, daß sie die Zusammenkunft des Generalconcils fordern, welches nach den Worten der Decrete von Constanz und Basel bei den Religionsangelegenheiten zu entscheiden hat. Sie haben das Recht für sich, deshalb wird man Gewalt gegen sie anwenden müssen."

„Das genügt."

„Bleibt in Paris, in Eurem Hotel, damit man Euch im Falle der Noth benachrichtigen kann," sprach la Renaudie.

„Es kostet mich Mühe, doch ich werde bleiben, vorausgesetzt, daß Ihr mich nicht zu lange schmachten laßt," erwiederte Gabriel; „Ihr habt, wie mir scheint, nun genug geschrieben und gesprochen, und man müßte ausführen und handeln."

„Das ist auch meine Ansicht," versetzte la Renaudie. „Haltet Euch bereit und seid ruhig."

---

*) Besondere Versammlungen des französischen Parlaments.

Sie trennten sich. Gabriel entfernte sich ganz nachdenkend.

Verirrte sich sein Gewissen nicht im Eifer der Rache? Was trieb ihn jetzt zum Bürgerkrieg an?

Doch da die Ereignisse nicht zu ihm kamen, so mußte er wohl zu ihnen gehen.

Noch an demselben Tag kehrte Gabriel in sein Hotel in der Rue des Jardins-Saint-Paul zurück.

Er fand hier nur seine treue Aloyse. Martin-Guerre war nicht mehr da, André war bei Frau von Castro geblieben; Jean und Babette Peuqoy hatten sich wieder nach Calais begeben, um von dort nach Saint-Quentin zurückzukehren, dessen Thore der Friede von Cateau-Cambrésis dem patriotischen Weber wieder öffnete.

Die Rückkehr des Herrn in sein verlassenes Haus war daher diesmal noch trauriger als gewöhnlich. Doch liebte ihn die mütterliche Amme nicht für Alle? Wir müssen darauf Verzicht leisten, die Freude der würdigen Frau zu beschreiben, als ihr Gabriel eröffnete, er werde nun ohne Zweifel einige Zeit bei ihr wohnen. Er würde in der verborgensten Zurückgezogenheit und in der völligsten Einsamkeit leben; doch er würde bleiben, und nur sehr selten ausgehen; Aloyse würde ihn sehen, ihn pflegen; sie hatte sich seit langer Zeit nicht mehr so glücklich gefühlt.

Gabriel beneidete mit einem traurigen Lächeln dieses Glück einer liebenden Seele. Ah! er konnte es nicht mehr theilen. Sein Leben war für ihn fortan nur ein gräßliches Räthsel, dessen Lösung er zugleich fürchtete und wünschte.

In diesen Befürchtungen und in dieser Ungeduld vergingen seine Tage verdrießlich und unruhig einen Monat und mehr.

Nach dem Versprechen, das er seiner Amme geleistet, verließ er das Hotel beinahe nie; nur am Abend schweifte er zuweilen um das Chatelet her, und wenn

er zurückkam, schloß er sich Stunden lang in der Gruft ein, wohin unbekannte Todtengräber nächtlicher Weile und verstohlen den Leichnam seines Vater gebracht hatten.

Gabriel fand ein finsteres Vergnügen daran, so zu dem Tage der Verletzung zurückzukehren und seinen Muth mit seinem Zorn zu unterhalten.

Wenn er die schwarzen Mauern des Chatelet sah, wenn er besonders das marmorne Grab wiedersah, wo die Leiden eines so edlen Lebens geendigt hatten, trat der furchtbare Morgen, an dem er seinem ermordeten Vater die Augen geschlossen, mit allen seinen Schauern wieder vor ihn.

Dann zogen sich seine Fäuste krampfhaft zusammen, dann sträubten sich seine Haare, dann schwoll seine Brust an, und er ging aus dieser gräßlichen Beschauung mit einem ganz neuen Hasse hervor.

In solchen Augenblicken beklagte es Gabriel, daß er seine Rache in das Schlepptau der Ereignisse gestellt hatte; das Warten wurde ihm unerträglich.

Während er so ungeduldig wartete, waren die Mörder siegreich und freudig! Dieser König thronte friedlich in seinem Louvre! Dieser Connetable bereicherte sich durch das Elend des Volkes! Diese Diana von Poitiers berauschte sich in ihren schändlichen Liebschaften!

Dies konnte nicht so fortdauern! Schlief der Blitz Gottes, zitterten die Unterdrückten in ihrem Schmerz, so würde Gabriel ohne Gott und ohne die Menschen handeln, oder er würde vielmehr das Werkzeug sowohl der göttlichen Gerechtigkeit, als des menschlichen Hasses werden.

Hiebei fuhr er mit einer unwiderstehlichen Bewegung nach dem Griffe seines Schwertes; er machte einen Schritt, um hinauszueilen.

Doch sein erschrockenes Gewissen erinnerte ihn dann wieder an den Brief von Diana von Castro, geschrie-

ben von Calais, worin ihn seine Vielgeliebte anflehte, nicht mit eigener Hand zu strafen und, wenn er nicht ein unwillkührliches Werkzeug würde, nicht zu schlagen, und wären es auch Schuldige.

Gabriel las diesen rührenden Brief abermals und ließ sein Schwert wieder in die Scheide fallen.

Entrüstet über seine Gewissensbisse, entschloß er sich doch, zu warten.

Gabriel gehörte in der That zu denjenigen, welche handeln, und nicht zu denjenigen, welche anführen. Seine Thatkraft war bewunderungswürdig, wenn er ein Heer, eine Partei, oder nur einen großen Mann bei sich hatte. Doch weder seinem Rang, noch seiner Natur nach war er im Stande, allein außerordentliche Dinge auszuführen, nicht einmal im Guten, und noch viel weniger im Verbrechen. Er war weder als ein mächtiger Fürst, noch als ein mächtiges Genie geboren. Das Vermögen und der Wille der Initiative fehlten ihm gänzlich.

An der Seite von Coligny und vom Herzog von Guise hatte er Staunen erregende Thaten vollbracht. Doch nun, wie er Martin-Guerre zu verstehen gegeben, war seine Aufgabe eine ganz andere geworden: statt den Feind zu bekämpfen, hatte er seinen König zu bestrafen. Und diesmal stand Niemand an seiner Seite, um ihn bei dem furchtbaren Werk zu unterstützen.

Er zählte nichtsdestoweniger immer noch auf dieselben Menschen, die ihm schon ihre Macht geliehen hatten, auf Coligny, den Protestanten, auf den Herzog von Guise, den Ehrgeizigen.

Ein Bürgerkrieg für die Vertheidigung der religiösen Wahrheit, eine Empörung für den Triumph der Usurpation eines großen Genies, dies waren die geheimen Hoffnungen von Gabriel. Der Tod oder die Thronentsetzung von Heinrich II., seine Bestrafung in allen Fällen, ging aus der einen oder der andern dieser

Gährungen hervor. Gabriel würde sich dabei im zweiten Rang wie ein Mann vom ersten zeigen. Er würde den Schwur halten, den er dem König selbst geleistet, er würde den Meineidigen bis in seinen Kindern und Kindeskindern verfolgen.

Entgingen ihm diese zwei Chancen, so hätte Gabriel, gewohnt, im Gefolge zu erscheinen, nur Gott walten zu lassen.

Doch diese zwei Chancen schienen ihm Anfangs nichts entgehen zu sollen. Eines Tags, am 13. Juni, erhielt Gabriel beinahe zu gleicher Zeit zwei Briefe. Der erste wurde ihm gegen fünf Uhr Nachmittags durch einen geheimnißvollen Mann gebracht, der ihn nur ihm selbst übergeben wollte und ihn auch erst übergab, nachdem er die Züge seines Gesichts mit den Anzeigen eines genauen Signalement verglichen hatte.

Dieser Brief war in folgenden Worten abgefaßt:

„Freund und Bruder,

„Die Stunde ist gekommen, die Verfolger haben die Maske abgenommen. Gott sei gelobt! das Märtyrthum führt zum Sieg.

„Sucht noch diesen Abend um neun Uhr auf der Place Maubert eine braune Thüre bei Nr. 11.

„Ihr thut an diese Thüre drei durch einen regelmäßigen Zwischenraum abgesonderte Schläge. Ein Mann wird Euch öffnen und zu Euch sagen: „„Tretet nicht ein, Ihr würdet nicht hell sehen."" Ihr antwortet ihm: „„Ich bringe mein Licht mit mir."" Der Mann wird Euch zu einer Treppe von siebzehn Stufen führen, die Ihr in der Dunkelheit hinaufsteigt. Oben wird Euch ein zweiter Akolyte anreden und zu Euch sagen: „„Was verlangt Ihr?"" Antwortet: „„Was gerecht ist."" Man wird Euch sodann in ein anderes Zimmer führen, wo Euch einer das Losungswort: „„Genf"" in das Ohr sagt. Ihr werdet ihm mit dem Feldgeschrei: „„Ruhm""

antworten. Sogleich wird man Euch unter diejenigen geleiten, welche Eurer heute bedürfen.

„Diesen Abend, Freund und Bruder. Verbrennt das Billet. Verschwiegenheit und Muth.“

„L. R.“

Gabriel ließ sich eine angezündete Lampe bringen, verbrannte vor dem Boten den Brief und sprach als Antwort nur:

„Ich werde kommen.“

Der Mann grüßte und entfernte sich.

„Ah!“ sagte Gabriel zu sich selbst: „endlich sind die Evangelischen müde!“

Gegen acht Uhr, als er noch über diese Berufung von la Renaudie nachdachte, führte Aloyse einen Pagen mit dem Wappen von Lothringen zu ihm.

Der Page war der Ueberbringer eines folgendermaßen abgefaßten Briefes:

„Mein Herr und theurer Gefährte,

„Ich bin seit sechs Wochen wieder in Paris von der Armee zurück, wo ich nichts mehr zu thun hatte.

„Man versichert mich, Ihr müßet auch seit einiger Zeit zu Hause sein. Wie kommt es, daß ich Euch noch nicht gesehen? Solltet Ihr mich in diesen Zeiten der Undankbarkeit und des Vergessens auch vergessen haben? Nein, ich kenne Euch, das ist etwas Unmögliches.

„Kommt also, ich werde Euch, wenn Ihr wollt, morgen früh um 10 Uhr, in meiner Wohnung in den Tournelles erwarten.

„Kommt, und wäre es nur, um uns gegenseitig über das zu trösten, was sie aus unsern Siegen gemacht haben. „Euer wohlgewogener Freund

„Franz von Lothringen.“

„Ich werde kommen,“ sprach abermals Gabriel einfach zu dem Pagen.

Und als der Knabe sich entfernt hatte, dachte er:

„Ah! der Ehrgeizige ist auch erwacht!"

Durch eine doppelte Hoffnung gewiegt, begab er sich eine Viertelstunde nachher auf den Weg nach der Place Maubert.

III.

Eine Versammlung von Protestanten.

Das Haus Nr. 11 der Place Maubert, wohin der Brief von la Renaudie Gabriel beschieden hatte, gehörte einem Advokaten Namens Trouillard. Man bezeichnete es schon im Volke als einen Ort für die Zusammenkünfte der Ketzer. Psalmen, die in der Ferne zuweilen die Nachbarn hatten singen hören, verschafften diesen gefährlichen Gerüchten Glauben. Doch es waren nur Gerüchte, und der Polizei jener Zeit war noch nicht der Gedanke gekommen, sie zu untersuchen.

Gabriel fand ohne Mühe die braune Thüre und that nach den Instructionen des Briefes in regelmäßigen Zwischenräumen drei Schläge.

Die Thüre öffnete sich wie von selbst, doch eine Hand faßte im Schatten die Hand von Gabriel, und es sagte Jemand zu ihm:

„Tretet nicht ein, Ihr würdet nicht hell sehen."

„Ich bringe mein Licht mit mir," antwortete Gabriel nach der Formel.

„So tretet ein," sprach die Stimme, „und folgt der Hand, die Euch führt."

Gabriel gehorchte und machte so einige Schritte. Dann ließ man ihn los und sagte:

„Geht nun."

Gabriel fühlte mit seinem Fuß die erste Stufe einer Treppe. Er zählte siebzehn Stufen und blieb stehen.

„Was verlangt Ihr?" sagte eine andere Stimme.

„Was gerecht ist," antwortete er.

Sogleich öffnete sich eine andere Thüre vor ihm, und er trat in eine nur durch ein schwaches Licht erleuchtete Stube.

Hier fand sich allein ein Mann, der sich Gabriel näherte und leise zu ihm sagte:

„Genf."

„Ruhm!" erwiederte auf der Stelle der junge Graf.

Der Mann schlug nun auf ein Glöckchen und la Renaudie trat in Person durch eine Geheimthüre ein.

Er ging auf Gabriel zu und drückte ihm liebevoll die Hand.

„Wißt Ihr, was heute im Parlament vorgefallen ist?" fragte er ihn.

„Ich habe mein Haus nicht verlassen," antwortete Gabriel.

„Ihr sollt Alles hier erfahren," sagte la Renaudie. „Ihr habt Euch noch nicht gegen uns verbindlich gemacht, gleichviel! wir machen uns gegen Euch verbindlich. Ihr sollt unsere Pläne wissen, Ihr sollt unsere Kräfte zählen. Es wird nichts mehr Geheimes für Euch in den Dingen unserer Partei geben. Euch jedoch wird es freistehen, nach Eurem Belieben allein oder mit uns zu handeln. Ihr habt mir gesagt, der Absicht nach gehöret Ihr zu uns, das genüge. Ich verlange von Euch nicht einmal Euer Wort als Edelmann, nichts von dem zu offenbaren, was Ihr sehen oder hören werdet. Bei Euch ist eine solche Vorsicht unnöthig."

„Ich danke für dieses Vertrauen," sagte Gabriel gerührt; „Ihr werdet es nicht bereuen."

„Tretet mit mir ein, und bleibt an meiner Seite," sprach la Renaudie: „ich werde Euch nach und nach die Namen von denjenigen unserer Brüder sagen, welche Ihr noch nicht kennt; das Uebrige werdet Ihr selbst beurtheilen, kommt."

Er nahm Gabriel bei der Hand, drückte an eine Feder der Geheimthüre und trat mit ihm in einen großen langen Saal, wo ungefähr zweihundert Personen versammelt waren.

Einige da und dort zerstreute Kerzen beleuchteten nur halb die beweglichen Gruppen. Im Uebrigen fanden sich weder Geräthschaften, noch Tapeten, noch Bänke; ein plumper Stuhl von Holz, für den Geistlichen oder Redner, war Alles.

Die Gegenwart von etwa zwanzig Frauen erklärte, rechtfertigte aber keines Wegs (bemerken wir dies sogleich) die Verleumdungen, zu denen unter den Katholiken die nächtlichen und geheimen Zusammenkünfte der Reformirten Anlaß gaben.

Niemand bemerkte den Eintritt von Gabriel und seinem Führer. Aller Augen und Aller Gedanken waren in diesem Augenblick auf denjenigen gerichtet, welcher die Tribune einnahm . . ein Religionär mit trauriger Stirne und ernstem Wort.

La Renaudie nannte ihn Gabriel.

„Es ist der Rath im Parlament, Nicolas Duval," sagte er leise zu ihm. „Er hat so eben die Erzählung dessen angefangen, was bei den Augustinern vorgefallen ist. Hört."

Gabriel horchte.

„Unser gewöhnlicher Saal im Palaste," fuhr der Redner fort, „war von den Vorkehrungen zu den Hochzeitsfesten der Prinzessin Elisabeth eingenommen; wir hielten provisorisch zum ersten Mal unsere Sitzung bei den Augustinern, und, ich weiß nicht, der Anblick dieses

ungewohnten Saales ließ uns von Anfang unbestimmt ein außerordentliches Ereigniß ahnen.

„Doch der Präsident Gilles Lemaitre eröffnete die Sitzung wie gewöhnlich und nichts schien die Befürchtungen von Einigen von uns zu rechtfertigen.

„Man nahm die am vorhergehenden Mittwoch in Anregung gebrachte Frage wieder auf. Antoine Fumée, Paul de Foix und Eustache de la Porte sprachen hinter einander zu Gunsten der Duldsamkeit, und ihre feurigen, festen Reden schienen einen lebhaften Eindruck auf die Mehrzahl hervorgebracht zu haben.

„Eustache de la Porte hatte sich eben unter einem allgemeinen Beifallssturme gesetzt und Henry Dufaur nahm das Wort, um die noch zögernden Stimmen zu gewinnen, als sich plötzlich die große Thüre öffnete und der Huissier des Parlaments laut ausrief: „„Der König.““

„Der Präsident schien durchaus nicht erstaunt; er stieg eilig von seinem Sitze herab, um dem König entgegen zu gehen. Alle Räthe erhoben sich in Unordnung, die Einen ganz verwundert, die Andern sehr ruhig, und als ob sie das, was kam, erwarteten.

„Der König trat begleitet vom Cardinal von Lothringen und vom Connetable ein.

„„Ich komme nicht, um Eure Arbeiten zu stören, meine Herren vom Parlament,““ sprach er zuerst; „„ich komme, um sie zu unterstützen.““

„Und nach einigen unbedeutenden Complimenten endigte er mit den Worten:

„„Der Frieden ist mit Spanien geschlossen; doch bei Gelegenheit der Kriege sind arge Ketzereien vorgefallen, die sich auch in dieses Königreich eingeschlichen haben. Warum habt Ihr nicht gegen die Lutheraner ein Edict bestätigt, das ich von Euch verlangte? . . . Doch ich wiederhole, fahrt frei in meiner Gegenwart in den von Euch begonnenen Berathungen fort.““

„Henry Dufaur, der das Wort hatte, nahm es

muthig auf diese Rede des Königs wieder auf, vertheidigte die Sache der Gewissensfreiheit und fügte sogar seiner kühnen Rede einige traurige und ernste Mittheilungen über das Benehmen der Regierung bei.

„„Ihr beklagt Euch über Unruhen?““ rief er. „„Nun wohl, wir wissen den Urheber und könnten das antworten, was Elias dem Achab antwortete: „„Ihr seid es, der Israel plagt.““

„Heinrich biß sich erbleichend auf die Lippen, schwieg aber.

„Da erhob sich Anne Dubourg und ließ noch unmittelbarere und noch ernstere Vorstellungen hören.

„„Ich fühle,““ sagte er, „„daß es gewisse Verbrechen gibt, Sire, die man unbarmherzig strafen muß, wie den Ehebruch, die Blasphemie, den Meineid, während man sie jeden Tag durch die Unordnung, durch die Ausschweifung und durch strafbare Liebschaften begünstigt. Doch wessen beschuldigt man diejenigen, welche man den Armen des Henkers überantwortet? des Verbrechens der beleidigten Majestät? Nie haben sie den Namen des Fürsten in ihren Gebeten vergessen! nie haben sie Empörung oder Verrath angezettelt! Wie! weil sie durch das Licht der heiligen Schrift die großen Laster und die schmählichen Mängel der römischen Macht entdeckt haben, weil sie verlangten, daß man Ordnung darein bringe, ist dies eine ungebührliche Freiheit, die den Feuertod verdient!““

„Der König rührte sich nicht. Doch man fühlte seinen Zorn dumpf brüten.

„Der Präsident Gilles Lemaitre wollte dem Zorn des Königs schmeicheln und rief mit geheuchelter Entrüstung:

„„Es handelt sich um Ketzer! man endige mit ihnen wie mit den Albigensern: Philipp August hat sechshundert derselben an einem Tag verbrennen lassen.““

„Diese heftige Sprache nützte der guten Sache vielleicht mehr, als die gemäßigte Festigkeit der Unsri-

gen. Es wurde klar, daß bei der Entscheidung das Resultat der Meinungen mindestens im Gleichgewicht stehen müßte.

„Heinrich II. begriff dies und wollte Alles durch einen Staatsstreich brusquiren.

„„Der Herr Präsident hat Recht,““ sagte er. „„Man muß mit den Ketzern ein Ende machen, oder sie flüchten sich. Und um anzufangen, Herr Connetable, verhafte man auf der Stelle diese zwei Rebellen.““

„Er deutete mit der Hand auf Henri Dufaur und Anne Dubourg und ging hastig hinaus, als könnte er seinen Zorn nicht mehr bewältigen.

„Ich brauche Euch nicht zu sagen, Freunde und Brüder, daß Herr von Montmorency dem Befehle des Königs gehorchte. Dubourg und Dufaur wurden mitten im Parlament in Verhaft genommen und abgeführt, und wir blieben Alle ganz bestürzt.

„Gilles Lemaitre allein fand den Muth, beizufügen:

„„Das ist Gerechtigkeit! so sollen alle diejenigen bestraft werden, welche es wagten, die Achtung vor der königlichen Majestät zu verletzen!““

„Doch als wollten sie ihn Lügen strafen, traten abermals Wachen in den Kreis der gesetzgebenden Versammlung und verhafteten, andere Befehle, die sie vorzeigten, vollziehend, Foix, Fumée, de la Porte, welche vor der Ankunft des Königs gesprochen und einzig und allein die religiöse Toleranz vertheidigt hatten, ohne den geringsten Vorwurf gegen den Souverain zu äußern.

„Es war also gewiß, daß nicht wegen ihrer Vorstellungen an den König, sondern wegen ihrer religiösen Meinungen fünf unverletzliche Mitglieder des Parlaments mittelst eines schändlichen Hinterhaltes unter dem Streiche der Beschuldigung eines Hauptverbrechens fielen.“

Nicolas Duval schwieg. Das Gemurre des Schmerzes und des Zornes der Versammlung hatte ihn

zwanzigmal unterbrochen und folgte energischer als je auf die Mittheilung von dieser großen stürmischen Sitzung, welche, für uns, in der Entfernung, einer anderen Versammlung anzugehören scheint und das Aussehen hat, als hätte sie zweihundert und dreißig Jahre später stattgefunden.

Nur war es zweihundert und dreißig Jahre später nicht das Königthum, sondern die Freiheit, welche das letzte Wort haben sollte.

Der Geistliche David folgte im Rednerstuhle auf Nicolas Duval.

„Brüder," sprach er, „damit Gott sie mit seinem Geiste der Wahrheit beseele, erheben wir vor der Berathung gemeinschaftlich zu ihm unsere Stimmen und unsere Gedanken durch irgend einen Psalmen."

„Der Psalm vierzig!" riefen mehrere Reformirte.

Und Alle fingen an den genannten Psalm anzustimmen.

Er war sonderbar gewählt, um die Ruhe wiederherzustellen. Man muß gestehen, es war viel mehr der Gesang der Drohung, als die Hymne des Gebetes.

Doch die Entrüstung überströmte in diesem Augenblick in den Gemüthern, und mit einem Ausdruck tiefen Gefühles sang man folgende Strophen, wobei die Erschütterung die Stelle der mangelnden Poesie einnahm:

„Ihr Thoren ohne Herz und Sinn
Wie eilt zum Untergang ihr hin!
Wie wollt ihr selbst euch trügen,
Um Jesum zu bekriegen.
Ihr weiht die kurze Lebensfrist
Zum Dienste eurem Antichrist.
Abscheuliche Verräther,
Des Satanas Anbeter!
Was Gott gebeut, verbietet ihr,
Dem Drachen treu, dem Bibelthier."

Die letzte Stanze war besonders bezeichnend:

„Für unsern Herrn, für Jesum Christ,
Der aller Fürsten König ist,
Soll ungehemmt sein Wort ertönen,
Soll Alles heilen und versöhnen.
Wie? ihr verbreitet seinen Fluch,
Deß, der das Kreuz zur Sühne trug.
Schwer ist die Straf im Erdengrunde,
Noch schrecklicher im Höllenschlunde
Die Qual für jede Uebelthat,
Weh dem, der sie verschuldet hat!“

Sobald der Psalm beendigt war, trat, als ob dieser erste Ruf zu Gott schon die Herzen erleichtert hätte, das Stillschweigen wieder ein, und die Berathung konnte beginnen.

La Renaudie nahm zuerst das Wort, um vor Allem den Standpunkt und die Richtung genau herauszustellen.

„Brüder,“ sagte er von seinem Platze aus, „in Gegenwart eines unerhörten Ereignisses, das alle Begriffe von Recht und Billigkeit niederwirft, haben wir das Verfahren zu bestimmen, das die Partei der Reform zu beobachten hat. Sollen wir uns noch gedulden? oder sollen wir handeln? und wie sollen wir in diesem Fall handeln? Dies sind die Fragen, die sich Jeder hier stellen, die Jeder nach seinem Gewissen lösen muß. Ihr seht, daß unsere Verfolger von nichts Geringerem, als von einer allgemeinen Niedermetzelung sprechen und uns insgesammt aus dem Leben streichen wollen, wie man ein schlecht geschriebenes Wort aus einem Buche streicht. Werden wir gehorsam den Todesstreich abwarten? Oder werden wir es, da die Gerechtigkeit und das Gesetz gerade von denjenigen verletzt sind, deren Pflicht es ist, sie zu beschützen, versuchen, uns selbst Gerechtigkeit zu verschaffen und für einen Augenblick die Gewalt an die Stelle des Gesetzes treten zu lassen? . . . Euch, meine Brüder und Freunde, geziemt es, zu antworten.“

La Renaudie machte eine kurze Pause, um dem

furchtbaren Dilemma Zeit zu lassen, klar in alle Geister einzudringen.

Dann fuhr er in der Absicht, den Schluß zugleich zu erleuchten und zu beschleunigen, fort:

„Zwei Parteien, wir wissen es leider Alle, trennen diejenigen, welche die Sache der Reform und der Wahrheit vereinigen müßte; doch vor der Gefahr und vor dem gemeinschaftlichen Feinde gebührt es sich, wie mir scheint, daß wir ein Herz und einen Willen haben. Die Mitglieder der einen und der andern Fraction sind gleichmäßig eingeladen, ihre Ansicht auszusprechen und ihre Mittel zu nennen. Derjenige Rath, welcher bessere Chancen des Gelingens bieten wird, von welcher Seite er auch kommen mag, muß allgemein angenommen werden. Und nun sprecht, meine Freunde und Brüder, in voller Freiheit und in vollem Vertrauen."

Auf die Rede von la Renaudie folgte ein ziemlich langes Zaudern. Was gerade denjenigen fehlte, welche ihn hörten, war die Freiheit, war das Vertrauen.

Und dann bewahrte, trotz der Entrüstung, von der wirklich alle Herzen erfüllt waren, das Königthum in jener Zeit ein zu großes Blendwerk, als daß die Reformirten, Novizen in der Verschwörung, es gewagt hätten, sogleich offenherzig ihre Ideen einer bewaffneten Rebellion auszudrücken. Sie waren entschlossen und in Masse ihrer Sache ergeben: doch Jeder wich im Einzelnen vor der Verantwortlichkeit einer ersten Motion zurück. Alle wollten der Bewegung folgen, keiner wagte es, sie hervorzurufen.

Dann, wie es la Renaudie zu verstehen gegeben hatte, mißtrauten sie einander; jede von den beiden Parteien wußte nicht, wohin die andere sie führen würde, und ihre Zwecke waren doch in der That zu unähnlich, als daß die Wahl der Mittel, des Weges und der Führer ihnen hätte gleichgültig sein können.

Die Partei von Genf strebte insgeheim nach der

Republik und die des Adels nur nach einer Veränderung des Königthums.

Die Wahlformen des Calvinismus, das Princip der Gleichheit, das die neue Kirche überall aufstellte, führten unmittelbar zu dem republikanischen Systeme in den von den Schweizer Cantonen angenommenen Bedingungen. Doch der Adel wollte nicht so weit gehen, er begnügte sich mit dem Plane, im Einverständniß mit der Königin Elisabeth von England, Heinrich II. vom Thron zu stoßen und ihn durch einen calvinistischen König zu ersetzen. Man nannte ganz leise zum Voraus den Prinzen von Condé.

Man sieht, es war schwierig, zwei einander ganz entgegengesetzte Elemente zu einem gemeinschaftlichen Werke mitwirken zu machen.

Gabriel bemerkte daher mit Bedauern nach der Rede von La Renaudie, daß die zwei beinahe feindlichen Lager sich mit mißtrauischem Auge maßen, ohne daß sie daran zu denken schienen, aus den so kühn gestellten Prämissen Schlüsse zu ziehen.

Es vergingen ein paar Minuten unter verworrenem Gemurmel, in schmerzlicher Unentschiedenheit. La Renaudie war nahe daran, sich zu fragen, ob er nicht durch eine zu ungestüme Aufrichtigkeit unwillkührlich die Wirkung der Erzählung von Nicolas Duval zerstört habe. Dach da er einmal diesen Weg eingeschlagen hatte, so wollte er Alles wagen, um Alles zu retten, und er wandte sich an einen magern, schwächlichen, kleinen Mann, mit dicken Brauen und gallichter Miene, der bei einer Gruppe in seiner Nähe stand, und sagte zu ihm mit lauter Stimme:

„Nun, Lignières, werdet Ihr nicht zu unsern Brüdern sprechen und ihnen sagen, was Ihr auf dem Herzen habt?“

„Es sei!“ antwortete der kleine Mann, dessen Blick sich entflammte. „Ich werde sprechen, doch dann ohne etwas zu verhehlen und ohne etwas zu mildern!“

„Oh! Ihr seid bei Freunden," versetzte la Renaudie.

Während Lignières den Rednerstuhl bestieg, sagte der Baron Gabriel in's Ohr:

„Ich wende hier ein gefährliches Mittel an. Dieser Lignières ist ein Fanatiker, in gutem oder in schlechtem Glauben? ich weiß es nicht, der die Dinge zum Aeusserften treibt und mehr Widerstreben als Sympathien hervorruft. Doch gleichviel! wir müssen um jeden Preis wissen, woran wir uns zu halten haben, nicht wahr?"

„Ja, die Wahrheit trete endlich aus allen diesen verschlossenen Herzen hervor!" sagte Gabriel.

„Seid unbesorgt, Lignières und seine Doctrinen werden nichts davon schlummern lassen!" versetzte la Renaudie.

Der Redner hub in der That sehr ex abrupto an und sprach:

„Das Gesetz selbst ist verdammt worden. Welche Berufung bleibt uns übrig? Die Berufung an die Gewalt und keine andere! Ihr fragt, was zu thun sei? Wenn ich diese Frage nicht beantworte, so ist hier etwas, was an meiner Stelle antworten könnte."

Er hob eine silberne Medaille in die Höhe und zeigte sie allen Anwesenden.

„Diese Medaille," fuhr er fort, „wird beredter sprechen, als mein Wort. Für diejenigen, welche sie aus der Ferne nicht sehen können, sage ich, was sie vorstellt: sie bietet das Bild eines flammenden Schwertes, das eine Lilie abschneidet, deren Stängel sich biegt und fällt. Daneben rollen der Scepter und die Krone im Staub."

Lignières fügte bei, als befürchtete er, man hätte ihn nicht gut begriffen:

„Die Medaillen dienen gewöhnlich zur Erinnerung an vollendete Thatsachen: diese diene zur Prophezeiung

eines zukünftigen Ereignisses! Ich habe nichts mehr zu sagen."

Er hatte wahrlich genug gesagt! Er stieg unter dem Beifallsrufe eines schwachen Theiles der Versammlung und unter dem Gemurre einer viel größeren Anzahl von dem Rednerstuhle herab.

Doch die allgemeine Haltung war ein Stillschweigen des Erstaunens.

„Hört!" sagte la Renaudie mit leiser Stimme zu Gabriel, „das ist nicht die Saite, welche am meisten Anklang unter uns findet. Zu einer andern! Herr Baron von Castelnau," fuhr er laut fort, indem er einen eleganten, nachdenkenden jungen Mann aufrief, der zehn Schritte von ihm an der Mauer lehnte, „Herr von Castelnau, habt Ihr Eurerseits nichts zu sagen?"

„Ich hätte vielleicht nichts zu sagen, doch ich habe zu antworten," erwiederte der junge Mann.

„Wir hören," sagte la Renaudie. „Dieser," fügte er bei, indem er sich an das Ohr von Gabriel neigte, „dieser gehört zur Partei der Edelleute und Ihr mußtet ihn im Louvre sehen an dem Tag, wo Ihr die Nachricht von der Einnahme von Calais überbracht habt. Castelnau ist offenherzig, redlich und brav. Er wird seine Fahne eben so kühn aufpflanzen, als Lignières, und wir werden sehen, ob man ihn besser empfängt."

Castelnau blieb auf einer der Stufen des Rednerstuhles stehen und sprach von hier aus:

„Ich werde anfangen, wie die Redner, die mir vorhergingen, angefangen haben. Man hat uns mit der Ungerechtigkeit geschlagen, vertheidigen wir uns gegen die Ungerechtigkeit. Führen wir ins offene Feld unter die Panzer den Krieg, den man ins Parlament unter die rothen Roben gebracht hat! . . . Doch ich weiche im Uebrigen in meiner Ansicht von der von Herrn von Lignières ab. Ih habe Euch auch eine Medaille zu zeigen. Hier ist sie. Es ist nicht die seinige. Von ferne scheint sie Euch den gemünzten Thalern zu glei-

chen, die in unsern Taschen sind. Es ist wahr, sie bietet auch das Bildniß eines gekrönten Königs. Nur steht statt: **Henricus II., rex Galliae,** auf dem Abschnitt: **Ludovicus XIII., rex Galliae.** Ich habe es gesagt."

Der Baron von Castelnau verließ, die Stirne hoch, seinen Platz. Die Anspielung auf den Prinzen Ludwig von Condé war flagrant. Diejenigen, welche Lignières Beifall geklatscht hatten, murrten, diejenigen, welche gemurrt hatten, klatschten Beifall.

Doch die Masse blieb noch unbeweglich und stumm unter den zwei Minoritäten.

„Was wollen sie denn?" fragte Gabriel leise la Renaudie.

„Ich befürchte, sie wollen nichts!" erwiederte der Baron.

In diesem Augenblick verlangte der Advokat des Avenelles das Wort.

„Das ist, glaube ich, ihr Mann," sprach la Renaudie. „Des Avenelles ist mein Wirth, wenn ich in Paris bin; ein ehrlicher, gescheiter Mann, aber zu schüchtern, zu klug vielleicht. Seine Meinung wird ihr Gesetz sein."

Des Avenelles gab schon am Anfang der Vorhersehung von la Renaudie Recht.

„Wir haben muthige und sogar vermessene Worte gehört," sagte er. „Doch war der Augenblick wirklich gekommen, sie auszusprechen? Geht man nicht ein wenig zu rasch? Man zeigt uns ein erhabenes Ziel, doch man spricht nicht von den Mitteln. Sie können nur verbrecherisch sein. Mehr als bei einem von denjenigen, welche hier sind, wird meine Seele gemartert von der Verfolgung, die man uns ausstehen läßt. Doch während wir so viele Vorurtheile zu besiegen haben, muß man auch noch vollends auf die Sache der Reformation die Gehässigkeit eines Mordes werfen? Ja, eines

Mordes! denn Ihr könntet auf keinem andern Wege das Resultat erreichen, das Ihr uns zu zeigen wagt."

Beinahe einstimmiger Beifall unterbrach des Avenelles.

„Was sagte ich?" murmelte ganz leise la Renaudie. „Dieser Advokat ist ihr wahrer Ausdruck!"

Des Avenelles fuhr fort:

„Der König ist in der Kraft und in der Reife des Alters. Um ihn des Thrones zu entsetzen, müßte man ihn herabstürzen. Welcher lebende Mensch würde eine solche Gewaltthat auf sich nehmen? Die Könige sind göttlich, Gott allein hat ein Recht über sie! Ah! wenn irgend ein Unfall, ein unvorhergesehenes Uebel, ein Privatattentat sogar in diesem Augenblick das Leben des Königs erreichte und die Vormundschaft über einen König, der noch in der Kindheit begriffen ist, in die Hände der frechen Bursche legte, die uns unterdrücken, dann wäre es diese Vormundschaft und nicht das Königthum, es wären die Guisen und nicht Franz II., was man angreifen würde. Der Bürgerkrieg würde lobenswerth und die Empörung heilig, und ich wäre der Erste, der Euch: Zu den Waffen! zuriefe."

Diese Energie der Schüchternheit erfüllte die Versammlung mit Bewunderung, und neue Zeichen des Beifalls belohnten den klugen Muth von des Avenelles.

„Ah!" sagte la Renaudie leise zu Gabriel, „ich bedaure nun, daß ich Euch habe kommen lassen. Ihr müßt Mitleid mit uns bekommen."

Gabriel aber sprach nachdenkend in seinem Innern:

„Nein, ich habe ihnen ihre Schwäche nicht vorzuwerfen, denn sie gleicht der meinigen. Wie ich insgeheim auf sie zählte, so zählen sie, wie es scheint, auf mich."

„Was wollt Ihr denn thun?" rief la Renaudie seinem triumphirenden Wirthe zu.

„Auf dem Weg der Gesetzlichkeit bleiben, warten!"

antwortete entschlossen der Advokat. „Anne Dubourg Henri Dufaur und drei von unsern Freunden im Parlament sind verhaftet worden, doch wer sagt uns, man werde es wagen, sie zu verurtheilen, sie nur anzuklagen? Meiner Ansicht nach dürfte die Gewaltthätigkeit von unserer Seite dahin führen, daß sie die der Macht hervorrufen würde. Und wer weiß, ob unsere Zurückhaltung nicht gerade den Opfern zum Heil gereicht? Behaupten wir die Ruhe der Kraft und die Würde des guten Rechtes. Schieben wir alles Unrecht auf die Seite unserer Verfolger. Warten wir. Wenn sie uns gemäßigt und fest sehen, werden sie sich zweimal besinnen, ehe sie uns den Krieg erklären, wie ich Euch, meine Freunde und Brüder, bitte, Euch ebenfalls zweimal zu besinnen, ehe Ihr ihnen das Zeichen zu Repressalien gebt."

Des Avenelles schwieg, und das Beifallsgeschrei begann wieder.

Ganz glorreich, wollte der Advokat seinen Sieg bestätigt sehen und sprach:

„Diejenigen, welche denken wie ich, mögen die Hand aufheben."

Beinahe alle Hände erhoben sich, um des Avenelles Zeugschaft zu leisten, daß seine Stimme die der Versammlung gewesen sei.

„Man hat sich nun," sagte er, „man hat sich dahin entschieden. . ."

„Gar nichts zu entscheiden," unterbrach ihn Castelnau.

„Bis auf einen günstigeren Augenblick die äußersten Entschließungen zu verschieben," rief des Avenelles, indem er einen wüthenden Blick auf den Unterbrecher warf.

Der Geistliche David schlug vor, einen neuen Psalm zu singen, um Gott um die Befreiung der armen Gefangenen zu bitten.

„Gehen wir," sagte la Renaudie zu Gabriel, „dies

Alles entrüstet mich reizt mich zum Unwillen. Diese Leute wissen nur zu singen, sie haben nichts Aufrührerisches als ihre Psalmen."

Als sie auf der Straße waren, gingen sie schweigsam und Beide ganz und gar von ihren Gedanken in Anspruch genommen neben einander her.

Auf dem Pont Notre-Dame trennten sie sich, la Renaudie kehrte in den Faubourg Saint-Germain und Gabriel nach dem Arsenal zurück.

„Gott befohlen, Herr d'Exmès," sprach la Renaudie „es ärgert mich, daß ich Euch Eure Zeit habe verlieren lassen. Glaubt jedoch, daß dies nicht ganz unser letztes Wort ist. Der Prinz, Coligny und unsere besten Köpfe fehlten uns diesen Abend."

„Ich habe meine Zeit nicht mit Euch verloren," erwiederte Gabriel. „Ihr werdet Euch vielleicht binnen Kurzem davon überzeugen."

„Desto besser! desto besser!" versetzte la Renaudie. „Doch ich zweifle. . ."

„Zweifelt nicht," sprach Gabriel. „Ich mußte nothwendig wissen, ob die Protestanten wirklich die Geduld zu verlieren anfangen, und es ist mir nützlicher, als Ihr glauben mögt, daß ich mich versichert habe, sie seien noch nicht müde geworden."

IV.

Eine andere Prüfung.

Da ihm die Unzufriedenheit der Reformirten entging, so blieb der Rache von Gabriel noch eine Chance, die des Ehrgeizes des Herzogs von Guise.

Am andern Morgen um zehn Uhr war er auch pünktlich bei dem Rendezvous, das ihm der Brief von Franz von Lothringen im Palaste der Tournelles bezeichnet hatte.

Der junge Graf von Montgommery wurde erwartet. Bei seiner Erscheinung führte man ihn auf der Stelle bei demjenigen ein, welchen man nun seiner Kühnheit wegen den Eroberer von Calais nannte.

Der Balafré kam voll Eifer Gabriel entgegen und drückte ihm liebevoll die Hände.

„Endlich seid Ihr da, vergeßlicher Freund?" sagte er; „ich war genöthigt, Euch zu suchen, Euch bis in Euren Schlupfwinkel zu verfolgen, und wenn ich es nicht gethan hätte, Gott weiß, wann ich Euch gesehen haben würde! Warum dies? warum habt Ihr mich seit meiner Rückkehr nicht besucht?"

„Gnädigster Herr," erwiederte Gabriel mit leiser Stimme, „schmerzliche Empfindungen . ."

„Ah! ich wußte es wohl!" unterbrach ihn der Herzog von Guise. „Nicht wahr, sie sind auch zu Lügnern an den Versprechungen geworden, die sie Euch geleistet hatten? Sie haben Euch getäuscht, Euren Unwillen hervorgerufen, Euch blutig verletzt? Euch, den Retter Frankreichs! Oh! ich habe es wohl vermuthet, es sei eine Schändlichkeit vorgefallen! Mein Bruder, der Cardinal von Lothringen, der Euerer Rückkehr in den Louvre beiwohnte, der Euren Namen Graf von Montgommery hörte, errieth mit der Feinheit des Priesters, Ihr würdet der Bethörte oder das Opfer dieser Leute sein. Warum habt Ihr Euch nicht an ihn gewendet? Er hätte Euch in meiner Abwesenheit unterstützen können."

„Ich danke Euch, gnädigster Herr," erwiederte Gabriel mit ernstem Tone, „doch ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr Euch täuscht. Man hat auf das Allerstrengste die Verbindlichkeiten gehalten, die man gegen mich eingegangen."

„Oh! Ihr sagt das mit einem Tone, Freund!..“

„Ich sage das, wie ich es fühle, gnädigster Herr. Doch ich muß Euch wiederholen, daß ich mich nicht beklage, und daß die Versprechungen, auf die ich zählte.. buchstäblich vollzogen worden sind. Reden wir nicht mehr von mir, ich bitte Euch; Ihr wißt, daß mir gewöhnlich dieser Gegenstand der Unterhaltung nicht gefällt, und heute ist er mir peinlicher als je. Habt die Gnade, besteht nicht länger auf Euren wohlwollenden Fragen.“

Betroffen durch den schmerzlichen Ausdruck von Gabriel, erwiederte der Herzog von Guise:

„Das genügt, Freund, ich müßte in der That nun befürchten, ohne es zu wollen, eine von Euren schlecht geschlossenen Wunden zu berühren, und ich will Euch nicht weiter über Euch selbst befragen.“

„Ich danke, Monseigneur,“ sprach Gabriel mit einem würdigen, tiefen Tone.

„Wißt nur,“ fuhr der Balafré fort, „daß an jedem Ort, zu jeder Zeit und wofür es auch sein mag, mein Ansehen, mein Vermögen und mein Leben Euch gehören, und daß Ihr, wenn mir eines Tags die Chance zu Theil wird, daß Ihr meiner in irgend einem Punkte bedürft, nur Eure Hand auszustrecken habt, um die meinige zu finden.“

„Ich danke, Monseigneur,“ wiederholte Gabriel.

„Da dies nun unter uns abgemacht ist, von was beliebt Euch zu sprechen?“

„Von Euch, gnädigster Herr,“ antwortete der junge Mann, „von Eurem Ruhm, von Euren Plänen; das ist es, was mich interessirt! das ist der Magnet, der mich auf Euren ersten Ruf herbeieilen machte!“

„Mein Ruhm? meine Pläne?“ versetzte Franz von Lothringen, den Kopf schüttelnd. „Ach! das ist für mich auch ein trauriger Gegenstand der Unterhaltung.“

„Oh! was sagt Ihr, Monseigneur?“ rief Gabriel.

„Die Wahrheit, Freund! Ja, ich gestehe, ich

glaubte mir einigen Ruf erworben zu haben; es kam mir vor, als dürfte mein Name gegenwärtig mit einiger Achtung in Frankreich, mit einigem Schrecken in Europa ausgesprochen werden. Und da mir diese schon glänzende Vergangenheit es zur Pflicht machte, in die Zukunft zu schauen, so ordnete ich meine Pläne nach meinem Ruhme; ich träumte von großen Dingen für mein Vaterland und für mich selbst, und mir scheint, ich hätte sie vollbracht!"

„Nun, Monseigneur?" fragte Gabriel.

„Gabriel," erwiederte der Herzog von Guise, „seit sechs Wochen, seit meiner Rückkehr an diesen Hof habe ich an meinen Ruhm zu glauben aufgehört und auf alle meine Pläne Verzicht geleistet."

„Jesus! warum dies?"

„Habt Ihr denn nicht vor Allem gesehen, auf welch einen schmählichen Vertrag alle unsere Siege ausgelaufen sind? Wären wir die Belagerung von Calais aufzuheben genöthigt gewesen, hätten die Engländer noch die Häfen von Frankreich in ihrer Gewalt, hätte uns endlich die Niederlage auf allen Punkten die Unzulänglichkeit unserer Streitkräfte und die Unmöglichkeit, einen ungleichen Kampf fortzusetzen, nachgewiesen, man würde keinen unvortheilhafteren und schmählicheren Vertrag unterzeichnet haben, als den von Cateau-Cambrésis."

„Es ist wahr, Monseigneur, Jedermann beklagt, daß man so armselige Früchte aus einer so herrlichen Ernte gezogen hat."

„Wohl," fuhr der Herzog fort, „wie soll ich abermals für Leute säen, welche so schlecht zu ernten wissen? Haben sie mich nicht durch ihren schönen Friedensschluß zur Unthätigkeit gezwungen? Mein Schwert ist auf lange Zeit in der Scheide zu bleiben verurtheilt. Der überall und um jeden Preis ausgelöschte Krieg löscht zu gleicher Zeit auch meine glorreichen Träume

aus; und das ist, unter uns gesagt, auch eines von den Dingen, die man gesucht hat."

„Doch Ihr seid darum nicht minder mächtig, selbst in dieser Ruhe, gnädigster Herr," entgegnete Gabriel. „Der Hof achtet Euch, das Volk betet Euch an, die Fremden fürchten Euch."

„Ja, ich glaube, daß ich im Innern geliebt und auswärts gefürchtet bin," sprach der Balafré; „doch Freund, sagt nicht, man achte mich im Louvre. Während man öffentlich die sicheren Resultate unserer Siege vernichtete, untergrub man auch meinen Privateinfluß. Als ich von dorther zurückkam, wen fand ich mehr als je in Gunst? Den frechen Besiegten von Saint-Laurent, den Montmorency, den ich verabscheue!"

„Oh! sicherlich nicht mehr, als ich," sprach Gabriel.

„Durch ihn und für ihn ist der Friede, über den wir Alle erröthen, geschlossen worden. Er begnügte sich nicht damit, meine Anstrengungen minder wirksam zu machen; abermals wußte er in dem Vertrag für seine eigenen Interessen zu sorgen, und er ließ sich zum zweiten oder dritten Mal sein Lösegeld von Saint-Laurent zurückbezahlen. Er speculirt sogar auf seine Niederlage und seine Schande."

„Ist das der Nebenbuhler, den der Herzog von Guise annimmt!" versetzte Gabriel mit einem verächtlichen Lächeln.

„Er bebt darob, Freund, doch Ihr seht wohl, daß man ihm diesen Menschen voransetzt! Ihr seht, daß der Connetable durch irgend etwas beschützt wird, was stärker ist, als der Ruhm, durch irgend Jemand, der mächtiger ist, als der König selbst! Ihr seht, daß meine Dienste nie denen von Frau Diana von Poitiers gleichkommen werden, die der Blitz erschlagen möge."

„Oh! Gott höre Euch," murmelte Gabriel.

„Aber was hat denn diese Frau dem König angethan? Wißt Ihr es, Freund?" fuhr der Herzog von

Guise fort. „Hat das Volk Recht, wenn es von Liebestränken und Zaubermitteln spricht? Ich denke, es gibt zwischen ihnen ein stärkeres Band, als die Liebe. Es muß nicht allein die Leidenschaft sein, was sie an einander fesselt, sondern das Verbrechen. Ich würde schwören, unter ihren Erinnerungen finde sich ein schwerer Gewissensbiß. Es sind nicht nur Liebende, es sind Schuldgenossen"

Der Graf von Montgommery schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Glaubt Ihr das nicht auch, Gabriel?" fragte ihn der Balafré.

„Ja, ich glaube es, Monseigneur," antwortete Gabriel mit erstickter Stimme.

„Und wißt Ihr," sagte der Herzog von Guise, „wißt Ihr, was ich zum Uebermaß der Demüthigung außer dem ungeheuerlichen Vertrag von Cateau-Cambrésis als Lohn gefunden habe, als ich von der Armee zurückkam? Die unmittelbare Zurücknahme der mir verliehenen Würde eines General-Lieutenant des Königreichs. Diese außerordentlichen Functionen würden in Friedenszeiten unnütz, sagte man mir. Und ohne mich davon in Kenntniß zu setzen, ohne mir zu danken, strich man mir diesen Titel, wie man ein altes Geräthe, das zu nichts mehr dient, in die Rumpelkammer wirft."

„Ist es möglich? Man hat nicht mehr Rücksichten gegen Euch gehabt?" versetzte Gabriel, der das Feuer dieser von Zorn entbrannten Seele schüren wollte.

„Wozu mehr Rücksichten für einen überflüssigen Diener?" sprach der Herzog mit den Zähnen knirschend. „Bei Herrn von Montmorency ist es etwas Anderes. Er ist Connetable geblieben. Das ist eine Ehrenstelle, die man nicht mehr zurücknimmt, und die er durch vierzig Jahre der Niederlagen wohl verdient hat. . . Beim Kreuz von Lothringen! wenn der Kriegswind

abermal bläst, da komme man wieder und flehe mich an, und beschwöre mich, und nenne mich den Retter des Vaterlandes! ich werde sie zu ihrem Connetable schicken. Dieser rette sie, wenn er kann! Es ist sein Geschäft und die Pflicht seines Amtes. Ich, was mich betrifft, nehme, da sie mich zum Müßiggang verurtheilen, den Spruch an und ruhe bis auf bessere Zeiten."

Nach einer Pause erwiederte Gabriel mit ernstem Tone:

„Dieser Entschluß von Eurer Seite ist ärgerlich, gnädigster Herr, und ich beklage ihn; denn ich kam gerade, um Euch einen Vorschlag zu machen."

„Unnütz, Freund, unnütz!" versetzte der Balafré, „mein Entschluß ist gefaßt. Der Friede, ich wiederhole es Euch und Ihr wißt es wohl, benimmt uns auch jeden Vorwand, uns Ruhm zu erwerben."

„Verzeiht, gnädigster Herr," entgegnete Gabriel, „es ist gerade der Friede, was meinen Vorschlag ausführbar macht."

„Wahrhaftig?" rief Franz von Lothringen in Versuchung geführt. „Ist es etwas Kühnes wie die Belagerung von Calais?"

„Es ist etwas noch Kühneres, Monseigneur."

„Wie so?" fragte erstaunt der Herzog von Guise. „Ich muß gestehen, Ihr erregt meine Neugierde ungemein."

„Ihr erlaubt mir also, zu sprechen?"

„Ganz gewiß, ich bitte Euch darum."

„Wir sind wohl allein hier?"

„Ganz allein, keine lebende Seele hört uns."

„Nun wohl, gnädigster Herr," sprach Gabriel entschlossen, „hört, was ich Euch zu sagen habe. Dieser König, dieser Connetable wollen sich Eurer überheben; überhebt Euch ihrer! Sie haben Euch den Titel eines General-Lieutenant des Königreichs entzogen, nehmt ihn wieder an!"

„Wie? Erklärt Euch!"

„Gnädigster Herr, die auswärtigen Fürsten fürchten Euch, das Volk liebt Euch, die Armee ist Euch ganz und gar ergeben. Ihr seid schon mehr König in Frankreich, als der König. Ihr seid König durch das Genie, er ist es nur durch die Krone. Wagt es, als Herr zu sprechen, und Alle werden Euch als Unterthanen hören. Wird Heinrich II. stärker sein in seinem Louvre, als Ihr in Eurem Lager? Derjenige, welcher mit Euch spricht, wäre glücklich und stolz, Euch zuerst: Eure Majestät, zu nennen."

„Das ist in der That ein verwegener Plan," sagte der Herzog von Guise.

Doch er sah nicht sehr aufgebracht aus. Er lächelte sogar unter seinem geheuchelten Erstaunen.

„Ich bringe einen verwegenen Plan einer außerordentlichen Seele," fuhr Gabriel mit festem Tone fort. „Ich spreche für das Wohl von Frankreich: es braucht einen großen Mann als König. Ist es nicht unselig, daß allen Euren Ideen der Größe und der Eroberung schmählich durch die Laune einer Courtisane und durch die Eifersucht eines Günstlings Fesseln angelegt werden? Wenn Ihr einmal frei und Meister wäret, wo würde Euer Genie Halt machen? Ihr würdet Karl den Großen erneuern!"

„Ihr wißt, daß das Haus Lothringen von ihm abstammt!" rief rasch der Balafré.

„Niemand zweifelt daran, wenn man Euch handeln sieht. Seid Eurerseits für die Valois ein Hugo Capet."

„Ja, aber wenn ich nur ein Connetable von Bourbon wäre?"

„Ihr verleumdet Euch, gnädigster Herr. Der Connetable von Bourbon rief die Fremden, die Feinde zu Hülfe. Ihr würdet Euch nur der Kräfte des Vaterlandes bedienen."

„Aber diese Kräfte, über die ich Eurer Ansicht nach verfügen könnte, wo sind sie?" fragte der Balafré.

„Zwei Parteien bieten sich Euch.“

„Welche? Denn ich lasse Euch in der That sprechen, als ob dies Alles nicht eine Chimäre wäre. Welche Parteien sind dies?“

„Die Armee und die Reform, Monseigneur,“ antwortete Gabriel. „Ihr könnt vor Allem ein Militärchef sein.“

„Ein Usurpator!“ versetzte der Balafré.

„Sagt ein Eroberer! Doch wenn Ihr lieber wollt, gnädigster Herr, seid der König der Hugenotten.“

„Und der Prinz von Condé?“ entgegnete lächelnd der Herzog von Guise.

„Er hat den Reiz und die Gewandtheit, doch Ihr habt die Größe und den Glanz. Glaubt Ihr, Calvin würde zwischen Euch Beiden zögern? Man muß doch gestehen, daß es der Sohn des Böttchers von Noyon ist, der über seine Partei verfügt. Sprecht ein Wort, und morgen stehen dreißigtausend Reformirte zu Euren Befehlen.“

„Aber ich bin ein katholischer Fürst, Gabriel.“

„Die Religion der Männer wie Ihr, gnädigster Herr, ist der Ruhm.“

„Ich würde mich mit Rom entzweien.“

„Das wird ein Vorwand sein, um es zu erobern.“

„Freund, Freund,“ sagte der Herzog von Guise, indem er Gabriel fest anschaute, „Ihr haßt Heinrich **II.** sehr.“

„Eben so sehr, als ich Euch liebe, gnädigster Herr,“ antwortete der junge Mann mit einer edlen Offenherzigkeit.

„Ich liebe die Aufrichtigkeit, Gabriel,“ erwiederte der Balafré mit ernstem Ton, „und um es Euch zu beweisen, will ich meinerseits auch ganz offenherzig mit Euch sprechen.“

„Und mein Herz wird sich für immer über Eurem Geständniß schließen.“

„Hört also,“ sagte Franz von Lothringen: „ich

kann es nicht leugnen, schon oft habe ich in meinen Träumen das Ziel im Auge gehabt, das Ihr mir heute zeigt; doch Ihr werdet mir ohne Zweifel zugeben, Freund, daß man, wenn man sich nach einem solchen Ziele in Marsch setzt, wenigstens es zu erreichen sicher sein muß, und daß zu frühzeitig eine solche Partie wagen sie verlieren wollen heißt?"

„Das ist wahr!"

„Nun wohl! denkt Ihr wirklich, mein Trachten sei reif und die Zeiten seien günstig? So tiefe Stöße und Erschütterungen müssen lange zuvor vorbereitet sein; die Geister müssen ganz gerüstet sein, sie anzunehmen. Glaubt Ihr aber, man sei schon heute, so zu sagen, zum Voraus an den Gedanken einer Regierungsveränderung gewöhnt?"

„Man würde sich daran gewöhnen!"

„Ich bezweifle es," sprach der Herzog von Guise. „Ich habe Armeen befehligt, ich habe Metz vertheidigt und Calais gewonnen, ich bin zweimal General-Lieutenant des Königreichs gewesen. Doch das ist noch nicht genug. Ich habe mich noch nicht hinreichend der königlichen Gewalt genähert! Es gibt allerdings Unzufriedene; aber Parteien sind kein Volk. Heinrich II. ist jung, verständig und brav. Er ist der Sohn von Franz I. Es ist keine Gefahr im Verzug, daß man daran denken müßte, ihn des Thrones zu entsetzen."

„Ihr zögert also, Monseigneur?" fragte Gabriel.

„Ich thue noch mehr, Freund, ich weise es von mir," antwortete der Balafré. „Ach! wenn morgen durch einen Unfall oder durch eine Krankheit Heinrich II. plötzlich sterben würde? . . ."

„Er denkt auch hieran!" sagte Gabriel zu sich selbst. Dann sprach er laut: „Nun! wenn dieser unvorhergesehene Schlag sich verwirklichte, Monseigneur, was würdet Ihr thun?"

„Unter einem jungen, unerfahrenen, ganz meiner Discretion anheimgegebenen König würde ich gewisser-

maßen Regent des Reiches. Und wenn die Königin Mutter, oder auch der Herr Connetable es sich einfallen ließen, Opposition gegen mich zu bilden, wenn die Reformirten sich empörten, wenn endlich der Staat in Gefahr eine feste Hand am Steuerruder forderte, so würden die Gelegenheiten gleichsam von sich selbst entstehen, und ich wäre beinahe nothwendig. Dann, ich leugne es nicht, wären Eure Pläne vielleicht willkommen, Freund, und ich würde Euch anhören."

„Aber bis dahin, bis zu diesem sehr unwahrscheinlichen Tod des Königs? . . ."

„Werde ich mich fügen, werde ich mich darauf beschränken, daß ich die Zukunft vorbereite. Und wenn die in meinen Geist gestreuten Keime erst für meinen Sohn in Thaten reifen, so hat es Gott so wollen."

„Ist das Euer letztes Wort, gnädigster Herr?"

„Es ist mein letztes. Doch ich danke Euch darum nicht minder, daß Ihr dieses Zutrauen zu meinem Geschick gehabt habt."

„Und ich, gnädigster Herr, ich danke Euch, daß Ihr dieses Zutrauen zu meiner Discretion gehabt habt."

„Ja," sagte der Herzog, „dies Alles ist todt unter uns, das ist abgemacht."

„Und nun entferne ich mich," fügte Gabriel aufstehend bei.

„Wie? schon!" sagte der Herzog von Guise.

„Ja, gnädigster Herr, ich weiß, was ich wissen wollte. Ich werde mich Eurer Worte erinnern: sie sind in meinem Herzen in Sicherheit, doch ich werde mich derselben erinnern. Entschuldigt mich, ich mußte mich versichern, ob der königliche Ehrgeiz des Herzogs von Guise schon befriedigt sei. Gott befohlen, gnädigster Herr."

„Auf Wiedersehen, Freund."

Gabriel verließ die Tournelles trauriger und unruhiger als er sie betreten hatte.

„Ach!" sagte er zu sich selbst, „von diesen zwei

menschlichen Hülfsmächten, auf die ich gerechnet habe, wird mich keine unterstützen. Es bleibt mir Gott!"

V.

Ein gefährlicher Schritt.

In ihrem königlichen Louvre lebte Diana von Castro unter beständigen Schmerzen und in tödtlicher Herzensangst.

Es war nicht jedes Band zwischen ihr und demjenigen, welchen sie so sehr liebte, abgebrochen. Beinahe jede Woche kam der Page André in die Rue des Jardins Saint-Paul und erkundigte sich bei Aloyse nach Gabriel. Die Nachrichten, welche er Diana zurückbrachte, waren nicht sehr beruhigend. Der junge Graf von Montgommery blieb stets gleich schweigsam, gleich düster. Die Amme sprach von ihm nur mit Thränen in den Augen und Blässe im Gesicht.

Diana zögerte lange. Endlich, an einem Morgen, im Monat Juni, faßte sie einen entscheidenden Entschluß, um ihren Befürchtungen ein Ende zu machen. Sie hüllte sich in einen sehr einfachen Mantel, verbarg ihr Gesicht unter einem Schleier und verließ zur Stunde, wo man kaum im Schloß erwachte, den Louvre, nur von André begleitet, um sich zu Gabriel zu begeben.

Da er sie mied, da er schwieg, so würde sie zu ihm gehen, um endlich den Grund seines Schweigens zu erfahren.

Eine Schwester konnte wohl ihren Bruder besuchen: war es sogar nicht ihre Pflicht, ihn zu warnen oder zu trösten?

Leider sollte der ganze Muth, den Diana gebraucht hatte, um sich zu diesem Schritt zu entschließen, unnütz werden.

Gabriel hatte die Gewohnheit des Umherschweifens noch nicht ganz verloren, und er wählte hiezu auch die einsamen Stunden. Als Diana mit bewegter Hand an die Thüre seines Hauses klopfte, war er schon mehr als eine halbe Stunde ausgegangen.

Ihn erwarten? Man wußte nie, wann er zurückkehren würde. Und eine zu lange Abwesenheit aus dem Louvre konnte Diana Verleumdungen aussetzen.

Gleichviel! sie würde wenigstens die Zeit warten, die sie ihm hatte widmen wollen.

Sie erkundigte sich nach Aloyse; es war ihr auch Bedürfniß, diese zu sehen und selbst zu befragen.

André ließ seine Gebieterin in ein abgelegenes Zimmer eintreten und benachrichtigte eiligst die Amme.

Seit Jahren, seit den glücklichen Tagen von Montgommery und Vimoutiers hatten sich Aloyse und Diana, die Frau aus dem Volke und die Tochter des Königs, nicht wieder gesehen. Aber Beider Leben war von demselben Gedanken erfüllt; dieselbe Unruhe erfüllte abermals ihre Tage mit Befürchtungen, ihre Nächte mit Schlaflosigkeit.

Als sich Aloyse hastig eintretend vor Frau von Castro verneigen wollte, warf sich Diana wie früher in die Arme der guten Frau, küßte sie und sprach, auch wie früher:

„Theure Amme! . ."

„Wie! gnädige Frau," sagte Aloyse bis zu Thränen bewegt, „Ihr erinnert Euch also meiner noch, Ihr erkennt mich? . ."

„Ob ich mich Deiner erinnere! ob ich Dich erkenne!" erwiederte Diana; „das ist, als müßte ich mich nicht mehr des Hauses von Enguerrand erinnern! als vermöchte ich nicht mehr das Schloß Montgommery zu erkennen!"

Aloyse schaute jedoch Diana aufmerksam an, faltete die Hände und rief zugleich lächelnd und seufzend:

„Wie schön seid Ihr!"

Sie lächelte, denn sie hatte das junge Mädchen, das eine so schöne Dame geworden, sehr geliebt. Sie seufzte, denn sie ermaß den ganzen Schmerz von Gabriel.

Diana verstand den zugleich schwermüthigen und entzückten Blick von Aloyse und sagte hastig, während sie zugleich ein wenig erröthete:

„Ich bin nicht gekommen, um von mir zu sprechen, Amme."

„Von ihm etwa?" fragte Aloyse.

„Von wem sonst? vor Dir kann ich mein Herz öffnen. Welch ein Unglück, daß ich ihn nicht gefunden habe; ich kam, um ihn zu trösten, und zugleich um mich selbst zu trösten. Wie ist er? Nicht wahr sehr düster und sehr trostlos? Warum hat er mich nicht ein einziges Mal im Louvre besucht? Was sagt er, was thut er? Sprich! sprich doch, Amme!"

„Ach! gnädige Frau," erwiederte Aloyse, „Ihr habt sehr Recht, wenn Ihr glaubt, er sei düster und trostlos. Stellt Euch vor . ."

Diana unterbrach die Amme:

„Warte doch, gute Aloyse; ehe Du anfängst, habe ich Dir Eines zu empfehlen. Siehst Du, ich würde bis morgen bleiben und Dich anhören, ohne müde zu werden, ohne zu bemerken, wie die Zeit entflieht. Doch ich muß nach dem Louvre zurückkehren, ehe man meine Abwesenheit bemerkt hat. Versprich mir also, daß Du mich, wenn ich eine Stunde bei Dir gewesen bin, mag er nach Hause gekommen sein oder nicht, davon benachrichtigst und mich wegschickst."

„Ach! gnädige Frau, ich dürfte auch die Stunde vergessen, denn ich würde eben so wenig müde werden, mit Euch zu sprechen, als Ihr, mich zu hören."

„Wie soll man das machen?“ versetzte Diana, „ich befürchte die Schwäche von uns Beiden.“

„Geben wir einer dritten Person den harten Auftrag,“ sagte Aloyse.

„Gut! . . André.“

Der Page, der in einem anstoßenden Zimmer geblieben war, versprach, an die Thüre zu klopfen, wenn eine Stunde abgelaufen wäre.

„Und nun,“ sagte Diana, während sie sich wieder zu der Amme setzte, „und nun laß uns nach unserer Bequemlichkeit und ruhig, wenn auch leider nicht fröhlich, sprechen.“

Doch diese Unterredung bot für die zwei betrübten Frauen viel Bitteres und viele Schwierigkeiten.

Vor Allem wußte keine von Beiden genau, wie weit die Andere in die furchtbaren Geheimnisse des Hauses Montgommery eingeweiht war.

Dann gab es in dem, was Aloyse von dem vorhergehenden Leben ihres jungen Gebieters wußte, so viele beunruhigende Lücken, die sie zu deuten für sich selbst bange hatte. Auf welche Weise sollte sie seine Abwesenheit, seine plötzlichen Rückkehren, seine häufige Unruhe und sein Stillschweigen sogar erklären?

Dann sagte die Amme Diana Alles, was sie wußte, Alles, was sie wenigstens sah, und Diana, welche auf die Amme horchte, fand ohne Zweifel eine große Wonne darin, von Gabriel sprechen zu hören, aber auch einen großen Schmerz, so traurig von ihm sprechen zu hören.

In der That, die Mittheilungen von Aloyse waren nicht geeignet, die Herzensangst von Frau von Castro zu beschwichtigen, sie vermehrten sie eher, und dieser lebendige Zeuge der Zerrissenheit und der Ohnmacht des jungen Mannes vergegenwärtigte Diana gleichsam alle Qualen dieses unselig bewegten Lebens.

Diana konnte sich immer mehr überzeugen, daß es, wenn sie diejenigen, welche sie liebte, retten wollte, die höchste Zeit war, ins Mittel zu treten.

Selbst unter den schmerzlichsten Mittheilungen und Bekenntnissen geht eine Stunde schnell vorüber. Diana und Aloyse bebten ganz erstaunt, als sie André an die Thüre klopfen hörten.

„Wie! schon?“ riefen sie gleichzeitig.

Oh! das ist schlimm,“ sagte Diana, „doch ich werde noch ein Viertelstündchen bleiben.“

„Madame, nehmt Euch in Acht,“ entgegnete die Amme.

„Du hast Recht, Amme, ich muß, ich will gehen. Noch ein Wort: bei Allem, was Du mir von Gabriel gesagt, hast Du es unterlassen, wie mir scheint . . kurz, spricht er denn nie von mir?“

„Nie, Madame, ich gestehe es.“

„Oh! er thut wohl daran!“ sagte Diana mit einem Seufzer.

„Und er würde noch besser daran thun, auch nie an Euch zu denken.“

„Du glaubst also, daß er an mich denkt, Amme?“ fragte rasch Frau von Castro.

„Ich bin dessen nur zu sicher, gnädige Frau.“

„Er meidet mich jedoch sorgfältig, er meidet den Louvre.“

„Wenn er den Louvre meidet, Madame,“ entgegnete Aloyse den Kopf schüttelnd, „so geschieht es nicht wegen des Gegenstandes, den er liebt.“

„Ich verstehe,“ dachte Diana schauernd, „es geschieht wegen des Gegenstandes, den er haßt. Oh! . .“ sprach sie laut, „ich muß ihn sehen, es muß durchaus sein.“

„Gnädige Frau, soll ich ihm in Eurem Auftrag sagen, er möge Euch im Louvre aufsuchen?“

„Nein! nein! nicht im Louvre,“ versetzte Diana voll Schrecken; „er komme nicht in den Louvre! Ich werde sehen, ich werde eine Gelegenheit erlauern, wie die von diesem Morgen. Ich werde wieder hierher kommen.“

„Doch wenn er abermals ausgegangen ist," entgegnete Aloyse; „und in welcher Woche, an welchem Tage werdet Ihr kommen? Wißt Ihr es ungefähr? Er würde warten, wie Ihr Euch wohl denken könnt."

„Ach! wie vermöchte ich, eine arme Königstochter, vorherzusehen, in welchem Augenblick, an welchem Tag ich frei sein werde? Doch wenn es sein kann, schicke ich André mit einer Nachricht."

Befürchtend, man habe ihn nicht gehört, klopfte der Page in dieser Sekunde zum zweiten Male an die Thüre und rief:

„Gnädigste Frau, die Straßen und die Umgebung des Louvre fangen an sich zu beleben."

„Ich komme, ich komme," antwortete Frau von Castro. „Auf! wir müssen uns trennen, gute Amme," sagte sie leise zu Aloyse. „Umarme mich, Du weißt, wie zur Zeit, da ich noch ein Kind, da ich noch glücklich war."

Und während Aloyse sie, ohne ein Wort sprechen zu können, eng umschlossen hielt, sagte sie ihr ins Ohr:

„Wache über ihm, pflege ihn."

„Wie da er noch ein Kind, da er noch glücklich war."

„Besser! oh! besser noch! Aloyse; in jener Zeit bedurfte er der Sorge nicht so sehr."

Diana verließ das Haus, ehe Gabriel zurückgekehrt war.

Eine halbe Stunde nachher befand sie sich wieder, ohne auf ein Hinderniß gestoßen zu sein, in ihrer Wohnung im Louvre. Doch wenn die Folgen des Schrittes, den sie gemacht, sie nicht mehr beunruhigten, so fühlte sie nur um so lebhafter ihre Angst in Beziehung auf die unbekannten Pläne von Gabriel.

Die Ahnungen einer liebenden Frau sind die klarsten und unbestreitbarsten Prophezeiungen.

. . . .

Gabriel kehrte erst nach Hause zurück, als der Tag weit vorgerückt war.

Es herrschte an diesem Tage eine große Hitze. Er war müde am Körper, aber noch viel mehr müde am Geist.

Doch als Aloyse den Namen von Diana nannte, und ihm ihren Besuch mittheilte, richtete er sich auf, belebte er sich wieder, ganz zitternd und bebend.

„Was wollte sie? . . . Was hat sie gesagt? . . . Was hat sie gemacht? . . . Oh! warum war ich nicht da! Doch sprich, sage mir Alles, Aloyse, alle ihre Worte, alle ihre Geberden."

Nun war die Reihe an ihm, gierig die Amme zu befragen, wobei er ihr kaum Zeit zum Antworten ließ.

„Sie will mich sehen?" rief er. „Sie hat mir etwas zu sagen? Doch sie weiß nicht, wann sie wiederkommen kann? Oh! Du begreifst, ich kann nicht in dieser Ungewißheit warten, Aloyse. Ich will sogleich in den Louvre gehen."

„In den Louvre, Jesus!" rief die Amme ganz erschrocken.

„Ei! ganz gewiß," antwortete Gabriel ruhig. „Ich denke, ich bin nicht aus dem Louvre verbannt und demjenigen, welcher in Calais Frau von Castro befreit hat, steht wohl das Recht zu, ihr in Paris seine Huldigung darzubringen."

„Sicherlich," sagte Aloyse ganz zitternd. „Doch Frau von Castro hat besonders empfohlen, Ihr möget sie nicht im Louvre besuchen."

„Sollte ich etwas dort zu befürchten haben?" entgegnete Gabriel mit stolzem Tone. „Das wäre ein Grund mehr, dahin zu gehen."

„Nein," sagte die Amme; „Frau von Castro befürchtet wahrscheinlich ihretwegen."

„Ihr Ruf hätte noch viel mehr bei einem geheimen, verstohlenen Schritt zu leiden, wenn er entdeckt würde, als bei einem öffentlichen Besuche am hellen

Tage, wie ich ihr einen zu machen gedenke, wie ich ihn heute, wie ich ihn sogleich machen werde."

Und er rief, um seine Kleider wechseln zu lassen.

„Aber, gnädiger Herr," sprach die arme Aloyse, die ihre Gründe erschöpft hatte, „Ihr selbst vermiedet bis jetzt den Louvre, Frau von Castro hat es bemerkt. Ihr wolltet sie nicht ein einziges Mal seit ihrer Rückkehr besuchen."

„Ich besuchte Frau von Castro nicht, da sie mich nicht rief," antwortete Gabriel. „Ich vermied den Louvre, so lange ich keinen Beweggrund hatte, dahin zu gehen; doch heute, ohne daß meine Thätigkeit in irgend einer Hinsicht vermittelt hat, fordert mich etwas Unwiderstehliches auf, Frau von Castro wünscht mich zu sehen. Ich habe geschworen, Aloyse, meinen Willen in mir schlummern, stets aber das Geschick und Gott walten zu lassen, und ich begebe mich auf der Stelle in den Louvre."

So sollte der Schritt von Diana das Gegentheil von dem, was sie gewünscht hatte, zur Folge haben.

VI.

Die Unklugheit der Vorsicht.

Gabriel drang ohne Widerstand in den Louvre. Seit der Einnahme von Calais war der Name des jungen Grafen von Montgommery zu oft ausgesprochen worden, als daß man hätte daran denken sollen, ihm den Eintritt in die Gemächer von Frau von Castro zu verwehren.

Diana beschäftigte sich in diesem Augenblick, allein mit einer ihrer Frauen, mit einer Stickerei. Oft ließ sie ihre Hand sinken und dachte träumerisch an ihre Unterredung am Morgen mit Aloyse.

Plötzlich trat André ganz bestürzt ein und meldete:

„Gnädige Frau, der Herr Vicomte d'Exmès."

Der Knabe hatte sich noch nicht abgewöhnt, seinem alten Herrn diesen Namen zu geben.

„Wer? Herr d'Exmès hier?" wiederholte Diana erstaunt.

„Madame, er folgt mir auf dem Fuß," antwortete der Page. „Hier ist er."

Gabriel erschien an der Thüre, so gut als möglich seine Erschütterung bewältigend. Er verbeugte sich tief vor Frau von Castro, welche Anfangs in ihrer Bestürzung seinen Gruß nicht erwiederte.

Doch sie entließ mit einer Geberde den Pagen und die Kammerfrau.

Als Diana und Gabriel allein waren, gingen sie auf einander zu, reichten und drückten sie sich die Hände.

So blieben sie mit verschlungenen Händen eine Minute lang und schauten sich stillschweigend an.

„Ihr hattet die Güte, zu mir zu kommen, Diana," sprach Gabriel endlich mit tiefer Stimme. „Ihr wolltet mich sehen, Ihr hattet mit mir zu sprechen, und ich bin herbeigelaufen."

„Hat Euch mein Schritt erst belehrt, daß es für mich ein Bedürfniß ist, Euch zu sehen, Gabriel, wußtet Ihr das nicht ohnedies?"

„Diana," erwiederte Gabriel mit einem traurigen Lächeln, „ich habe anderswo Proben von meinem Muth abgelegt, und kann wohl sagen, daß ich hierher in den Louvre gehend bange gehabt hätte."

„Bange, wovor?" fragte Diana, welche selbst vor ihrer Frage Furcht hatte.

„Bange vor Euch!... bange vor mir!..." antwortete Gabriel.

„Und deshalb habt Ihr es vorgezogen, unsere alte Zuneigung zu vergessen? Ich spreche von der rechtmäßigen und heiligen Seite dieser Zuneigung?" fügte sie eiligst bei.

„Ich hätte es vorgezogen, eher Alles zu vergessen, als von selbst in diesen Louvre zurückzukehren; ich muß es gestehen. Doch, ach! ich habe es nicht vermocht, und der Beweis ..."

„Der Beweis?"

„Der Beweis ist, daß ich Euch überall und immer suche; ist, daß ich, während ich Eure Gegenwart fürchtete, Alles in der Welt gegeben hätte, um Euch eine Minute in der Ferne zu erblicken. Der Beweis ist, daß ich, während ich in Paris, in Fontainebleau, in Saint-Germain und in der Nähe der königlichen Schlösser umherschweifte, statt das zu wünschen, was ich, wie man glaubte, belauerte, Euch, Euren reizenden, süßen Anblick, Euer Kleid zwischen den Bäumen auf einer Terrasse erschaut wünschte, herbeirief, wollte! Der Beweis ist endlich, daß Ihr nur einen Schritt mir entgegen zu machen hattet, um mich Klugheit, Pflicht, Angst, Schrecken, Alles vergessen zu lassen. Und nun bin ich in dem Louvre, den ich fliehen mußte! Und ich beantworte alle Eure Fragen. Und ich fühle, daß dies Alles gefährlich, wahnsinnig ist, und dennoch thue ich dies Alles. Diana, habt Ihr damit Proben genug?"

„Ja, ja, Gabriel," erwiederte sie hastig und ganz zitternd.

„Ah! wie viel vernünftiger wäre es von mir gewesen, auf meinem festen Entschluß zu beharren, Euch nicht mehr zu sehen, zu entfliehen, wenn Ihr mich rufen, zu schweigen, wenn Ihr fragen würdet! Das wäre besser für Euch und für mich gewesen, glaubt es mir, Diana. Ich wußte, was ich that; ich zog für

Euch noch die Unruhe, die Schmerzen vor. Mein Gott! warum bin ich ohne Kraft gegen Eure Stimme, gegen Euren Blick? . . ."

Diana fing an zu begreifen, sie könnte Unrecht gehabt haben, aus ihrer tödtlichen Unentschlossenheit herauszutreten. Jeder Gegenstand des Gesprächs war ein Schmerz, jede Frage war eine Gefahr. Zwischen diesen zwei Wesen, welche Gott vielleicht für das Glück geschaffen hatte, konnte es durch die Handlungen der Menschen nur noch Mißtrauen, Gefahr und Unglück geben.

Doch da Diana das Schicksal so herausgefordert, so wollte sie ihm nicht entfliehen; sie wollte den ganzen Abgrund erforschen, den sie versucht hatte, und sollte sie auch in seiner Tiefe nur die Verzweiflung und den Tod finden.

Nach einem nachdenkenden Stillschweigen sprach sie:

„Es lag mir aus zwei Gründen daran, Euch zu sehen, Gabriel: einmal hatte ich Euch eine Erklärung zu geben, und dann wollte ich mir eine von Euch erbitten."

„Sprecht, Diana. Oeffnet und zerreißt mein Herz nach Eurem Belieben: es gehört Euch."

„Zuerst war es für mich ein Bedürfniß, Gabriel, Euch auseinanderzusetzen, warum ich nicht, sobald ich Eure Botschaft erhalten, sogleich den Schleier nahm, den Ihr mir zurückschicktet, und nicht auf der Stelle in ein Kloster trat, wie ich dies als mein Vorhaben bei unserer letzten und schmerzlichen Zusammenkunft in Calais ausgesprochen hatte."

„Habe ich Euch den geringsten Vorwurf hierüber gemacht? Ich ließ Euch im Gegentheil durch André sagen, ich gebe Euch Euer Versprechen zurück. Das war von mir nicht ein leeres Wort, sondern eine wirkliche Absicht."

„Es war auch meine wirkliche Absicht, Nonne zu

werden, Gabriel, und diese Absicht ist bis jetzt nur vertagt. Wißt das wohl."

„Und warum, Diana? warum auf diese Welt verzichten, für die Ihr gemacht seid?"

„Euer Gewissen beruhige sich über diesen Punkt, mein Freund," sprach Diana; „nicht sowohl um dem Eid gehorsam zu sein, den ich Euch geleistet habe, als um den geheimen Wunsch meiner Seele zu befriedigen, will ich diese Welt, wo ich so viel gelitten, verlassen. Ich bedarf sehr des Friedens und der Ruhe; und ich wüßte die Ruhe nunmehr nur bei Gott zu finden. Beneidet mich nicht um diese letzte Zufluchtsstätte!"

„Oh! doch, ich beneide Euch!" rief Gabriel.

„Ich habe nur meinen unwiderruflichen Entschluß aus einem Grund nicht sogleich ausgeführt: ich wollte darüber wachen, daß Ihr die in meinem letzten Briefe enthaltene Bitte erfülltet, daß Ihr Euch nicht zum Richter und Bestrafer machtet, daß Ihr Gott nicht zuvorkämet."

„Wenn man ihm je zuvorkommt," sagte Gabriel halb leise.

„Endlich," fuhr Diana fort, „endlich hoffte ich im Falle der Noth mich zwischen diejenigen, welche ich liebe und die sich hassen, werfen und, wer weiß? ein Unglück oder ein Verbrechen verhüten zu können. Grollt Ihr mir wegen dieses Gedankens, Gabriel?"

„Man kann den Engeln nicht wegen dessen grollen, was ihrer Natur gemäß ist," sagte Gabriel. „Ihr seid edelmüthig gewesen, und das ist ganz einfach."

„Ei!" rief Frau von Castro, „weiß ich selbst, ob ich edelmüthig gewesen bin? weiß ich wenigstens, bis auf welchen Grad ich es bin? Ich verzeihe in der Finsterniß und auf den Zufall, und das ist es gerade, worüber ich Euch zu fragen habe, Gabriel; denn ich will mein Geschick in seinem ganzen Entsetzen kennen."

„Diana! Diana! das ist eine unselige Neugierde."

„Gleichviel," erwiederte Diana. „Ich werde nicht einen Tag länger in dieser furchtbaren Beklemmung ausharren! Sagt mir, Gabriel, habt Ihr endlich die Ueberzeugung erhalten, daß ich wirklich Eure Schwester bin? oder habt Ihr ganz und gar jede Hoffnung verloren, die Wahrheit über dieses seltsame Geheimniß zu erfahren? Antwortet mir, ich bitte Euch, ich flehe Euch an."

„Ich werde antworten," sprach Gabriel traurig. „Diana, ein spanisches Sprichwort sagt, man müsse immer auf das Schlimmste gefaßt sein. Ich habe mich daher seit unserer Trennung daran gewöhnt, Euch in meinem Geiste als meine Schwester zu betrachten. Doch der Wahrheit gemäß muß ich sagen, daß ich keine neuen Beweise erlangt habe. Nur habe ich, wie Ihr bemerktet, keine Hoffnung, kein Mittel mehr, solche zu erlangen."

„Gott des Himmels!" rief Diana. „Der . . derjenige, welcher diese Beweise liefern sollte, lebte er nicht mehr bei Eurer Rückkehr von Calais?"

„Er lebte noch, Diana."

„Dann sehe ich, daß man Euch das heilige Versprechen, welches man Euch geleistet, nicht gehalten hat. Doch wer hat mir denn gesagt, der König habe Euch vortrefflich aufgenommen?"

„Man hat strenge Alles gehalten, was man mir versprach, Diana."

„Oh! Gabriel, mit welch einer finsteren Miene sagt Ihr mir das? Heilige Mutter Gottes, was für ein schreckliches Räthsel steckt hierunter?"

„Ihr habt es verlangt, Ihr sollt Alles erfahren," erwiederte Gabriel. „Ihr sollt bis zum Ende die Hälfte meines furchtbaren Geheimnisses tragen. Es ist mir auch lieb, zu sehen, was Ihr von meiner Offenbarung denken werdet, ob Ihr, nachdem Ihr sie vernommen, bei Eurer Milde verharren, und ob Eure Miene, Euer

Gesicht, Eure Geberden nicht wenigstens Eure Worte der Gnade Lügen strafen werden. Hört!"

„Ich höre und zittere, Gabriel," sprach Diana.

Mit einer keuchenden, bebenden Stimme erzählte Gabriel Frau von Castro sodann Alles, den Empfang des Königs, wie ihm Heinrich II. abermals sein Versprechen erneuert, die Vorstellungen, die diesem Frau von Poitiers und der Connetable zu machen geschienen, welche Nacht der Angst und des Fiebers Gabriel zugebracht, seinen zweiten Besuch im Chatelet, sein Hinabsteigen in die Hölle des verpesteten Gefängnisses, die traurige Mittheilung von Herrn von Sazerac, kurz Alles.

Diana hörte, ohne zu unterbrechen, ohne einen Ausruf, ohne sich zu rühren, kalt wie eine Bildsäule, die Augen starr in ihrer Höhle, die Haare auf ihrer Stirne gesträubt.

Es trat eine lange Pause ein, als Gabriel seine unselige Geschichte beendigt hatte. Dann wollte Diana sprechen, sie konnte es nicht. Ihre Stimme blieb in ihrer erschütterten Brust. Gabriel schaute mit einer gewissen furchtbaren Freude ihre Unruhe und ihren Schrecken an. Endlich stieß sie einen Schrei aus:

„Gnade für den König!"

„Ah!" rief Gabriel, „Ihr verlangt Gnade? Ihr haltet ihn also auch für schuldig und strafbar! Gnade? Ah! das ist eine Verurtheilung! Gnade? nicht wahr, er verdient den Tod?"

„Oh! ich habe das nicht gesagt," entgegnete Diana ganz verwirrt.

„Doch, Ihr habt es gesagt! ich sehe, Ihr seid meiner Ansicht, Diana, Ihr denkt, Ihr fühlt wie ich. Nur schließen wir anders, je nach unsern Naturen; die Frau verlangt Gnade und der Mann Gerechtigkeit!"

„Ah!" rief Diana, „wie unklug und toll bin ich! warum habe ich gemacht, daß Ihr in den Louvre gekommen seid!"

In demselben Augenblick klopfte Jemand leise an die Thüre.

„Wer ist da, was will man wieder von mir?“ rief Frau von Castro.

André öffnete ein wenig die Thüre und sprach:

„Entschuldigt, gnädige Frau, es ist eine Botschaft vom König.“

„Vom König!“ wiederholte Gabriel, dessen Blick sich entflammte.

„Warum bringt Ihr mir diesen Brief, André?“

„Madame, er ist, wie man mir sagt, dringend.“

„Gebt. Was will der König von mir? Geht, André, wenn eine Antwort nöthig ist, werde ich Euch rufen.“

André entfernte sich. Diana entsiegelte den königlichen Brief und las ganz leise wie folgt mit wachsendem Schrecken:

„Meine theure Diana!“

„Man sagt mir, Ihr seid im Louvre; ich bitte, geht nicht aus, ehe ich zu Euch komme. Ich bin in einer Sitzung des Raths, welche von einem Augenblick zum andern endigen kann. Sobald ich sie verlasse, begebe ich mich auf der Stelle und ohne Gefolge in Eure Wohnung. Erwartet mich jede Minute.

„Es ist so lange her, daß ich Euch nicht mehr allein gesehen habe! Ich bin traurig und muß nothwendig einige Augenblicke mit meiner vielgeliebten Tochter plaudern. Sogleich also.

„Heinrich.“

Erbleichend zerknitterte Diana diesen Brief in ihrer krampfhaften Hand, als sie ihn gelesen hatte.

Was sollte sie thun?

Gabriel sogleich wegschicken? Doch wenn er, indem er wegginge, dem König begegnen würde, der jeden Augenblick kommen konnte?

Den jungen Mann bei sich zurückbehalten? Aber der König würde ihn bei seinem Eintritt finden!

Den König warnen, hieße Verdacht erregen. Gabriel warnen, hieße seinen Zorn hervorrufen, indem man ihn zu fürchten scheinen würde.

Ein Zusammentreffen zwischen diesen zwei einander so gefährlichen Männern schien nun unvermeidbar, und Diana, die sie so gern um den Preis ihres Blutes gerettet haben würde, hatte dieses unselige Zusammentreffen herbeigeführt!

„Was verlangt der König von Euch?" fragte Gabriel mit einer geheuchelten Ruhe, welche das Zittern seiner Stimme Lügen strafte.

„Nichts, nichts, in der That nichts!" erwiederte Diana. „Eine Ermahnung wegen des Empfanges von heute Abend."

„Ich störe Euch vielleicht und entferne mich."

„Nein, nein, bleibt!" rief Diana rasch. „Doch wenn Euch," fügte sie bei, „wenn Euch ein Geschäft auf der Stelle von hier wegruft, so möchte ich Euch nicht gern zurückhalten."

„Dieser Brief hat Euch beunruhigt, Diana. Ich befürchte, Euch lästig zu sein, und nehme von Euch Abschied."

„Ihr mir lästig, Freund! könnt Ihr das denken?" versetzte Frau von Castro. „Habe ich Euch nicht gewissermaßen geholt? Ach! vielleicht sehr unkluger Weise, befürchte ich. Ich werde Euch wiedersehen, doch nicht mehr hier, sondern bei Euch; sobald ich entkommen kann, besuche ich Euch und nehme dieses zugleich süße und furchtbare Gespräch wieder auf. Ich gelobe es Euch, zählt auf mich. Für den Augenblick, Ihr hattet Recht, ich muß es gestehen... ich bin ein wenig erschüttert, ein wenig leidend, ich habe etwas wie das Fieber . ."

„Ich sehe es, Diana, und verlasse Euch," sprach Gabriel mit traurigem Tone.

„Auf baldiges Wiedersehen, Freund!“ sagte sie. „Geht, geht!“

Sie ging mit ihm bis an die Thüre ihres Zimmers.

„Wenn ich ihn zurückhalte,“ dachte sie, indem sie ihn geleitete, „so wird er sicherlich den König sehen; wenn er sich im Augenblick entfernt, so ist doch wenigstens eine Hoffnung vorhanden, daß sie sich nicht begegnen.“

Doch sie zögerte, zweifelte und zitterte noch.

„Verzeiht, ein letztes Wort, Gabriel,“ sprach sie ganz außer sich auf der Thürschwelle. „Mein Gott, Eure Erzählung hat mich so sehr angegriffen! . . . ich habe Mühe, meine Gedanken zu sammeln . . . Was wollte ich Euch fragen? . . . Ach! ich habe es. Nur ein Wort noch, ein wichtiges Wort! Ihr habt mir noch nicht gesagt, was Ihr zu thun beabsichtigt? Ich rief: Gnade! und Ihr riefet: Gerechtigkeit! Wie hofft Ihr diese Gerechtigkeit zu erlangen?“

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete Gabriel mit finsterer Miene. „Ich verlasse mich auf Gott, auf die Ereignisse und die Gelegenheit.“

„Auf die Gelegenheit?“ wiederholte Diana schauernd. „Auf die Gelegenheit? was versteht Ihr darunter? Oh! kehrt zurück! kehrt zurück! Ich will Euch nicht so gehen lassen, ehe Ihr mir das Wort: bei Gelegenheit, erklärt habt. Bleibt, ich beschwöre Euch.“

Und sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn wieder in das Zimmer.

„Wenn er dem König außen begegnet,“ dachte die arme Diana, „so werden sie allein mit einander sein, der König ohne Gefolge, Gabriel das Schwert an seiner Seite. Hier bin ich wenigstens da, ich kann zwischen sie stürzen, Gabriel anflehen, mich dem Streiche entgegenwerfen. Gabriel muß bleiben.“

„Ich fühle mich besser,“ sagte sie laut. „Bleibt, Gabriel, nehmen wir das Gespräch wieder auf;

gebt mir die Erklärung, die ich von Euch erwarte. Ich fühle mich viel besser."

„Nein, Diana, Ihr seid noch mehr bewegt, als vorhin," erwiederte Gabriel. „Und wißt Ihr, welcher Gedanke sich in mir regt, und welcher Ursache ich Euren Schrecken zuschreibe?"

„Wahrhaftig, nein, Gabriel, wie sollte ich es wissen?"

„Nun wohl, wenn vorhin Euer Schrei nach Gnade zugestand, daß für Euch das Verbrecheu unleugbar war, so offenbart nun Eure Angst, Diana, daß die Bestrafung in Euren Augen gesetzlich wäre. Ihr fürchtet für den Schuldigen meine Rache und würdet sie folglich begreifen. Ihr haltet mich hier zurück, um möglichen Repressalien zuvorzukommen, die Euch erschrecken, aber nicht in Erstaunen setzen würden, die Euch ganz einfach vorkommen, nicht wahr?"

Diana bebte, so scharf hatte der Streich getroffen. Nichtsdestoweniger raffte sie ihre ganze Energie zusammen und erwiederte:

„Oh! Gabriel, wie möget Ihr glauben, ich könnte solche Gedanken über Euch fassen; Ihr, mein Gabriel, ein Mörder! Ihr, durch Ueberfall einen schlagen, der sich nicht vertheidigen würde. Das ist unmöglich! Das wäre mehr als ein Verbrechen, es wäre eine Feigheit! Ihr bildet Euch ein, ich halte Euch zurück? Ein Irrthum! geht! geht! ich öffne Euch die Thüren. Mein Gott! ich bin ruhig, sehr ruhig, über diesen Punkt wenigstens. Wenn etwas mich beunruhigt, so ist es nicht ein solcher Gedanke, dafür stehe ich Euch. Verlaßt mich, verlaßt den Louvre im Frieden. Ich kehre zu Euch zurück, um unser Gespräch zu vollenden. Geht, mein Freund, geht!"

Und so sprechend, hatte sie ihn bis in das Vorzimmer geführt.

Hier fand sich der Page. Diana dachte wohl daran, ihm zu befehlen, Gabriel bis vor den Louvre zu

begleiten. Doch diese Vorsichtsmaßregel hätte abermals ihr Mißtrauen verrathen. Als sie aber hier war, konnte sie sich nicht enthalten, André durch ein Zeichen zu rufen und ihn flüsternd zu fragen:

„Wißt Ihr, ob der Rath beendigt ist?"

„Noch nicht, gnädige Frau," antwortete André ganz leise. „Ich habe die Räthe noch nicht aus dem Saale weggehen sehen."

„Gott befohlen, Gabriel," sagte Diana rasch und laut. „Gott befohlen, Freund! Ihr nöthigt mich, Euch beinahe wegzuschicken, um Euch zu beweisen, daß ich Euch nicht zurückhalte. Gott befohlen, aber auf baldiges Wiedersehen!"

„Auf baldiges Wiedersehen!" sprach mit einem schwermüthigen Lächeln der junge Mann, indem er ihr die Hand drückte.

Er ging. Sie blieb und schaute ihm nach, bis die letzte Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte.

Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und sank, die Augen in Thränen, das Herz bebend, vor ihrem Betpult auf die Kniee.

„O mein Gott! mein Gott!" sprach sie, „wache im Namen Jesu über denjenigen, welcher vielleicht mein Bruder, über denjenigen, welcher vielleicht mein Vater ist. Behüte vor einander die Wesen, die ich liebe, o mein Gott! Du allein vermagst es.

VII.

Gelegenheiten.

So sehr sie bemüht gewesen war, oder vielleicht gerade weil sie so sehr bemüht gewesen, verwirklichte sich das, was Frau von Castro vorhergesehen und befürchtet hatte.

Gabriel entfernte sich ganz traurig, ganz betrübt.

Das Fieber von Diana hatte ihn gewissermaßen angesteckt und verdunkelte seine Augen, verwirrte seine Gedanken.

Er ging maschinenmäßig über die Treppen und durch die bekannten Gänge des Louvre, ohne viel auf die äußeren Gegenstände Achtung zu geben.

Als er im Begriff war, die Thüre der großen Gallerie zu öffnen, erinnerte er sich nichtsdestoweniger, daß er bei seiner Rückkehr von Saint-Quentin hier Maria Stuart begegnet war, und daß ihm die Vermittlung der jungen Königin Dauphine bis zum König zu gelangen gestattet hatte, wo ihn die erste Täuschnng erwartete.

Denn man hatte ihn nicht nur einmal getäuscht und verletzt! zu wiederholten Malen hatte man seiner Hoffnung den Todesstreich gegeben! Nach einer ersten Bethörung hätte er sich allerdings an diese jüdischen und treulosen Auslegungen des Buchstaben eines heiligen Vertrages gewöhnen und darauf gefaßt sein müssen!

Während im Geiste von Gabriel diese erschütternden Erinnerungen wieder auftauchten, öffnete er die Thüre und trat in die Gallerie.

Plötzlich bebte er, wich er einen Schritt zurück und blieb wie versteinert stehen.

Am andern Ende der Gallerie hatte sich die parallele Thüre geöffnet.

Ein Mann war eingetreten.

Dieser Mann war Heinrich II., Heinrich, der Urheber oder wenigstens der Mitschuldige der strafbaren Täuschungen, die für immer die Seele und das Leben von Gabriel verheert und zu Grunde gerichtet hatten! Der König kam allein, ohne Waffen und ohne Gefolge heran.

Der Beleidiger und der Beleidigte befanden sich zum ersten Mal seit der Verletzung einander gegenüber, allein und nur von einander durch eine Entfernung von ungefähr hundert Schritten getrennt, die man in zwanzig Secunden und mit zwanzig Sprüngen durcheilen konnte.

Wir haben gesagt, Gabriel sei plötzlich stehen geblieben, unbeweglich und eiskalt, wie eine Bildsäule, wie die Statue der Rache oder des Hasses.

Der König blieb auch stehen, als er denjenigen erblickte, welchen er seit beinahe einem Jahr nicht anders als in seinen Träumen wiedergesehen hatte.

Die zwei Männer verharrten so wohl eine Minute, wie durch einander verzaubert.

In dem Wirbel der Empfindungen und Gedanken, welche mit Finsterniß das Herz von Gabriel erfüllten, wußte der bestürzte junge Mann keine Betrachtung zu wählen, keinen Entschluß zu fassen. Er wartete.

Was Heinrich trotz seines erprobten Muthes empfand, ja, es war wohl Schrecken!

Dennoch erhob er die Stirne bei diesem Gedanken, verjagte er jede feige Willensäußerung und faßte seinen Entschluß.

Rufen hätte fürchten, sich zurückziehen hätte fliehen geheißen.

Er schritt auf die Thüre zu, wo Gabriel wie angenagelt geblieben war.

Eine höhere Gewalt, eine Art von unwiderstehlicher, unseliger, fortreißender Macht rief ihn, zog ihn gegen das bleiche Gespenst, das ihn zu erwarten schien. Er

fing an dem Schwindel seines Schicksals zu unterliegen.

Gabriel sah ihn so mit einer gewissen blinden, instinktartigen Befriedigung auf sich zukommen, doch es gelang ihm nicht, irgend einen Gedanken von den Wolken loszumachen, die seinen Geist verdunkelten.

Er legte nur die Hand an den Griff seines Degens.

Als der König nur noch einige Schritte von Gabriel entfernt war, erfaßte ihn wieder die Angst, die er schon zurückgedrängt hatte, und preßte sein Herz wie in einen Schraubstock zusammen.

Er sagte sich unbestimmt, seine letzte Stunde sei gekommen und dies sei gerecht.

Dennoch näherte er sich immer mehr. Seine Füße schienen ihn von selbst und ohne daß er daran Antheil hatte vorwärts zu tragen. So müssen die Nachtwandler gehen.

Als er sich ganz vor Gabriel befand, als er seinen Athem hörte und ihn mit den Fingern hätte berühren können, griff er mit der Hand in seiner seltsamen Verwirrung an sein sammetenes Toquet und grüßte den jungen Mann.

Gabriel erwiederte seinen Gruß nicht. Er behauptete seine marmorne Haltung, und seine versteinerte Hand verließ sein Schwert nicht, um nach dem Hute zu greifen.

Für Gabriel war Heinrich kein König mehr, sondern ein Mensch, der seinen Vater getödtet hatte, und dem er nur noch Haß schuldig sein konnte.

Er ließ ihn jedoch vorübergehen, ohne ihm etwas zu thun und ohne ihm etwas zu sagen.

Der König ging seinerseits vorüber, ohne sich umzuwenden und ohne über den Mangel an Achtung zu erstaunen.

Als die Thüre sich wieder hinter diesen zwei Männern geschlossen hatte und der Zauber gebrochen war,

erwachte jeder von ihnen, rieb sich die Augen und fragte sich:

„War das nicht ein Traum?“

Gabriel ging langsam aus dem Louvre weg. Er beklagte nicht die verlorene Gelegenheit, er bereute es nicht, daß er sie hatte entschlüpfen lassen: er empfand vielmehr eine gewisse verworrene Freude darüber.

„Meine Beute kommt mir entgegen,“ dachte er, „sie dreht sich um meine Garne und nähert sich meinem Speer.“

Er schlief in dieser Nacht, wie er seit langer Zeit nicht mehr geschlafen hatte.

Der König war nicht so ruhig! Er begab sich zu Diana, die ihn erwartete und ihn empfing, man erräth, mit welchem Entzücken!

Doch Heinrich war zerstreut und unruhig. Er wagte es nicht, vom Grafen von Montgommery zu sprechen. Er sagte sich, Gabriel sei ohne Zweifel, als er ihn getroffen, von seiner Tochter gekommen; doch er wollte das nicht ergründen, und er, der, um sein Vertrauen zu ergießen, sie besucht hatte, behielt während des ganzen Besuches eine mißtrauische, gezwungene Miene.

Dann kehrte er düster und traurig in seine Gemächer zurück; er fühlte sich unzufrieden mit sich selbst und mit den Anderen und schlief nicht in dieser Nacht.

Es kam ihm vor, als wäre er in ein Labyrinth eingetreten, aus dem er nicht mehr lebendig herauskommen würde.

„Doch ich habe mich gewissermaßen,“ sagte er zu sich selbst, „ich habe mich dem Schwerte dieses Menschen dargeboten. Es ist gewiß, daß er mich tödten will!“

. . . .

Der König wollte, um sich zu zerstreuen und zu betäuben, nicht in Paris bleiben. Während der Tage, welche auf dieses Zusammentreffen mit dem Grafen von

Montgommery folgten, begab er sich abwechselnd nach Saint-Germain, nach Chambord und zu Diana von Poitiers in das Schloß Anet.

Gegen das Ende des Monats Juni war er in Fontainebleau.

Und überall entwickelte er die größt mögliche Thätigkeit, und er schien seine Gedanken durch das Geräusch, durch die Bewegung, durch Handeln ersticken zu wollen.

Die nahe bevorstehenden Feierlichkeiten bei der Hochzeit seiner Tochter Elisabeth mit König Philipp II. gaben diesem fieberhaften Bedürfniß nach Thätigkeit eine Nahrung und einen Vorwand.

In Fontainebleau wollte er dem spanischen Botschafter das Schauspiel einer Parforcejagd im Walde bieten. Diese Jagd wurde auf den 23. Juli bestimmt.

Der Tag kündigte sich an, als sollte er heiß und dämpfig werden. Es herrschte eine Gewitterschwüle.

Dessenungeachtet entschloß sich Heinrich nicht, die gegebenen Befehle zu widerrufen. Ein Sturm ist auch Geräusch.

Er wollte sein ungestümstes, raschestes Pferd besteigen, und überließ sich der Jagd mit einer Art von Wuth.

Es gab einen Augenblick, wo er, von seiner Hitze und von der Hitze des Pferdes fortgerissen, seinem ganzen Gefolge weit voranritt, die Jagd aus dem Gesichte verlor und sich im Walde verirrte.

Die Wolken häuften sich am Himmel an, dumpfes Murren erscholl in der Ferne. Der Sturm war dem Ausbruch nahe.

Ueber sein schäumendes Pferd geneigt, das er nicht einmal in seinem Gang zu mäßigen suchte, sondern vielmehr mit der Stimme und den Sporen antrieb, ritt und ritt Heinrich schneller als der Wind über Stock und Stein: dieser Schwindel erregende Galopp gefiel ihm und er lachte ganz laut und ganz allein.

Auf einige Augenblicke hatte er vergessen.

Plötzlich bäumte sich sein Pferd erschrocken; ein Blitz hatte die Wolke zerrissen und einer von den weißen Felsen die sich in großer Menge im Walde von Fontainebleau finden, hatte sich an der Ecke eines Fußpfades erhoben.

Der Ausbruch des Donners verdoppelte die Angst des argwöhnischen Pferdes. Es fuhr ganz bestürzt auf. Seine ungestüme Bewegung nach rückwärts zerriß den Zügel nahe beim Gebiß. Heinrich war nicht mehr Meister desselben.

Dann begann ein wüthender, wahnsinniger, furchtbarer Lauf.

Mit starr empor gesträubter Mähne, mit rauchenden Flanken und stählernen Häksen durchschnitt das Pferd die Luft wie ein Pfeil.

Ueber seinen Hals vorgeneigt, um nicht herab zu fallen, Haare und Kleider im Winde flatternd, suchte der König vergebens den Zügel wieder zu fassen, der ihm übrigens unnütz gewesen wäre.

Hätte sie einer so im Sturm vorüberschießen sehen, er würde sie sicherlich für eine höllische Erscheinung gehalten und eiligst das Kreuz gemacht haben.

Doch Niemand war da, nicht ein lebendige Seele, nicht eine bewohnke Hütte. Diese letzte Chance der Rettung, welche dem in Gefahr schwebenden Menschen die Gegenwart von seines Gleichen bietet, entging dem gekrönten Reiter.

Nicht ein Bettler, nicht ein Wildschütze, nicht ein Holzhauer, nicht ein Strauchdieb, um den König zu retten.

Und der Regen strömte herab und die immer näher kommenden Donnerschläge beschleunigten mehr und mehr den wahnsinnigen Galopp des erschrockenen Pferdes.

Mit seinen irren Augen suchte Heinrich den Fußpfad des Waldes zu erkennen, den sein Roß in seinem tödtlichen Laufe verfolgte.

An einer gewissen Lichtung der Bäume erkannte er auch die Oertlichkeit, und er bebte.

Der Pfad führte geraden Weges auf die Höhe eines abschüssigen Felsen, der einen tiefen Abgrund überragte.

Der König strengte sich an, um das Pferd mit der Hand, mit der Stimme aufzuhalten. Nichts half.

Ließ er sich herabfallen, so setzte er sich der Gefahr aus, die Stirne auf einem Baumstamm oder auf einem Granitvorsprung zu zerschmettern. Es war immer noch besser, erst im letzten Augenblick dieses verzweifelte Mittel anzuwenden.

Doch in jedem Fall fühlte sich Heinrich verloren, und er empfahl schon seine von Gewissensbissen und Angst erfüllte Seele der Gnade Gottes.

Er wußte schon nicht mehr genau, auf welchem Punkte des Fußpfades er sich befand, und ob der Absturz nahe oder fern war.

Doch er mußte nahe sein und der König war im Begriff, sich auf jede Gefahr zu Boden gleiten zu lassen.

Als er einen letzten Blick in die Ferne vor sich hinauswarf, gewahrte er am Ende des Pfades einen Mann zu Pferde wie er, doch unter dem Schutze einer Eiche stille haltend.

In dieser Entfernung konnte er den Reiter nicht erkennen. Ueberdies verbargen ein langer Mantel und ein breitkrämpiger Hut seine Züge und seine Haltung. Doch es war ohne Zweifel ein Edelmann, der sich ebenfalls im Walde verirrt hatte.

Nun sah sich Heinrich gerettet. Der Pfad war schmal und der Unbekannte durfte nur sein Pferd vorwärts gehen lassen, um dem des Königs den Weg zu versperren, oder seine Hand ausstrecken, um es in seinem Lauf aufzuhalten.

Nichts konnte leichter sein, und wenn auch einige Gefahr dabei war, so mußte der Unbekannte, den König

erkennend, nicht zögern, sich dieser Gefahr preiszugeben, um seinen Herrn zu retten.

In zwanzigmal weniger Zeit, als man braucht, um dieses zu lesen, waren die drei bis vierhundert Schritte, welche Heinrich von seinem Retter trennten, zurückgelegt.

Um ihn aufmerksam zu machen, stieß Heinrich einen Nothschrei aus und schüttelte seinen aufgehobenen Arm.

Der Unbekannte sah es und machte eine Bewegung. Ohne Zweifel hielt er sich bereit.

Doch, o Schrecken! das wüthende Pferd schoß vorüber, ohne daß es der unbekannte Reiter durch die unmerklichste Geberde aufzuhalten suchte.

Er schien sogar ein wenig zurückzuweichen, um jeden möglichen Stoß zu vermeiden.

Der König stieß einen zweiten Schrei aus, doch diesmal war es nicht mehr ein Ruf um Hülfe, nicht mehr eine Bitte, sondern ein Schrei der Wuth und der Verzweiflung.

Nun glaubte er unter dem Hufschlag seines Pferdes den Stein, und nicht mehr die Erde schallen zu hören.

Heinrich hatte den unseligen Felsen erreicht.

Er sprach den Namen Gottes aus, machte seinen Fuß vom Steigbügel los und ließ sich zur Erde nieder.

Der Stoß schleuderte ihn fünfzehn Schritte hinaus. Doch durch ein wahres Wunder fiel er auf einen mit Moos und Gras bedeckten Hügel und that sich kein Leid. Es war Zeit; zwanzig Schritte von da öffnete sich der Abgrund.

Was sein Pferd betrifft, so schien es, erstaunt, seine Bürde nicht mehr zu fühlen, seinen Lauf ein wenig zu hemmen, so daß es, am Rande des Schlundes angelangt, Zeit hatte, diesen zu messen und sich in einem letzten Instinkte, das Auge erweitert, die Nüstern

rauchend, die Mähne zerzaust, ungestüm zurückzuwerfen.

Wäre der König noch darauf gesessen, so würde ihn gerade dieses plötzliche Anhalten in den Abgrund gestürzt haben.

Nachdem er gegen Gott, der ihn so offenbar beschützt, ein glühendes Dankgebet erhoben, nachdem er sein Pferd eingeholt, beruhigt und wieder bestiegen hatte, war es der erste Gedanke von Heinrich, voll Zorn auf den Unbekannten zuzureiten, der ihn ohne die göttliche Vermittlung so feige hätte zu Grunde gehen lassen.

Der Unbekannte war stets unbeweglich unter den Falten seines Mantels an demselben Platze geblieben.

„Elender!" rief ihm der König zu, als er nahe genug war, um von ihm gehört zu werden, „hast Du meine Gefahr nicht gesehen? Hast Du mich nicht erkannt, Königsmörder? Und wenn er auch nicht Dein König gewesen wäre, mußtest Du nicht jeden Menschen in einer solchen Gefahr retten, da Du zu diesem Ende nur Deinen Arm auszustrecken hattest?"

Der Mann rührte sich nicht, antwortete nicht; er hob nur ein wenig seinen Kopf in die Höhe, den sein breiter Filzhut vor den Augen von Heinrich verbarg.

Der König bebte, als er das bleiche, düstere Antlitz von Gabriel erkannte. Er verstummte, beugte die Stirne, und murmelte nur noch:

„Der Graf von Montgommery! dann habe ich nichts mehr zu sagen."

Und ohne ein Wort beizufügen, gab er seinem Pferde die Sporen, und kehrte im Galopp in den Wald zurück.

„Er würde mich nicht tödten," sagte er von einem tödtlichen Schauer ergriffen; „doch es scheint, er würde mich sterben lassen."

Gabriel, der allein geblieben, wiederholte mit einem finstern Lächeln:

„Ich fühle, daß meine Beute mir entgegenkommt und daß die Stunde naht."

VIII.

Zwischen zwei Pflichten.

Die Heirathsverträge von Elisabeth und von Margarethe von Frankreich sollten am 28. Juni im Louvre unterzeichnet werden. Der König war schon am 25sten trauriger und unruhiger als je nach Paris zurückgekehrt.

Seit der letzten Erscheinung von Gabriel besonders war sein Leben eine Marter geworden. Er floh die Einsamkeit und wollte beständig Zerstreuungen von dem finstern Gedanken haben, von dem er so zu sagen besessen war.

Er hatte auch von diesem zweiten Zusammentreffen mit Niemand gesprochen; doch er fühlte in seinem Innern zugleich ein Verlangen und eine Furcht, sich gegen eine ergebene und treue Seele darüber zu ergießen. Denn er selbst wußte nicht mehr, was er glauben und beschließen sollte: dadurch, daß er ihm so viel in's Gesicht geschaut, hatte sich der traurige Gedanke in seinem Geiste völlig verwirrt.

Endlich faßte er den Entschluß, sich Diana von Castro zu eröffnen.

Diana hatte sicherlich Gabriel wiedergesehen; von ihr kam der junge Graf ohne allen Zweifel, als er ihm zum ersten Male begegnete. Sie konnte, sie mußte ihren Vater entweder über diesen Punkt beruhigen, oder ihn warnen. Und trotz der bitteren Zweifel, von

denen er unablässig heimgesucht war, glaubte Heinrich seine vielgeliebte Tochter nicht schuldig oder mitschuldig an einem Verrath.

Ein geheimer Instinct schien ihm kundzugeben, daß Diana nicht minder unruhig war, als er. Kannte Frau von Castro einerseits das zweimalige seltsame Zusammentreffen nicht, das schon zwischen den Geschicken von König Heinrich und Gabriel stattgefunden hatte, so wußte sie andererseits auch nicht, was aus dem letzteren seit einigen Tagen geworden war. André, den sie mehrere Male in das Hotel der Rue des Jardins Saint-Paul geschickt hatte, um dort Erkundigungen einzuziehen, hatte keine Nachrichten zurückgebracht. Gabriel war abermals aus Paris verschwunden. Wir haben ihn auf dem Wege des Königs in Fontainebleau gesehen.

Am Nachmittag des 26. Juni war Diana allein und ganz nachdenkend in ihrem Zimmer. Eine von ihren Frauen lief hastig herbei und meldete ihr den Besuch des Königs.

Der König war ernst, wie gewöhnlich. Nach den ersten Begrüßungen ging er plötzlich zur Sache selbst über, als wollte er sich sogleich seiner lästigen Sorgen entschlagen.

„Meine liebe Diana," sagte er, indem er seine Augen in die Augen seiner Tochter tauchte, „wir haben seit geraumer Zeit nicht mehr mit einander über den Vicomte d'Exmès gesprochen, der nun den Titel eines Grafen von Montgommery angenommen hat. Habt Ihr ihn lange nicht gesehen?"

Bei dem Namen Gabriel erbleichte und zitterte Diana. Doch sie faßte sich so gut als möglich und antwortete:

„Sire, ich habe den Herrn Vicomte d'Exmès seit meiner Rückkehr von Calais ein einziges Mal gesehen."

„Und wo habt Ihr ihn gesehen, Diana?" fragte der König.

„Hier, im Louvre, Sire.“

„Vor etwa vierzehn Tagen, nicht wahr?“

„In der That, Sire, es mögen ungefähr vierzehn Tage sein,“ erwiederte Frau von Castro.

„Ich vermuthete es,“ sprach der König und machte dann eine Pause, als wollte er seine neuen Gedanken fester in's Auge fassen.

Diana schaute ihn aufmerksam und ängstlich an und suchte den Beweggrund dieser unerwarteten Fragen zu errathen. Doch das ernste Gesicht ihres Vaters schien ihr undurchdringlich, und ihren ganzen Muth zusammenraffend sagte sie:

„Sire, entschuldigt mich, darf ich mir die Freiheit nehmen, meinerseits Eure Majestät zu fragen, warum sie nach dem langen Stillschweigen, das sie in Beziehung auf denjenigen, welcher mich in Calais von der Schande rettete, beobachtet hat, mir heute die Ehre dieses Besuchs erweist, bei dem es, wie ich mir einbilde, Absicht ist, mich über ihn zu hören?“

„Ihr wünscht es zu wissen, Diana?“

„Sire, ich bin so kühn.“

„Es sei, Ihr sollt Alles erfahren, und ich wünsche, daß mein Vertrauen das Eurige hervorrufen möge. Ihr habt mir oft gesagt, Ihr liebet mich, mein Kind?“

„Ich habe es gesagt und ich wiederhole es,“ rief Diana; „ich liebe Euch als meinen König, als meinen Wohlthäter, als meinen Vater.“

„Ich kann also Alles meiner zärtlichen und redlichen Tochter enthüllen,“ sprach der König; „hört mich wohl, Diana.“

„Ich höre Euch mit meiner ganzen Seele.“

Heinrich erzählte nun sein zweimaliges Zusammentreffen mit Gabriel: das erste Mal in der Gallerie des Louvre, das zweite Mal im Walde von Fontainebleau. Er sagte Diana, welche seltsame Haltung stummer Rebellion der junge Mann beobachtet, wie er das erste

Mal seinen König nicht habe grüßen, wie er ihn das zweite Mal nicht habe retten wollen.

Und bei dieser Erzählung vermochte Diana ihre Traurigkeit und ihre Angst nicht zu verbergen. Das Zusammentreffen zwischen Gabriel und dem König, das sie so sehr fürchtete, hatte schon bei zwei Gelegenheiten stattgefunden und konnte sich noch gefährlicher und furchtbarer erneuern.

Ohne daß er die Erschütterung seiner Tochter zu bemerken schien, schloß Heinrich mit folgenden Worten:

„Nicht wahr, das sind schwere Beleidigungen, Diana? Es sind beinahe Majestätsverbrechen! Und dennoch habe ich alle diese Beleidigungen und meinen Groll verborgen, weil dieser junge Mann zur Zeit meinetwegen gelitten hat, trotz der ruhmwürdigen Dienste, die er meinem Reich geleistet, und wofür er allerdings einen bessern Lohn erwarten durfte . . ."

Und seinen durchdringenden Blick auf Diana heftend, fügte der König bei:

„Ich weiß nicht, ich will nicht wissen, ob Ihr mein Unrecht gegen Herrn d'Ermès kennt; Ihr sollt nur erfahren, daß mir mein Stillschweigen durch das Gefühl dieses Unrechts und durch die Reue hierüber vorgeschrieben worden ist . . . Doch ist dieses Stillschweigen nicht auch unklug? . . . Weissagen diese Beleidigungen nicht auch noch andere, viel ernstere? Muß ich nicht endlich auf Herrn d'Ermès aufmerksam sein? Hierüber wollte ich mich freundschaftlich mit Euch berathen, Diana."

„Ich danke Euch für dieses Vertrauen, Sire," antwortete mit schmerzlichem Tone Frau von Castro, die sich so zwischen die Pflichten von zwei Zuneigungen gestellt sah.

„Dieses Vertrauen ist ganz natürlich, Diana," erwiederte der König. „Doch nun sprecht!" fügte er bei als er sah, daß seine Tochter zögerte.

„Sire," sagte Diana mit einer gewissen Anstren-

gung, „ich glaube, Eure Majestät hat Recht ... und sie wird vielleicht weise handeln, wenn sie auf Herrn d'Exmès ... aufmerksam ist.“

„Denkt Ihr, mein Leben sei in Gefahr, Diana?“

„Oh! ich sage das nicht, Sire,“ rief Diana lebhaft, „doch Herr d'Exmès scheint tief verletzt worden zu sein und man kann befürchten ...“

Die arme Diana hielt ganz zitternd und die Stirne in Schweiß gebadet inne. Ihre letzten Worte, welche eine ihr durch den moralischen Zwang entrissene Art von Anzeige enthielten, widerstrebten ihrem edlen Herzen.

Doch Heinrich deutete ihr Leiden auf eine ganz andere Weise und sprach, indem er aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging:

„Ich verstehe Euch, Diana! Ja, ich ahnete es; Ihr seht, ich muß dem jungen Mann mißtrauen ... Doch unabläßig mit diesem Schwerte des Damokles über meinem Haupte leben, das ist unmöglich. Die Könige haben andere Verpflichtungen, als die gewöhnlichen Edelleute. Ich werde Anstalten treffen, daß man sich des Herrn d'Exmès versichert.“

Und er machte einen Schritt, als wollte er hinausgehen, doch Diana warf sich ihm entgegen.

Wie! Gabriel sollte angeklagt, vielleicht zum Gefangenen gemacht werden! und sie, Diana wäre es, die ihn verrathen hätte! Sie konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Im Ganzen waren die Worte von Gabriel nicht so bedrohlich gewesen.

„Sire, einen Augenblick! ..“ rief sie. „Ihr täuscht Euch, ich schwöre Euch, Ihr täuscht Euch! Ich habe entfernt nicht gesagt, es sei eine Gefahr für Euer zweimal geheiligtes Haupt vorhanden. Nichts konnte mich in den Geständnissen und Mittheilungen von Herrn d'Exmès den Gedanken an ein solches Verbrechen vermuthen lassen. Großer Gott! hätte ich Euch sonst nicht Alles geoffenbart?“

„Das ist richtig," sprach Heinrich stillestehend. „Doch was wolltet Ihr dann sagen, Diana?"

„Ich wollte nur sagen, Sire, Eure Majestät würde wohl daran thun, so viel als möglich ein solches ärgerliches Zusammentreffen zu vermeiden, wobei ein beleidigter Unterthan die seinem König schuldige Ehrfurcht vergessen könnte. Doch von einer Verletzung der Ehrfurcht bis zu einem Königsmord ist es weit, Sire. Sire, wäre es Eurer würdig, ein erstes Unrecht durch eine andere Unbilligkeit wieder gut zu machen?"

„Nein, das war gewiß nicht meine Absicht; zum Beweise mag dienen, daß ich geschwiegen habe, und da Ihr meinen Verdacht zerstreut, Diana, da Ihr Euch für meine Sicherheit vor Gott und Eurem Gewissen verantwortlich macht, da ich Eurer Ansicht nach ruhig sein kann . . ."

„Ruhig sein!" unterbrach ihn Diana schauernd. „Ich habe mich nicht so weit ausgesprochen, Sire. Mit welch einer furchtbaren Verantwortlichkeit belastet Ihr mich! Eure Majestät müßte im Gegentheil wachen, auf Ihrer Hut sein."

„Nein," sprach der König, „ich kann nicht immer fürchten, nicht immer zittern! Seit zwei Wochen lebe ich nicht mehr. Entweder das Eine oder das Andere: entweder überlasse ich mich, auf Euer Wort bauend, ruhig meinem Schicksal und meinem Leben, denke an mein Königreich und nicht an meinen Feind, beschäftige mich gar nicht mehr mit dem Vicomte d'Exmès; oder ich setze den Mann, der mich haßt, außer Stand, mir zu schaden, zeige seine Beleidigungen dem zuständigen Richter an und überlasse, zu hoch gestellt und zu stolzen Gemüthes, um mich selbst zu vertheidigen, die Sorge denjenigen, deren Pflicht es ist, meine Person zu wahren."

„Wer sind diese Menschen, Sire?" fragte Diana.

„Einmal Herr von Montmorency, der Connetable und Chef des Heeres."

„Herr von Montmorency!" wiederholte Diana schauernd.

Der verhaßte Name von Montmorency erinnerte sie an alles Unglück des Vaters von Gabriel, an seine lange und harte Gefangenschaft und an seinen Tod. Wenn Gabriel ebenfalls in die Hände des Connetable fiel, so war ihm dasselbe Schicksal vorbehalten, er war verloren!

Diana sah vor den Augen ihres Geistes denjenigen, welchen sie so sehr geliebt, in einen luftlosen Kerker versenkt, dort sterbend in einer Nacht, oder, was noch viel schrecklicher! in zwanzig Jahren und im Sterben derjenigen fluchen, die ihn auf einige ungewisse, zweideutige Worte preisgegeben hätte.

Nichts bewies, daß die Rache von Gabriel den König erreichen konnte oder wollte; aber es war gewiß, daß der Groll von Montmorency Gabriel nicht schonen würde.

In einigen Secunden stellte sich Diana dies Alles in ihrem Geiste vor; und als der König, sie schärfer fragend, fortfuhr:

„Nun, Diana, welchen Rath gebt Ihr mir? Da Ihr besser als ich die Gefahren muthmaßen könnt, denen ich preisgegeben bin, so wird Euer Wort Gesetz für mich sein. Soll ich mich nichts mehr um Herrn d'Exmès kümmern, oder soll ich mich im Gegentheil um ihn kümmern?"

Da antwortete Diana, welche der Ausdruck dieser letzten Worte des Königs erschreckte:

„Sire, ich habe Eurer Majestät keinen andern Rath zu geben, als den Eures Gewissens. Wenn irgend ein anderer durch Euch beleidigter Mensch die Achtung gegen Euch auf Eurem Wege verletzt, oder Euch verrätherischer Weise Eurer Gefahr überlassen hätte, so hättet Ihr mich nicht um Rath gefragt, denke ich, um eine gerechte Strafe über den Schuldigen zu verhängen. Ein gebieterischer Beweggrund hat Eure

Majestät zu dem Stillschweigen der Verzeihung veranlaßt, und ich sehe nun keinen Grund, warum sie aufhören soll, so zu handeln, wie sie es zu thun angefangen. Denn Herr d'Exmès, wenn der Gedanke eines Verbrechens ihm hätte kommen können, dürfte, wie mir scheint, nicht zwei bessere Gelegenheiten abwarten, als die, welche sich ihm in einer einsamen Gallerie des Louvre und im Walde von Fontainebleau, am Rande eines Absturzes, geboten haben . . ."

„Das genügt, Diana, und ich verlangte nichts Anderes von Euch. Ihr habt eine große Sorge in meinem Innern getilgt, wofür ich Euch danke, mein liebes Kind. Sprechen wir nicht mehr hievon. Ich werde nun in voller Freiheit an unsere Hochzeitsfeierlichkeiten denken können. Sie sollen glänzend werden, und auch Ihr sollt glänzend sein, Diana, hört Ihr?"

„Eure Majestät entschuldige mich," sprach Diana, „ich wollte sie gerade um Erlaubniß bitten, nicht bei diesen Freudenfesten erscheinen zu dürfen. Ich muß gestehen, es wäre mir lieber, in meiner Einsamkeit bleiben zu dürfen."

„Wie!" rief der König, „wißt Ihr nicht, Diana, daß ein ganz königliches Fest stattfinden soll? Es wird die schönsten Spiele und Turniere der Welt geben, und ich selbst werde einer von den Kämpfenden sein. Was kann Euch von den herrlichen Spielen entfernt halten, meine vielgeliebte Tochter?"

„Sire, ich habe zu beten . . ." antwortete Diana mit ernstem Tone.

Einige Minuten nachher verließ der König Frau von Castro, die Seele erleichtert von einem Theil seiner Angst.

Doch diese Angst, er ließ sie ganz und gar in dem Herzen der armen Diana zurück.

IX.

Vorzeichen.

Von der Unruhe, die ihn so traurig gemacht, beinahe befreit, betrieb nunmehr der König mit seiner ganzen Thätigkeit die Vorbereitungen zu den prachtvollen Festen, die er bei Gelegenheit der glücklichen Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. und seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog von Savoyen geben wollte.

In der That, sehr glückliche Heirathen, welche es wohl verdienten, daß man sie mit so vielen Lustbarkeiten feierte! Der Dichter von Don Carlos hat es so, daß man es nicht zu wiederholen braucht, gesagt, worauf die erste auslief.

Der Heirathsvertrag von Philibert Emanuel mit der Prinzessin Margarethe von Frankreich sollte am 28. Juni unterzeichnet werden.

Heinrich ließ verkündigen, am 28. und an den folgenden Tagen wäre in den Tournelles offene Bahn für Tourniere und andere Ritterspiele.

Und unter dem Vorwand, die zwei Bräutigame mehr zu ehren, in Wirklichkeit aber in der Absicht, seinen eigenen leidenschaftlichen Geschmack für ein solches Lanzenbrechen zu befriedigen, erklärte der König, er würde selbst unter der Zahl der Kämpfenden sein.

Doch am Morgen des 28. Juni ließ die Königin Catharina von Medicis, welche in jener Zeit ihrer Zurückgezogenheit nur sehr selten ausging, den König dringend um eine Unterredung bitten.

Heinrich entsprach, wie sich dies von selbst versteht, sogleich diesem Wunsch seiner Frau und seiner Dame.

Catharina trat ganz bewegt in das Zimmer des Königs und rief, sobald sie ihn sah:

„Ah! theurer Sire, im Namen Jesu beschwöre ich Euch, verlaßt bis zum Ende dieses Monats Juni den Louvre nicht.“

„Und warum dies, Madame?“ fragte Heinrich ganz erstaunt über den ungestümen Anfang.

„Sire, es muß Euch in diesen Tagen ein Unglück widerfahren.“

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte der König.

„Euer Gestirn, Sire, an dem ich in dieser Nacht mit meinem italienischen Astrologen die drohendsten Zeichen einer Gefahr, einer Todesgefahr beobachtet habe.“

Man muß wissen, daß Catharina von Medicis schon damals sich der Praktik der Magie und Astrologie hingab, die ihr, wenn man den Denkwürdigkeiten jener Zeit glauben darf, im Verlaufe ihres Lebens nur selten logen.

Doch Heinrich II. war sehr ungläubig in Beziehung auf Gestirne, und er antwortete der Königin lachend:

„Ei! Madame, wenn mein Gestirn eine Gefahr verkündigt, so wird mich diese Gefahr eben so gut hier, als auswärts erreichen.“

„Nein, Sire,“ entgegnete Catharina, „unter dem Himmel und in freier Luft erwartet Euch die Gefahr.“

„Wahrhaftig! So ist es vielleicht ein Windstoß?“

„Sire, scherzt nicht über solche Dinge. Die Sterne sind das geschriebene Wort Gottes.“

„Dann muß man zugestehen,“ sprach Heinrich, „daß die göttliche Schrift im Allgemeinen sehr dunkel und sehr vernebelt ist.“

„Wie so, Sire?“

„Die Durchstriche machen den Text unverständlich, so daß Jeder daraus entziffern kann, was er will. Nicht

wahr, Ihr habt in dem göttlichen Zauberbuch gesehen, ich sei bedroht, wenn ich den Louvre verlasse?"

„Ja, Sire."

„Nun wohl! Forcatel hat im vergangenen Monat etwas Anderes darin gesehen. Ich glaube, Ihr schätzt Forcatel?"

„Ja," antwortete die Königin, „er ist ein ein gelehrter Mann, der da schon liest, wo wir nur buchstabiren."

„Erfahrt also, Madame, daß Forcatel in Euren Gestirnen den schönen Vers gelesen hat, dessen einziger Mangel die Unverständlichkeit ist:

„Ist es nicht Mars, so fürchtet Euch vor seinem Bild."

„In welcher Hinsicht schwächt diese Weissagung diejenige, welche ich Euch bringe?" fragte Catharina.

„Wartet, Madame. Ich habe irgendwo hier meine Nativität, welche im vorigen Jahr gestellt worden ist. Ihr erinnert Euch dessen, was sie mir weissagt?"

„Ziemlich unbestimmt, Sire."

„Nach dieser Nativität, Madame, steht geschrieben, daß ich im Zweikampfe sterben werde: was sicherlich etwas neu und selten bei einem König ist! Doch ein Zweikampf ist das Bild von Mars, wie mir scheint, es ist Mars selbst, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten."

„Was schließt Ihr hieraus, Sire?"

„Daß es, da alle Vorhersagungen sich widersprechen, sicherer ist, keiner von ihnen zu glauben. Diese Lügnerinnen strafen sich gegenseitig Lügen, wie Ihr seht!"

„Und Eure Majestät wird den Louvre in diesen Tagen verlassen?" fragte Catharina.

„Unter allen andern Umständen wäre ich glücklich, Madame, Euch dadurch, daß ich bei Euch bliebe, angenehm zu sein. Doch ich habe öffentlich versprochen und

verkündigt, ich würde zu diesen Festen kommen, und so muß ich kommen."

„Ihr werdet wenigstens nicht selbst die Bahn betreten?"

„Auch hier verpflichtet mich der Umstand, daß ich mein Wort gegeben, zu meinem großen Bedauern, Euch nicht zu entsprechen. Doch welche Gefahr kann bei diesen Spielen obwalten? Ich bin Euch aus dem Grunde meines Herzens dankbar für Eure Sorge, aber laßt mich Euch sagen, daß alle dergleichen Befürchtungen chimärisch sind, und daß es, wenn man ihnen nachgeben würde, fälschlicher Weise zum Glauben an Gefahren bei diesen edlen, lustigen Turnieren führen müßte, die meinetwegen durchaus nicht aufgehoben werden sollen."

„Sire," sprach Catharina von Medicis besiegt, „ich bin gewohnt, mich in Euren Willen zu fügen, und füge mich auch heute, obwohl mit Schmerz und Angst im Herzen."

„Und Ihr werdet nach den Tournelles kommen, Madame, nicht wahr?" sagte der König, indem er der Königin die Hand küßte, „und wäre es nur, um meinen Lanzenstößen Beifall zu spenden und Euch selbst von der Blindheit Eurer Befürchtungen zu überzeugen."

„Ich werde Euch bis zum Ende gehorchen, Sire," antwortete die Königin und entfernte sich.

. . . .

Catharina wohnte wirklich mit ihrem ganzen Hofe, mit Ausnahme von Diana von Castro, dem ersten Turniere bei, wobei der König den ganzen Tag mit Jedem, der sich ihm gegenüber stellte, Lanzen brach.

„Nun, Madame, die Sterne hatten also Unrecht!" sagte der König lachend am Abend zur Königin.

Catharina schüttelte traurig den Kopf und erwiederte:

„Ach! der Monat Juni ist noch nicht zu Ende."

Doch am zweiten Tag, am 29. Juni, war es das=

selbe. Heinrich II. verließ den Turnierplatz nicht, und sein Glück kam seiner Kühnheit gleich.

„Ihr seht, Madame, daß sich die Sterne auch für heute täuschten," sagte er zu Catharina, als sie in den Louvre zurückkehrten.

„Ach! Sire, ich fürchte den dritten Tag darum nur um so mehr!" rief die Königin.

. . . .

Dieser letzte Turniertag, der 30. Juni, ein Freitag, sollte der schönste und glänzendste von allen dreien sein und würdig die ersten Feste beschließen.

Die vier Platzhalter waren:

Der König, der Schwarz und Weiß als die Farben von Frau von Poitiers trug.

Der Herzog von Guise, der Weiß und Hochroth trug.

Alfons von Este, Herzog von Ferrara, der Gelb und Roth trug.

Jakob von Savoyen, der Gelb und Schwarz trug.

„Es waren da," sagt Brantome, „vier Fürsten von den besten Kriegsmännern, die man nicht allein in Frankreich, sondern auch in andern Ländern finden konnte. Sie vollbrachten auch Alle an diesem Tag Wunder, und man wußte nicht, wem man den Ruhm geben sollte; auch war der König einer der Vortrefflichsten und Gewandtesten zu Pferd in seinem Reiche."

Die Chancen theilten sich in der That sehr schön unter diesen vier geschickten und berühmten Platzhaltern, und die Kämpfe folgten sich, der Tag rückte vor, ohne daß man sagen konnte, wem die Ehre des Turniers gebühren würde.

Heinrich II. war ganz belebt, ganz befiebert. Er war bei diesen Spielen und Waffengängen wie in seinem Element, und es lag ihm vielleicht beinahe eben so viel daran, hier zu siegen, als auf wahren Schlachtfeldern.

Doch es kam der Abend, und die Trompeten und Clarine gaben das Zeichen zum letzten Stechen.

Es war der Herzog von Guise, der es unter großem Beifall der Damen und der versammelten Menge vollbrachte.

Dann stand die Königin endlich athmend auf.

Dies war das Zeichen zum Aufbruch.

„Wie! ist es denn vorbei?“ rief der König gereizt und eifersüchtig. „Wartet, meine Damen, ist es nicht an mir, zu rennen?“

Herr von Vieilleville bemerkte dem König, er habe die Bahn zuerst eröffnet, die vier Platzhalter haben eine ähnliche Zahl von Kämpfen geliefert, der Vortheil sei allerdings unter ihnen gleich geblieben und es gebe keinen Sieger, aber die Bahn sei geschlossen und der Tag beendigt.

„Ei!“ erwiederte Heinrich voll Ungeduld, „wenn ein König zuerst hereingekommen ist, muß er auch zuletzt hinausgehen. Das soll nicht so endigen, und es sind hier auch noch zwei ganze Lanzen.“

„Aber, Sire,“ versetzte Herr von Vieilleville, „es sind keine Angreifer mehr da.“

„Doch, doch, seht jenen dort, der das Visir beständig herabgelassen und noch nicht gekämpft hat. Wer ist es, Vieilleville?“

„Sire, ich weiß es nicht . . . ich hatte ihn nicht bemerkt . . .“ antwortete Vieilleville.

„He! mein Herr!“ rief Heinrich dem Unbekannten zu, „Ihr werdet, wenn es Euch beliebt, diese letzte Lanze mit mir brechen.“

Der Unbekannte verharrte einige Zeit, ohne zu antworten; dann aber sprach er mit ernster, tiefer, bewegter Stimme:

„Eure Majestät erlaube mir, diese Ehre zurückzuweisen.“

Ohne daß Heinrich sich davon Rechenschaft geben konnte, mischte der Ton dieser Stimme eine seltsame Bangigkeit in die fieberhafte Ungeduld, von der er bewegt war.

„Ich soll Euch erlauben, zurückzuweisen! nein, ich erlaube Euch das nicht, mein Herr," sagte er mit einer nervigen Bewegung des Zorns.

Da schlug der Unbekannte stillschweigend sein Visir auf.

Und zum dritten Male seit vierzehn Tagen konnte der König das bleiche, düstere Gesicht von Gabriel von Montgommery sehen.

X.

Gefährliches Tournier.

Beim Anblick des düsteren, feierlichen Gesichtes des jungen Grafen von Montgommery fühlte der König einen Schauer des Erstaunens und vielleicht des Schreckens alle seine Adern durchlaufen.

Doch er wollte es sich nicht selbst gestehen, und noch weniger die Anderen diese erste Bewegung, die er rasch bewältigte, sehen lassen. Seine Seele sträubte sich gegen seinen Instinct, und gerade weil er eine Secunde bange gehabt hatte, zeigte er sich muthig und sogar verwegen.

Gabriel sprach zum zweiten Male mit langsamem ernstem Tone:

„Ich bitte Eure Majestät inständig, nicht auf ihrem Willen zu beharren!"

„Ich beharre dennoch darauf, Herr von Montgommery," antwortete der König.

Das Gesicht geblendet durch so viele entgegengesetzte Gemüthsbewegungen, glaubte Heinrich eine Art

von Herausforderung in den Worten und in dem Ton von Gabriel wahrzunehmen. Erschrocken über die Rückkehr der seltsamen Unruhe, welche Diana von Castro einen Augenblick zerstreut hatte, stemmte er sich energisch gegen seine Schwäche an und wollte der feigen Erschütterung, die er seiner, Heinrichs II., eines Sohnes von Frankreich, eines Königs unwürdig hielt, ein Ende machen.

Er sagte daher zu Gabriel mit einer beinahe übertriebenen Festigkeit:

„Schickt Euch an, mein Herr, die Lanze gegen mich einzulegen.“

Das Gemüth nicht minder in Aufruhr als das des Königs, verbeugte sich Gabriel, ohne zu antworten.

In diesem Augenblick näherte sich Herr von Boisy, der Oberststallmeister, dem König und sagte, die Königin beschwöre Seine Majestät, aus Liebe für sie das Kampfspiel nicht fortzusetzen.

„Antwortet der Königin,“ erwiederte Heinrich, „gerade ihr zu Liebe wolle ich noch diese Lanze brechen.“

Und sich gegen Herrn von Vieilleville umwendend:

„Auf, Herr von Vieilleville, waffnet mich sogleich.“

In seiner Unruhe verlangte er von Herrn von Vieilleville einen Dienst, der zu den Attributen der Stelle des Oberststallmeisters, Herrn von Boisy, gehörte. Sehr erstaunt, bemerkte ihm dies Herr von Vieilleville ehrfurchtsvoll.

„Das ist richtig!“ sagte der König sich vor die Stirne schlagend. „Wo habe ich denn meinen Kopf!“

Er begegnete dem kalten, unbeweglichen Blick von Gabriel und fügte ungeduldig bei:

„Doch, doch, ich habe Recht! muß nicht Herr von Boisy den Auftrag der Königin vollziehen und ihr meine Antwort überbringen? Ich wußte wohl, was ich that und was ich sagte! Waffnet mich, Herr von Vieilleville.“

„Wenn dem so ist, Sire," sprach Herr von Vieilleville, „und da Eure Majestät durchaus noch diese letzte Lanze brechen will, so bemerke ich, daß es mir gebührt, gegen sie zu kämpfen, und ich nehme mein Recht in Anspruch. Herr von Montgommery hat sich in der That am Anfang des Kampfspiels nicht gezeigt und ist erst erschienen, als er es schon geschlossen glaubte."

„Ihr habt Recht, mein Herr," erwiederte Gabriel rasch, „und ich ziehe mich zurück, um Euch meinen Platz abzutreten."

Doch in dem Eifer, mit dem der Graf von Montgommery jeden Kampf mit ihm vermied, sah der König hartnäckig die beleidigende Schonung eines Feindes, der sich einbildete, er mache ihm bange.

„Nein! nein!" erwiederte er Herrn von Vieilleville mit dem Fuß auf den Boden stampfend. „Gegen Herrn von Montgommery und nicht gegen einen Andern will ich diesmal kämpfen, und es ist nun genug des Verzugs! Waffnet mich."

Er tauschte einen stolzen, hochmüthigen Blick gegen den starren, ernsten Blick des Grafen und bot, ohne etwas beizufügen, seine Stirne dar, um sich von Herrn von Vieilleville den Helm aufsetzen zu lassen.

Sein Verhängniß verblendete ihn offenbar!

Es kam auch Herr von Savoie, um ihn im Namen von Catharina von Medicis zu bitten, die Bahn zu verlassen.

Und als der König nicht einmal auf sein dringliches Flehen antwortete, fügte er leise bei:

„Auch Frau Diana von Poitiers, Sire, hat mich beauftragt, Euch insgeheim zu sagen, Ihr möget auf Eurer Hut sein und wohl Obacht geben, wem Ihr diesmal den Sieg streitig machen wollt."

Bei dem Namen von Diana bebte Heinrich unwillkührlich, doch er überwand auch dieses Beben.

„Soll ich vor meiner Dame die Miene haben, als fürchtete ich mich?" sagte er zu sich selbst.

Und er beobachtete fortwährend das hochmüthige Schweigen eines belästigten und entschlossenen Mannes.

Indessen sagte auch Herr von Vieilleville, während er ihn waffnete, mit leiser Stimme zum König:

„Sire, ich schwöre Euch beim lebendigen Gott, daß ich seit mehr als drei Nächten beständig träume, es werde Euch heute ein Unglück widerfahren, und dieser letzte Juni sei ein unseliger Tag für Euch."

Doch der König schien ihn nicht einmal zu hören: er war schon gewaffnet und ergriff seine Lanze.

Gabriel hielt die seinige in der Hand und erschien auch auf der Bahn.

Die zwei Streiter stiegen zu Pferde und stellten sich einander gegenüber auf.

Es trat nun ein seltsames, tiefes Schweigen in der Menge ein. Aller Augen waren aufmerksam, jeder Athem stockte.

Der Connetable und Diana von Castro waren indessen abwesend, und Niemand, mit Ausnahme von Frau von Poitiers, wußte, daß zwischen dem König und dem Grafen von Montgommery Gründe des Hasses und Anlässe zur Rache obwalteten. Niemand sah klar bei einem Scheinkampf einen blutigen Ausgang vorher. An dergleichen gefahrlose Spiele gewöhnt, hatte sich der König seit drei Tagen hundertmal auf der Arena unter Bedingungen gezeigt, die denen ungefähr ähnlich waren, welche sich abermals boten.

Und dennoch fühlte man bei diesem bis zum Ende geheimnißvoll gebliebenen Gegner, bei seinen bezeichnenden Weigerungen, zu kämpfen, bei der blinden Beharrlichkeit des Königs etwas Ungewöhnliches und Furchtbares, und vor dieser unbekannten Gefahr schwieg und wartete man. Warum? das hätte Niemand sagen können! Doch ein Fremder, der in diesem Augenblick gekommen wäre und das Aussehen aller dieser Gesichter wahrgenommen hätte, würde sich gesagt haben:

„Es wird gewiß ein außerordentliches Ereigniß stattfinden.“

Die Luft war gleichsam mit Angst erfüllt.

Ein bemerkenswerther Umstand gab ein fühlbares Zeichen von der düsteren Beschaffenheit der Gedanken der Menge:

Bei den gewöhnlichen Kampfspielen und so lange diese dauerten, ließen die Clarine und Trompeten fortwährend betäubende Fanfaren ertönen. Es war dies gleichsam die schallende, freudige Stimme des Turniers.

Als aber der König und Gabriel in die Schranken traten, schwiegen die Trompeten plötzlich und alle gleichzeitig; nicht eine einzige ertönte mehr, und ohne daß man sich davon Rechenschaft gab, verdoppelten sich bei diesem ungewöhnten Stillschweigen die allgemeine Erwartung, die Angst aller Zuschauer.

Noch viel mehr als die Anwesenden, fühlten die zwei Streiter die außerordentlichen Eindrücke der Bangigkeit, welche so zu sagen die Atmosphäre erfüllten.

Gabriel dachte nicht mehr, sah nicht mehr, lebte beinahe nicht mehr. Er bewegte sich maschinenmäßig und wie in einem Traum, that aus Instinct, was er schon unter ähnlichen Umständen gethan hatte, aber gewissermaßen geleitet durch einen geheimen, mächtigen Willen, der sicherlich nicht der seinige war.

Der König war noch leidender, noch verwirrter. Er hatte auch vor seinen Augen eine Art von Wolke, und es schien, als handelte und bewegte er sich ebenfalls in einer unerhörten Phantasmagorie, welche weder die Wirklichkeit noch der Traum war.

Es trat jedoch ein Blitz seines Geistes ein, wo er klar die Wahrsagungen wiedersah, die ihm zwei Tage vorher am Morgen die Königin überbracht hatte, die seiner Nativität und die von Forcastel. Plötzlich, durch irgend einen furchtbaren Schimmer erleuchtet, begriff er den Sinn und die wechselseitigen Beziehungen dieser

finsteren Weissagungen. Ein kalter Schweiß überströmte ihn vom Kopf bis auf die Füße. Er hatte einen Augenblick Lust, die Bahn zu verlassen und auf diesen Kampf zu verzichten. Aber die Tausende von aufmerksamen Augen lasteten auf ihm und fesselten ihn an seinen Platz!

Ueberdies gab Herr von Vieilleville das Zeichen zum Anfang.

Der Würfel ist geworfen. Vorwärts! und Gott thue, was ihm gefällt!

Die zwei Pferde sprengten zu gleicher Zeit im Galopp vor; sie waren in diesem Augenblick vielleicht verständiger und minder blind, als ihre schweren, geharnischten Reiter.

Gabriel und der König begegneten sich mitten in der Arena. Beider Lanzen stießen an einander, zerbrachen auf ihren Panzern, und sie ritten ohne einen Unfall an einander vorbei.

Die angstvollen Ahnungen hatten also Unrecht gehabt! Ein freudiges Gemurmel entströmte gleichzeitig der erleichterten Brust aller Anwesenden. Die Königin hob ihren Blick dankbar zu Gott empor.

Doch man freute sich zu früh!

Die Reiter waren in der That noch auf dem Kampfplatz. Nachdem Jeder das Ende, dem entgegengesetzt, durch welches sie eingeritten waren, erreicht hatte, mußten sie im Galopp zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren und sich folglich zum zweiten Male begegnen.

Welche Gefahr war jedoch noch zu befürchten? sie kreuzten sich, ohne sich zu berühren.

Aber geschah es in seiner Unruhe, geschah es absichtlich, geschah es aus Unglück, wer wußte je die Ursache außer Gott? Gabriel warf, als er zurückkehrte, nicht, dem Gebrauche gemäß, den Stumpf der zerbrochenen Lanze, der ihm in der Hand geblieben war, auf die Erde. Er hielt ihn vor sich gesenkt.

Und von seinem Pferde im Galopp fortgetragen, traf er mit diesem Stumpfe bei der Rückkehr Heinrich II. an den Kopf!

Das Helmvisir wurde durch die Heftigkeit des Stoßes aufgeschlagen und der Lanzensplitter drang tief in das Auge des Königs und kam durch das Ohr heraus.

Die Zuschauer, die sich schon zum Aufbruch erhoben und zerstreut hatten, sahen nur zur Hälfte diesen furchtbaren Schlag. Doch die es sahen, stießen einen gewaltigen Schrei aus, der die Anderen aufmerksam machte.

Heinrich ließ indessen den Zügel fahren, hing sich an den Hals seines Pferdes und vollendete so die Laufbahn, an deren Ende ihn die Herren von Vieilleville und Boisy empfingen.

„Ah! ich bin todt!" dies war das erste Wort des Königs. Er murmelte noch:

„Man beunruhige Herrn von Montgommery nicht! . . . es war gerecht . . . ich verzeihe ihm."

Und er sank in Ohnmacht.

Wir wollen es nicht versuchen, die Verwirrung, welche hierauf folgte, zu schildern. Man schleppte Catharina von Medicis halb todt fort. Der König wurde auf der Stelle in sein Zimmer in den Tournelles gebracht, ohne daß er nur einen Augenblick zum Bewußtsein kam.

Gabriel war vom Pferd gestiegen; er blieb unbeweglich, versteinert, und als hätte ihn selbst der Schlag getroffen, den er gethan, bei der Schranke stehen.

Die letzten Worte des Königs waren gehört und wiederholt worden. Niemand wagte es also, ihn zu beunruhigen. Doch man flüsterte um ihn her und schaute ihn mit einer Art von Schrecken von der Seite an.

Der Admiral von Coligny, der dem Turnier beigewohnt hatte, besaß allein den Muth, sich dem jungen

Mann zu nähern, und er sagte, indem er an seiner linken Seite vorüberging, mit leiser Stimme:

„Das ist ein furchtbares Ereigniß, Freund! Ich weiß wohl, daß der Zufall Alles gethan hat; unsere Ideen und die Reden, die Ihr, wie mir la Renaudie sagt, in der Versammlung der Place Maubert hörtet, haben sicherlich keinen Antheil an diesem Unglück! Gleichviel und obschon man Euch wegen eines Unfalls nicht anklagen kann, seid auf Eurer Hut. Ich gebe Euch den Rath, auf einige Zeit zu verschwinden und Paris und sogar Frankreich zu verlassen. Rechnet stets auf mich. Auf Wiedersehen."

„Ich danke," antwortete Gabriel, ohne seine Stellung zu verändern.

Ein trauriges, beinahe unmerkliches Lächeln war über seine bleichen Lippen hingeschwebt, während der Anführer der Protestanten mit ihm sprach.

Coligny machte ein Zeichen mit dem Kopf und entfernte sich.

Einen Augenblick nachher schritt der Herzog von Guise, der den König hatte wegtragen sehen, einige Befehle ertheilend, nach der Stelle zu, wo Gabriel war.

Er ging auf der rechten Seite an dem jungen Grafen vorüber und sagte ihm, während er vorüberging, in's Ohr:

„Ein sehr unglücklicher Schlag, Gabriel! Doch, man kann Euch deshalb nicht grollen: man muß Euch nur beklagen. Bedenkt aber dennoch, wenn Jemand unser Gespräch in den Tournelles gehört hätte, welche abscheuliche Muthmaßungen würden die Boshaften aus diesem einfachen, aber traurigen Zufall ziehen! Gleichviel, ich bin nun mächtig, und ich bin Euch ganz ergeben, wie Ihr wißt. Zeigt Euch einige Tage nicht, verlaßt aber Paris nicht, das ist unnöthig. Sollte es Jemand wagen, als Ankläger gegen Euch aufzutreten, so erinnert Euch dessen, was ich Euch gesagt habe:

zählt überall, immer, und wofür es auch sein mag, auf mich."

„Ich danke, Monseigneur," sprach Gabriel abermals mit demselben Ton und mit demselben schwermüthigen Lächeln.

Der Herzog von Guise und Coligny hatten offenbar, wenn nicht eine gewisse Ueberzeugung, doch einen unbestimmten Verdacht, der mißliche Zufall, den sie scheinbar beklagten, sei nicht ganz ein Zufall. Ohne es sich ihrem Gewissen gegenüber zugestehen zu wollen, vermutheten der Protestant und der Ehrgeizige, dieser, Gabriel habe auf's Gerathewohl die Gelegenheit ergriffen, das Glück eines bewunderten Beschützers zu unterstützen, jener, der Fanatismus habe den jungen Hugenotten antreiben können, seine unterdrückten Brüder von ihrem Verfolger zu befreien.

Beide hatten sich daher verpflichtet geglaubt, einem verschwiegenen und ergebenen Helfer einige gute Worte zu sagen; und deshalb hatten sie sich hinter einander dem jungen Mann genähert, und deshalb hatte Gabriel ihren doppelten Irrthum mit diesem traurigen Lächeln aufgenommen.

Der Herzog von Guise kehrte indessen unter die unruhigen Gruppen zurück, die ihn umgaben. Gabriel blickte endlich umher, sah, wie man ihn von allen Seiten erschrocken anschaute, seufzte und entschloß sich, den unseligen Ort zu verlassen.

Er kam in sein Haus in der Rue des Jardins Saint-Paul zurück, ohne daß ihn irgend Jemand aufhielt oder nur anrief.

. . . .

In den Tournelles war das Zimmer des Königs für Jedermann, mit Ausnahme der Königin, ihrer Kinder und der Aerzte, welche herbeieilten, um dem königlichen Verwundeten beizustehen, geschlossen.

Aber Fernel und alle andere Aerzte erkannten

sehr bald, daß keine Hoffnung vorhanden war, und daß sie Heinrich II. nicht retten konnten.

Ambroise Paré befand sich in Peronne. Der Herzog von Guise dachte nicht daran, ihn holen zu lassen.

Der König blieb vier Tage ohne Bewußtsein; am fünften kam er nur ein wenig zu sich, um einige Befehle zu geben, namentlich den, auf der Stelle die Hochzeit seiner Schwester zu feiern.

Er sah auch die Königin und gab ihr seine Aufträge und Empfehlungen in Betreff seiner Kinder und der Angelegenheiten des Reiches.

Dann faßten ihn wieder das Fieber und das Delirium und die völlige Abspannung.

Am 10. Juli 1559, einen Tag, nachdem gemäß seinem letzten Willen seine Schwester Margarethe in Thränen den Herzog von Savoyen geheirathet hatte, verschied Heinrich II. nach eilf langen Tagen des Todeskampfes.

. . . .

An demselben Tag reiste oder floh vielmehr Frau Diana von Castro nach ihrem alten Kloster der Benedictinerinnen von Saint-Quentin, das seit dem Frieden von Chateau-Cambrésis wieder geöffnet war.

Die Regierung von Franz II.

XI.

Neuer Zustand der Dinge.

Für die Favoritin wie für den Günstling eines Königs ist der wahre Tod nicht der Tod, sondern die Ungnade.

Der Sohn des Grafen von Montgommery mußte also hinreichend am Connetable und an Diana von Poitiers den gräßlichen Tod seines Vaters gerächt haben, wenn durch ihn die zwei Schuldigen von der Macht zur Verbannung, vom Glanze in die Vergessenheit herabsanken.

Dies war das Resultat, das Gabriel noch in der düsteren, träumerischen Einsamkeit seines Hauses erwartete, wo er sich nach dem unseligen Schlag vom 30. Juni begraben hatte. Es war nicht seine eigene Bestrafung, was er, wenn Montmorency und seine Genossin die Gewalt behielten, fürchtete, es war ihre Freisprechung. Und er wartete.

Während der eilf Tage, die Heinrich II. mit dem Tode rang, bot Montmorency Allem auf, um seinen Antheil am Einfluß bei der Regierung zu behalten. Er schrieb an die Prinzen von Geblüt und forderte sie

auf, ihren Platz im Rathe des jungen Königs einzunehmen. Seine dringlichen Bitten waren hauptsächlich an Anton von Bourbon, König von Navarra, des nächsten Erben des Thrones, nach den Brüdern den Königs, gerichtet. Er ermahnte ihn, schleunigst zu kommen, und bemerkte ihm, der geringste Verzug dürfte Fremden eine Ueberlegenheit geben, die er ihnen nicht mehr zu entreißen vermöchte. Er sandte endlich Courier auf Courier ab, forderte die Einen auf, flehte die Anderen an und versäumte nichts, um eine Partei zu bilden, welche im Stande wäre, der von Guise entschieden entgegenzutreten.

Diana von Poitiers unterstützte ihn, trotz ihres Schmerzes, mit ihren besten Kräften in seinen Anstrengungen; denn ihr Glück war nun auch auf das Engste mit dem ihres alten Liebhabers verknüpft und von diesem gleichsam abhängig.

Mit ihm konnte sie noch regieren, wenn nicht unmittelbar, doch wenigstens wirksam.

Als am 10. Juli 1559 der älteste von den Söhnen von Heinrich II. unter dem Namen Franz II. durch den Wappenherold zum König ausgerufen wurde, zählte der junge Prinz erst sechszehn Jahre, und obgleich ihn das Gesetz für volljährig erklärte, zwangen ihn doch sein Alter, seine Unerfahrenheit und seine schwache Gesundheit, auf mehrere Jahre die Leitung der Staatsangelegenheiten einem Minister zu überlassen, der unter seinem Namen mächtiger war, als er selbst.

Wer sollte nun dieser Minister, oder vielmehr dieser Vormund sein? Der Herzog von Guise oder der Connetable? Catharina von Medicis oder Anton von Bourbon?

Dies war die Frage am folgenden Tag nach dem Tod von Heinrich II.

An diesem Tag sollte Franz II. um drei Uhr die Abgeordneten des Parlaments empfangen. Derjenige, den er ihnen als ihren Minister vorstellen würde, konnte

von ihnen, streng genommen, als ihr wahrer König begrüßt werden.

Es handelte sich also darum, bei diesem Kampf der Parteien den Sieg davon zu tragen, und am Morgen des 12. Juli begaben sich Catharina von Medicis und Franz von Lothringen, jedes seinerseits, zu dem jungen König unter dem Vorwand, ihm ihre Beileidsbezeigungen zu überbringen, in Wirklichkeit aber, um ihm ihre Rathschläge einzuflüstern.

Die Witwe von Heinrich II. übertrat sogar zu diesem Behufe die Gesetze der Etiquette, die ihr, sich vierzig Tage lang nicht zu zeigen, vorschrieben.

Von ihrem Gemahl bedrückt und vernachläßigt, fühlte Catharina von Medicis seit zwölf Tagen in ihrem Innern jene weitumfassende, tiefe Herrschsucht erwachen, die den Rest ihres Lebens ausfüllte.

Doch da sie nicht die Regentin eines volljährigen Königs sein konnte, so war ihre einzige Chance, durch einen ihren Interessen ergebenen Minister zu regieren.

Der Connetable von Montmorency sollte nicht dieser Minister sein. Er hatte unter der vorhergehenden Regierung nicht wenig dazu beigetragen, den rechtmäßigen Einfluß von Catharina auf die Seite zu schieben, um an dessen Stelle den von Diana von Poitiers zu setzen. Die Königin Mutter verzieh ihm seine Intriguen nicht und dachte nur daran, ihn für sein stets hartes und oft barbarisches Benehmen gegen sie zu bestrafen.

Anton von Bourbon wäre ein gelehrigeres Werkzeug in ihrer Hand gewesen, doch er gehörte der reformirten Religion an; Johanna d'Albret, seine Frau, war auch herrschsüchtig, und sein Titel als Prinz von Geblüt konnte ihm, in Verbindung mit dieser wirklichen Gewalt, gefährliche Velleitäten eingeben.

Es blieb der Herzog von Guise. Würde aber Franz von Lothringen gutwillig das moralische An-

sehen der Königin Mutter anerkennen, oder würde er sich gegen jede Theilung der Macht sträuben?

Dies war es, worüber sich Catharina von Medicis gern Sicherheit verschafft hätte: sie nahm auch mit Freuden die Zusammenkunft an, welche am Morgen dieses entscheidenden Tages der Zufall in Gegenwart des Königs zwischen ihr und Franz von Lothringen herbeiführte.

Sie wollte Gelegenheit suchen oder schaffen, um den Balafré auf die Probe zu stellen und seine Gesinnung in Beziehung auf sie zu sondiren.

Doch der Herzog war nicht minder gewandt in der Politik als im Krieg, und er blieb sorgfältig auf seiner Hut.

Dieser Prolog des Stückes fand im königlichen Zimmer im Louvre statt, wo Franz II. am Tage vorher eingesetzt worden war, und hatte als Schauspieler nur die Königin Mutter, den Balafré, den jungen König und Maria Stuart.

Franz und seine junge Königin waren neben diesen kalten, egoistischen, herrschsüchtigen Charakteren nur reizende, naive, verliebte Kinder, deren Vertrauen dem Ersten, dem Besten gehören sollte, der sich auf eine geschickte Weise ihrer Gemüther zu bemächtigen wüßte.

Sie beweinten aufrichtig den Tod des Königs, ihres Vaters, und Catharina fand sie ganz traurig und trostlos.

„Mein Sohn,“ sagte sie zu Franz, „es ist gut von Euch, daß Ihr diese Thränen dem Andenken desjenigen schenkt, den Ihr zuerst unter Allen beklagen müßt. Ihr wißt, ob ich diesen bittern Schmerz theile! Bedenkt aber auch, daß Ihr nicht allein Sohnespflichten zu erfüllen habt. Ihr seid auch Vater, Vater Eures Volkes! Nachdem Ihr der Vergangenheit diesen gerechten Tribut des Bedauerns entrichtet habt, wendet Euch der Zukunft zu. Erinnert Euch, daß Ihr König

seid, mein Sohn, oder vielmehr Eure Majestät, damit ich mich mit einer Sprache in Einklang setze, die Euch zugleich an Eure Obliegenheiten und an Eure Rechte mahnen muß."

„Ach!" sprach Franz II., den Kopf schüttelnd, „ach! Madame, der Scepter von Frankreich ist eine schwere Bürde für sechszehnjährige Hände, und nichts hatte mich auf den Gedanken vorbereitet, eine solche Last dürfte sobald meine, der Erfahrung und des Ernstes entbehrende, Jugend bedrücken."

„Sire," erwiederte Catharina, „nehmt zugleich mit Ergebenheit und Dank die Last an, die Euch Gott auferlegt; es wird die Sache derjenigen sein, welche Euch umgeben und Euch lieben, sie mit allen ihren Kräften zu erleichtern und ihre Anstrengungen mit den Eurigen zu verbinden, um sie Euch würdig tragen zu helfen."

„Madame . . . ich danke Euch," murmelte der junge König, der in Verlegenheit war, welche Antwort er auf dieses Entgegenkommen geben sollte.

Und maschinenmäßig richtete er seine Blicke auf den Herzog von Guise, als wollte er von dem Oheim seiner Frau Rath verlangen.

Bei seinem ersten Schritte im Königthum, und sogar seiner Mutter gegenüber, fühlte schon der arme gekrönte Jüngling Schlingen und Fallen auf seinem Wege.

Der Herzog von Guise sprach aber, ohne zu zögern:

„Ja, Sire, Eure Majestät hat Recht; dankt, dankt auf das Innigste der Königin für ihre guten und ermuthigenden Worte. Doch, beschränkt Euch nicht darauf, daß Ihr dankt. Sagt auch unverhohlen, daß unter denjenigen, die Euch lieben und die Ihr liebt, sie den ersten Rang einnimmt, und daß Ihr folglich auf ihre wirksame mütterliche Beihülfe bei der schwierigen

Aufgabe, die Ihr so jung zu erfüllen berufen seid, rechnen müßt und rechnet."

„Mein Oheim von Guise ist der getreue Dolmetscher meiner Gedanken, Madame," sprach nun ganz entzückt der junge König zu seiner Mutter, „und wenn ich Euch, aus Furcht, sie zu schwächen, seine Ausdrücke nicht wiederhole, so nehmt sie dennoch als von mir gesagt an, Madame und vielgeliebte Mutter, und versprecht meiner Schwäche Euren kostbaren Beistand."

Die Königin Mutter hatte schon dem Herzog von Guise einen Blick des Wohlwollens und der Beistimmung zugeworfen.

„Sire," erwiederte sie ihrem Sohn, „das Wenige, was ich an Erleuchtung besitze, gehört Euch, und ich werde glücklich und stolz sein, so oft Ihr mich um Rath fragen wollt. Doch ich bin nur eine Frau, und Ihr braucht an der Seite Eures Thrones einen Vertheidiger, der ein Schwert zu führen vermag. Diesen starken Arm, diese männliche Energie wird Eure Majestät unter denjenigen zu finden wissen, welche die Bande der Verwandtschaft zu ihren natürlichen Stützen machen."

Catharina von Medicis bezahlte dem Herzog von Guise sogleich ihre Schuld für sein gutes Benehmen ab. Es bestand zwischen ihnen gleichsam ein, durch einen einzigen Blick geschlossener, stummer Vertrag, der jedoch wir müssen es gestehen, weder von der einen, noch von der andern Seite aufrichtig war und, wie man sehen wird, nicht lange dauern sollte.

Der junge König verstand seine Mutter und reichte, ermuthigt durch einen Blick von Maria, dem Balafré seine schüchterne Hand.

Mit diesem Händedruck übergab er ihm die Regierung von Frankreich.

Doch nach dem Willen von Catharina von Medicis sollte sich ihr Sohn nicht zu weit einlassen, ehe ihr der Herzog von Guise gewisse Pfänder seiner guten Gesinnung gegeben hätte.

Sie kam also dem König, der wahrscheinlich durch irgend ein förmliches Versprechen seine vertrauensvolle Geberde zu bestätigen im Begriff war, zuvor, nahm zuerst das Wort und sagte:

„In jedem Fall, Sire, hat Eure Mutter, ehe Ihr einen Minister wählt, Euch nicht um eine Gnade zu bitten, sondern eine Forderung an Euch zu stellen."

„Sagt: mir einen Befehl zu geben, Madame," erwiederte Franz II.; „sprecht, ich bitte Euch."

„Wohl, mein Sohn, es handelt sich um eine Frau, die viel Böses mir und noch viel mehr Frankreich zugefügt hat. Es geziemt sich nicht für uns, die Schwächen desjenigen zu tadeln, der uns mehr als je heilig sein muß. Doch leider ist Euer Vater nicht mehr, Sire, sein Wille herrscht nicht mehr in diesem Schlosse, und dennoch wagt es diese Frau, die ich nicht nennen will, immer noch, darin zu bleiben, und thut mir bis an's Ende die Beleidigung ihrer Gegenwart an. Während der langen Lethargie des Königs stellte man ihr vor, es wäre unschicklich von ihr, im Louvre zu bleiben.

„„Ist der König todt?"" fragte sie.

„„Nein, er athmet noch.""

„„Wohl, dann hat Niemand als er das Recht, Befehle zu geben.""

„Und sie blieb unverschämter Weise."

Der Herzog von Guise unterbrach ehrfurchtsvoll die Königin Mutter und erwiederte rasch:

„Verzeiht, Madame, ich glaube die Absichten Seiner Majestät in Beziehung auf diejenige, von welcher Ihr sprecht, zu kennen."

Und ohne eine weitere Bemerkung schlug er auf ein Glöckchen. Es erschien ein Diener.

„Man melde Frau von Poitiers, der König wolle sie auf der Stelle sprechen," sagte er.

Der Diener verbeugte sich und ging ab, um den Befehl zu vollziehen.

Der junge König schien nicht im Geringsten dar-

über erstaunt oder unruhig, daß man ihm so die Gewalt ohne sein Gutheißen aus den Händen nahm. Er war im Grunde entzückt über Alles, was seine Verantwortlichkeit vermindern und ihm die Mühe, zu befehlen und zu handeln, ersparen konnte.

Der Balafré wollte indessen seinem Schritt die Sanction der königlichen Beistimmung geben.

„Ich glaube nicht zu sehr vorzugreifen, Sire," sprach er, „wenn ich sage, ich kenne die Wünsche Eurer Majestät in dieser Hinsicht?"

„Nein, gewiß nicht, theurer Oheim," erwiederte Franz voll Eifer. „Handelt immerhin! ich weiß zum Voraus, daß das, was Ihr thun werdet, wohlgethan ist."

„Und das, was Ihr sagt, ist wohlgesagt, mein Herzchen," flüsterte ihm mit sanfter Stimme Maria Stuart in's Ohr.

Franz erröthete vor Freude und Stolz. Für ein Wort, für einen Blick der Billigung von seiner angebeteten Maria hätte er wahrhaftig alle Königreiche der Erde gefährdet und preisgegeben.

Die Königin Mutter erwartete mit ungeduldiger Neugierde, welchen Beschluß der Herzog von Guise fassen würde.

Sie glaubte jedoch, sowohl um das Stillschweigen auszufüllen, als um ihre Absicht schärfer kundzugeben, beifügen zu müssen:

„Diejenige, welche Ihr berufen habt, Sire, kann übrigens, wie mir scheint, ganz wohl den Louvre ungetheilt der einzigen gesetzlichen Königin der Vergangenheit sowohl, als der reizenden Königin der Gegenwart überlassen," fügte sie, freundlich sich gegen Maria Stuart verneigend, bei. „Hat die reiche und schöne Dame nicht als Zufluchtstätte und Trost ihr prächtiges Schloß Anet, das sicherlich königlicher und prächtiger ist, als mein einfaches Haus in Chaumont an der Loire."

Der Herzog von Guise antwortete nichts, doch er merkte sich diese Einschärfung in seinem Innern.

Es ist nicht zu leugnen, er haßte Diana von Poitiers nicht weniger, als es Catharina von Medicis that. Es war Frau von Valentinois, welche bis dahin, um ihrem Connetable zu gefallen, dem Glück und den Plänen des Balafré Fesseln angelegt und Hindernisse entgegengestellt hatte; sie war es, die ihn ohne Zweifel für immer in den Schatten verbannt haben würde, hätte nicht die Lanze von Gabriel mit dem Leben von Heinrich II. die Macht der Zauberin gebrochen.

Doch der Tag der Wiedervergeltung war endlich für Franz von Lothringen gekommen, und er wußte eben so gut zu hassen, als er zu lieben verstand.

In diesem Augenblick meldete der Huissier mit lauter Stimme:

„Die Frau Herzogin von Valentinois."

Frau von Poitiers trat, offenbar beängstigt, aber immer noch hoffärtig, ein.

XII.

Folge der Rache von Gabriel.

Frau von Valentinois verbeugte sich leicht vor dem jungen König, noch leichter vor Catharina von Medicis und Maria Stuart, und schien die Gegenwart des Herzogs von Guise gar nicht zu bemerken.

„Sire," sprach sie, „Eure Majestät hat mir befohlen, vor ihr zu erscheinen."

Sie hielt inne. Zugleich gereizt und beunruhigt

durch die stolze Haltung der Exfavoritin, zögerte, erröthete Franz II. und sagte am Ende:

„Unser Oheim von Guise hat es gütigst übernommen, Euch mit unsern Absichten bekannt zu machen, Madame."

Und er fing wieder an, leise mit Maria Stuart zu plaudern.

Diana wandte sich langsam gegen den Balafré um und versuchte es, als sie das feine, spöttische Lächeln sah, das über seinen Mund schwebte, ihm den gebieterischsten der Blicke von Juno der Zornigen entgegenzusetzen.

Doch der Balafré war viel weniger leicht einzuschüchtern, als sein königlicher Neffe.

„Madame," sagte er zu Diana, nachdem er sich tief verbeugt hatte, „der König hat erfahren, welchen aufrichtigen Kummer Euch das furchtbare Unglück, das uns Alle betroffen, verursachte. Er dankt Euch dafür. Seine Majestät glaubt Eurem theuersten Wunsch entgegen zu kommen, wenn er Euch den Hof zu verlassen und mit der Einsamkeit zu vertauschen erlaubt. Ihr könnt abreisen, sobald es Euch genehm ist. Diesen Abend zum Beispiel."

Diana verschlang eine Thräne der Wuth in ihrem entflammten Auge.

„Seine Majestät erfüllt in der That meinen innigsten Wunsch," sagte sie; „was hätte ich jetzt hier noch zu thun? Es liegt mir nichts so sehr am Herzen, als mich in meine Verbannung zurückzuziehen, und zwar, seid unbesorgt, mein Herr, sobald als möglich!"

„Es steht also Alles ganz gut," versetzte der Herzog mit leichtem Tone, während er mit den Schleifen seines Sammetmantels spielte. „Aber, Madame," fügte er bei, indem er seinen Worten die Bedeutung und den Nachdruck eines Befehles gab, „Euer Schloß Anet, das Ihr der Güte des seligen Königs zu verdanken habt, ist vielleicht ein zu weltlicher, zu offener, zu heiterer Auf-

enthaltsort für eine trostlose Einsiedlerin, wie Ihr seid. Die Frau Königin Catharina bietet Euch nun dagegen ihr Schloß Chaumont an der Loire, das entfernter von Paris liegt und folglich, wie ich denke, für den Augenblick Eurem Geschmack und Euren Bedürfnissen mehr entspricht."

Frau von Poitiers begriff ganz wohl, daß dieser angebliche Tausch nur eine willkührliche Confiscation verkleidete. Aber was sollte sie thun? Wie sollte sie widerstehen? Sie hatte weder mehr Ansehen, noch Gewalt; alle ihre Freunde vom vorhergehenden Tag waren ihre Feinde vom heutigen. Sie mußte bebend nachgaben und gab nach.

„Ich schätze mich glücklich," sprach sie mit dumpfem Tone, „ich schätze mich glücklich, der Königin die herrliche Besitzung anzubieten, die ich in der That der Großmuth ihres edlen Gemahls zu verdanken habe."

„Ich nehme diese Genugthuung an, Madame," sagte Catharina von Medicis mit trockenem Tone, Diana einen kalten und dem Herzog von Guise einen dankbaren Blick zuwerfend.

Es war, als machte er ein Geschenk mit Anet.

„Das Schloß Chaumont an der Loire gehört Euch, Madame," fügte sie bei, „und es soll in den Stand gesetzt werden, um seine neue Eigenthümerin würdig zu empfangen."

„Und dort," fuhr der Herzog von Guise fort, um den wüthenden Blicken, mit denen ihn Diana niederzuschmettern suchte, einen unschuldigen Spott entgegenzusetzen, „dort, in der Stille, Madame, könnt Ihr nach Muße von den Anstrengungen ausruhen, die Euch während der letzten Tage die zahlreichen Correspondenzen und Conferenzen verursacht haben, die Ihr, wie ich höre, im Einverständniß mit Herrn von Montmorency hieltet."

„Ich glaubte demjenigen, der damals noch König war, nicht schlecht zu dienen," sagte Diana, „wenn

ich mit dem großen Staatsmann, mit dem großen Krieger seiner Regierung gemeinschaftlich und im Einverständniß bei Allem dem zu wirken suchte, was das Wohl des Reiches betraf."

Doch in ihrem eifrigen Verlangen, ein spöttisches Wort durch ein spöttisches Wort zu erwiedern, dachte Frau von Poitiers nicht daran, daß sie Waffen gegen sich selbst lieferte und Catharina an ihren Groll gegen ihren andern Feind, den Connetable, erinnerte.

„Es ist wahr," sagte die unversöhnliche Königin Mutter, „Herr von Montmorency hat mit seinem Ruhm und seinen Arbeiten zwei ganze Regierungen ausgefüllt; und es ist Zeit, mein Sohn," fügte sie, sich an den jungen König wendend, bei, „es ist Zeit, daß Ihr darauf bedacht seid, ihm ebenfalls den ehrenvollen Rückzug zu sichern, den er so mühsam verdient hat."

„Herr von Montmorency erwartete, wie ich, diese Belohnung für seine langen Dienste," erwiederte Diana voll Bitterkeit. „Er war so eben, als Seine Majestät mich rufen ließ, bei mir. Er muß noch dort sein, ich kehre zurück und theile ihm mit, wie gut man hier für ihn gesinnt ist; er wird sogleich dem König seinen Dank mit seinem Abschied darbringen können. Er ist Mann, er ist Connetable, er ist einer der mächtigsten Herren des Reiches und wird ohne Zweifel früher oder später Gelegenheit finden, besser als durch Worte seinen tiefgefühlten Dank einem gegen die Vergangenheit so frommen König und den neuen Räthen zu bezeigen, welche auf eine so nützliche Weise zu dem Werke der Gerechtigkeit und der öffentlichen Interessen, das er vollbringen will, beitragen."

„Eine Drohung!" sagte der Balafré zu sich selbst. „Die Schlange richtet sich unter der Ferse wieder auf. Desto besser! es ist mir lieber so."

„Der König ist stets bereit, den Herrn Connetable zu empfangen," sprach die Königin Mutter, ganz bleich vor Entrüstung; „und wenn der Herr Connetable For-

derungen oder Bemerkungen an Seine Majestät zu richten hat, so braucht er nur zu kommen, man wird ihn hören und ihm, wie Ihr sagt, Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Ich werde ihn schicken," erwiederte Frau von Poitiers mit trotziger Miene.

Dann machte sie abermals ihre stolze Verbeugung vor dem König und den zwei Königinnen und entfernte sich, die Stirne hoch, aber die Seele gebrochen, den Stolz auf dem Gesicht und den Tod im Herzen.

Hätte sie Gabriel sehen können, er würde sich schon an ihr gerächt gefunden haben.

Selbst Catharina willigte um den Preis dieser Demüthigung ein, nicht mehr denselben Haß gegen Diana zu hegen! . . .

Nur hatte die Königin Mutter mit Unruhe bemerkt, daß der Herzog von Guise bei dem Namen des Connetable schwieg und die frechen Herausforderungen von Frau von Poitiers nicht mehr erwiederte.

Fürchtete der Balafré Herrn von Montmorency, und wollte er ihn schonen? Würde er im Nothfall ein Bündniß mit diesem alten Feinde von Catharina schließen?

Es war wichtig für die Florentinerin, zu erfahren, woran sie sich in dieser Hinsicht zu halten hatte, ehe sie die Gewalt in die Hände von Franz von Lothringen fallen ließ.

Um ihn auszuforschen und zugleich um den König zu sondiren, sprach sie, nachdem Diana weggegangen war:

„Frau von Poitiers ist sehr frech und scheint mit ihrem Connetable sehr stark zu sein. Es ist in der That gewiß, mein Sohn, daß Ihr, wenn Ihr Herrn von Montmorency irgend eine Macht anvertraut, Frau Diana die Hälfte dieser Macht gebt."

Der Herzog von Guise beobachtete immer noch dasselbe Stillschweigen.

„Ich, was mich betrifft,“ fuhr Catharina fort, „wenn ich Eurer Majestät einen Rath geben darf, so ist es der, Euer Vertrauen nicht zwischen Mehreren zu vertheilen, sondern als einzigen Minister, nach Eurer Wahl, entweder Herrn von Montmorency, oder Euern Oheim von Guise, oder Euern Oheim von Bourbon anzunehmen. Doch den Einen oder den Andern, und nicht die Einen und die Andern. Ein einziger Wille walte im Staat mit dem des Königs, der durch die kleine Anzahl von Personen, die nur bei seinem Heil und bei seinem Ruhm interessirt sind, berathen werde. Ist das nicht Eure Ansicht, Herr von Lothringen?“

„Ja, Madame, wenn es die Eurige ist,“ antwortete der Herzog von Guise mit einer Art von Unterwürfigkeit.

„Ah!“ sagte Catharina zu sich selbst, „ich habe richtig errathen; er gedachte sich auf den Connetable zu stützen. Doch er muß sich zwischen ihm und mir entscheiden, und ich glaube nicht, daß ein Grund zu zögern vorhanden ist... Mir scheint, Herr von Guise,“ fuhr sie dann laut fort, „Ihr müßt um so mehr meine Ansicht theilen, als sie Euch begünstigt; denn der König kennt meine Gedanken, es ist weder der Connetable von Montmorency, noch Anton von Navarra, zu dem ich ihm rathen möchte ... und wenn ich mich für den Ausschluß erkläre, so erkläre ich mich nicht gegen Euch.“

„Madame,“ erwiederte der Herzog von Guise,“ „glaubt eben so sehr an meine tiefe Dankbarkeit, als an meine nicht minder ausschließliche Ergebenheit!“

Der feine Politiker legte auf diese letzten Worte einen Nachdruck, als ob er seinen Entschluß gefaßt und den Connetable entschieden Catharina geopfert hätte.

„So gefällt es mir!“ versetzte die Königin Mutter. „Kommen die Herren vom Parlament, so ist es gut,

wenn sie unter uns diese seltene und rührende Einhelligkeit der Absichten und Gefühle finden."

„Ich freue mich hauptsächlich über dieses gute Einvernehmen," rief der junge König in die Hände klatschend. „Mit meiner Mutter als Rathgeberin und meinem Oheim als Minister, fange ich an, mich mit diesem Königthum auszusöhnen, das mich von Anfang so sehr erschreckte."

„Wir regieren im Kreise der Familie," fügte Maria Stuart heiter bei.

Catharina von Medicis und Franz von Lothringen lächelten bei diesen Hoffnungen, oder vielmehr bei diesen Täuschungen ihrer jungen Souverains. Jedes von ihnen hatte für den Augenblick, was es sich wünschte: er die Gewißheit, die Königin Mutter würde sich dem nicht widersetzen, daß man ihm die Allmacht anvertraute; sie den Glauben, der Minister würde diese Allmacht mit ihr theilen.

Nun meldete man Herrn von Montmorency.

Der Connetable war, es ist nicht zu leugnen, Anfangs würdiger und ruhiger, als Frau von Valentinois. Ohne Zweifel war er von ihr gewarnt worden und wollte wenigstens mit Ehren fallen.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Franz **II.**, nahm zuerst das Wort und sprach:

„Sire, ich vermuthete zum Voraus, der alte Diener Eures Vaters und Eures Großvaters würde sich keiner Gunst bei Euch zu erfreuen haben. Ich beklage mich nicht über diesen Umschlag des Glücks, den ich vorhergesehen, und ziehe mich ohne Murren zurück. Bedürfen der König oder Frankreich je noch einmal meiner, so wird man mich auf meinem Gute in Chantilly finden, Sire, und meine Habe, meine Kinder, mein eigenes Leben, Alles, was ich besitze, wird stets dem Dienst Eurer Majestät geweiht sein."

Diese Mäßigung schien den jungen König zu rühren,

und verlegener als je wandte dieser sich mit einer Art von Bangigkeit gegen seine Mutter um.

Aber der Herzog von Guise, der wohl ahnete, sein Dazwischentritt allein würde die Zurückhaltung desalt en Connetable in Zorn verwandeln, sagte in den Formen der übermäßigsten Höflichkeit:

„Da Herr von Montmorency den Hof verläßt, so wird er, denke ich, wohl die Güte haben, vor seiner Abreise Seiner Majestät das ihm vom seligen König anvertraute Siegel zurückzugeben, dessen wir noch heute bedürfen?“

Der Balafré hatte sich nicht getäuscht. Diese einfachen Worte erregten im höchsten Grad den Grimm des eifersüchtigen Connetable.

„Hier ist dieses Siegel!“ erwiederte er voll Bitterkeit, indem er es unter seinem Wamms vorzog. „Ich war im Begriff, es Seiner Majestät zurückzugeben, ohne daß man mich darum zu bitten brauchte; doch Seine Majestät ist, wie ich sehe, umgeben von Leuten, welche geneigt sind, schmachvolle Verletzung gegen diejenigen zu rathen, welche nur auf Dankbarkeit Anspruch zu machen hätten.“

„Von wem spricht Herr von Montmorency?“ fragte Catharina mit einer hochmüthigen Miene.

„Ei! ich habe von denjenigen gesprochen, welche Seine Majestät umgeben,“ antwortete der Connetable, der sich nun wieder seiner mürrischen, ungeschliffenen Natur überließ.

Doch er hatte seine Zeit schlecht gewählt, und Catharina wartete nur auf diese Gelegenheit, um auszubrechen.

Sie stand auf und fing, jede Schonung von sich werfend, an, dem Connetable die harten, verächtlichen Manieren, deren er sich stets gegen sie bedient, seine Feindseligkeit gegen Alles, was Florentinisch war, den Vorzug, den er öffentlich der Favoritin vor der gesetzlichen Frau gegeben, vorzuwerfen. Sie wußte wohl,

daß sie ihm alle Demüthigungen zuschreiben mußte, welche die Ausgewanderten, die ihr gefolgt waren, auszustehen hatten. Es war ihr bekannt, daß Montmorency während der ersten Jahre ihrer Ehe Heinrich II. den Vorschlag gemacht, sie als unfruchtbar zu verstoßen; daß er sie seitdem durch feige Verleumdungen verfolgt hatte!

Wüthend und wenig an Vorwürfe gewöhnt, antwortete der Connetable hierauf durch ein Hohngelächter, das eine neue Beleidigung war.

Der Herzog von Guise hatte indessen Zeit gehabt, mit leiser Stimme die Befehle von Franz II. in Empfang zu nehmen, oder vielmehr ihm diese Befehle zu dictiren, und ruhig die Stimme erhebend, schmetterte er seinen Nebenbuhler zur größten Freude und Zufriedenheit von Catharina von Medicis nieder.

„Herr Connetable,“ sagte er mit seiner höhnischen Höflichkeit, „Eure Freunde und Creaturen, welche mit Euch im Rath saßen, Bochetel, l'Aubespine und die Anderen, namentlich Seine Eminenz der Siegelbewahrer Jean Bertrandi, werden Euch wahrscheinlich in Euren Wünschen, den Abschied zu nehmen, nachahmen wollen. Der König beauftragt Euch in der That, ihnen in seinem Namen zu danken. Schon morgen werden sie völlig frei und ersetzt sein.“

„Es ist gut,“ murmelte Herr von Montmorency zwischen den Zähnen.

„Was Herrn von Coligny, Euren Neffen, betrifft, der zugleich Gouverneur der Picardie und der Ile-de-France ist,“ fuhr der Balafré fort, „so hat der König die Ansicht, es sei dies ein für einen einzigen Menschen wirklich zu schweres, zu lästiges Amt, und er will daher dem Herrn Admiral die Bürde von einem seiner Gouvernements nach seiner Wahl abnehmen. Nicht wahr, Ihr werdet die Güte haben, ihn davon in Kenntniß zu setzen?“

„Warum nicht?“ erwiederte der Connetable mit einem schmerzlichen Gelächter.

„Was Euch betrifft, Herr Connetable . . .“ fuhr der Herzog von Guise ganz ruhig fort.

„Nimmt man mir auch den Stab des Connetable ab?“ unterbrach ihn Herr von Montmorency voll Bitterkeit.

„Oh!“ entgegnete Franz von Lothringen, „Ihr wißt wohl, daß dies unmöglich ist, und daß es sich bei dem Amt des Connetable nicht wie bei dem des Generallieutenants des Königreichs verhält: der Connetable ist unentsetzbar. Doch ist sein Amt nicht unverträglich mit dem des Großmeisters, mit welchem Ihr ebenfalls bekleidet seid? Das ist wenigstens die Ansicht Seiner Majestät, welcher diese Stelle von Euch zurückfordert, mein Herr, und mir bewilligt, der ich keine andere habe.“

„Ganz vortrefflich!“ rief Montmorency mit den Zähnen knirschend. „Ist das Alles, mein Herr?“

„Ich denke, ja,“ antwortete der Herzog von Guise, indem er sich wieder niedersetzte.

Der Connetable fühlte, daß es ihm schwer wäre, seine Wuth länger zu verhalten, daß er vielleicht ausbrechen, sich gegen die Achtung vor dem König verfehlen, und aus einem in Ungnade Gefallenen ein Rebell werden würde... Er wollte diese Freude seinem triumphirenden Feinde nicht gönnen, machte eine kurze Verbeugung und schickte sich an, wegzugehen. Ehe er sich jedoch entfernte, sprach er, als ob er sich eines Andern besänne, zum jungen König:

„Sire, ich habe Euch nur noch ein letztes Wort zu sagen, nur noch eine letzte Pflicht gegen das Andenken Eures glorreichen Vaters zu erfüllen. Derjenige, der ihm den Todesstreich versetzt hat, der Urheber unserer allgemeinen Trostlosigkeit ist vielleicht nicht allein ungeschickt gewesen, Sire, ich habe wenigstens alle Ursache, dies zu glauben. Bei diesem unseligen Zufall konnte wohl

meiner Ansicht nach, eine strafbare Absicht mitwirken. Der Mann, den ich anklage, mußte sich, ich weiß es, vom König verletzt glauben. Eure Majestät wird wohl in dieser Hinsicht Befehl zu einer strengen Untersuchung geben . . ."

Der Herzog von Guise bebte bei dieser förmlichen und gefährlichen Anklage gegen Gabriel. Doch Catharina von Medicis übernahm es diesmal, zu antworten.

„Wißt, mein Herr," sagte sie zum Connetable, „wißt, daß es nicht Eurer Aufforderung bedurfte, um auf einen solchen Umstand die Aufmerksamkeit von denjenigen zu lenken, welchen das auf eine so grausame Weise abgebrochene königliche Leben nicht minder theuer und kostbar war, als Euch. Ich, die Witwe von Heinrich II., will Niemand in der Welt die Initiative bei einer solchen Sorge lassen. Beruhigt Euch also, man ist Euch in Euren Bemühungen um diesen Gegenstand zuvorgekommen, und Ihr könnt Euch über diesen Punkt getröstet zurückziehen."

„Dann habe ich nichts mehr beizufügen," sprach der Connetable.

Es war ihm nicht einmal gestattet, persönlich seinen tiefen Groll gegen den Grafen von Montgommery zu befriedigen und als Denunciant des Schuldigen und als Rächer seines Gebieters aufzutreten.

Erstickt vor Scham und Zorn, ganz in Verzweiflung, entfernte er sich.

Noch an demselben Abend reiste er nach seiner Besitzung Chantilly ab.

An demselben Tag verließ auch Frau von Valentinois den Louvre, wo sie mehr als die Königin regiert hatte, um ihn mit ihrer traurigen, entfernten Verbannung in Chaumont an der Loire zu vertauschen, von wo sie bis zu ihrem Tod nicht mehr zurückkehren sollte.

Diana von Poitiers gegenüber war also die Rache von Gabriel erfüllt.

Wohl brütete die Exfavoritin ihrerseits über einem furchtbaren Rachewerk gegen denjenigen, welcher sie so von ihrer Höhe herabgestürzt hatte.

Was den Connetable betrifft, so war Gabriel noch nicht mit ihm zu Ende, und er sollte ihn an dem Tag wiederfinden, an dem er abermals sein Ansehen erlangte.

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor und kehren wir in aller Eile in den Louvre zurück, wo man Franz II. die Abgeordneten des Parlaments gemeldet hat.

XIII.

Temperaturwechsel.

Nachdem von Catharina von Medicis ausgesprochene Wunsch fanden die Abgeordneten des Parlaments den völligsten Einklang im Louvre. Franz II., der zu seiner Rechten seine Frau, zu seiner Linken seine Mutter hatte, stellte ihnen den Herzog von Guise als Generallieutenant des Königreichs, den Cardinal von Lothringen als Oberintendanten der Finanzen und François Olivier als Siegelbewahrer vor. Der Balafré triumphirte, die Königin Mutter lächelte bei seinem Triumph, Alles ging aufs Beste; und kein Symptom von Mißhelligkeit schien die erfreulichen Auspicien einer Regierung zu trüben, welche eben so lang, als glücklich zu werden versprach.

Einer von den Räthen des Parlaments dachte ohne Zweifel, eine Idee der Milde wäre nicht unwillkommen bei diesem Glück, und rief, als er am König vorüberging, mitten aus einer Gruppe:

„Gnade für Anne Dubourg!“

Doch dieser Rath vergaß, welch ein eifriger Katholik der neue Minister war. Nach seiner Manier stellte sich der Balafré, als hätte er schlecht gehört, und ohne nur den König oder die Königin Mutter um ihre Ansicht zu fragen, antwortete er mit lauter und fester Stimme:

„Ja, meine Herren, ja, seid unbesorgt, der Prozeß von Anne Dubourg und seinen Mitangeschuldigten soll verfolgt und rasch beendigt werden!"

Auf diese Versicherung verließen die Mitglieder des Parlamentes den Louvre, freudig oder traurig, je nach ihrer Ansicht, doch insgesammt überzeugt, nie seien Regierende inniger und besser mit einander zufrieden gewesen, als die, welche sie so eben begrüßt.

Nach ihrem Abgang sah der Herzog von Guise in der That abermals auf den Lippen von Catharina von Medicis das Lächeln, das nun, so oft er sie anschaute, darauf stereotypirt zu sein schien.

Durch diese Vorstellungen schon ganz ermüdet, stand Franz II. auf.

„Für heute sind wir nun hoffentlich von den Geschäften und Ceremonien befreit," sagte er. „Meine Mutter, mein Oheim, können wir nicht dieser Tage Paris ein wenig verlassen und unsere Trauerzeit anderswo beendigen, in Blois zum Beispiel, am Ufer der Loire, die Maria so sehr liebt? Sprecht, können wir das nicht?"

„Oh! sorgt, daß dies möglich ist!" rief Maria Stuart. „An diesen schönen Sommertagen ist Paris so langweilig und auf dem Lande ist es so heiter!"

„Herr von Guise wird hierauf bedacht sein," erwiederte Catharina. „Doch für heute, mein Sohn, ist Eure Aufgabe noch nicht ganz beendigt. Ehe ich Euch der Ruhe überlasse, muß ich ich noch eine halbe Stunde Zeit von Euch verlangen, denn Ihr habt noch eine heilige Pflicht zu erfüllen."

„Welche, meine Mutter?" fragte Franz.

„Eine Pflicht des Gerichtsherrn, Sire. Die Pflicht,

in deren Erfüllung der Herr Connetable mir zuvorgekommen zu sein sich einbildete. Doch die Gerechtigkeit der Gattin ist rascher als die des Feindes."

„Was will sie damit sagen?" fragte sich unruhig der Herzog von Guise.

„Sire," fuhr Catharina fort, „Euer erhabener Vater ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Ist derjenige, welcher ihn geschlagen hat, unglücklich oder ist er strafbar? Ich, meines Theils, neige mich der letzten Vermuthung zu. Doch in jedem Fall lohnt es sich der Mühe, die Frage scharf herauszustellen. Nehmen wir gleichgültig ein solches Attentat hin, ohne uns nur die Mühe zu geben, zu fragen, ob es freiwillig gewesen oder nicht, welcher Gefahr wären nicht alle Könige, und zuerst Ihr preisgegeben, Sire! Eine Untersuchung über das, was man den Unfall vom 30. Juni nennt, ist also nothwendig."

„Madame," entgegnete der Balafré, „da müßte man also Herrn von Montgommery auf der Stelle, als des Königsmords bezüchtigt, verhaften lassen?"

„Herr von Montgommery ist seit diesem Morgen verhaftet," antwortete die Königin Mutter.

„Verhaftet? Und auf wessen Befehl?" rief der Herzog von Guise.

„Auf den meinigen," erwiederte Catharina. „Noch war keine Gewalt eingesetzt, und ich übernahm es, diesen Befehl zu geben. Herr von Montgommery konnte jeden Augenblick die Flucht ergreifen, und es war daher dringend, ihm zuvorzukommen. Man hat ihn geräuschlos und ohne ein Aergerniß zu erregen in den Louvre gebracht. Ich fordere Euch auf, mein Sohn, ihn zu befragen."

Ohne eine andere Erlaubniß, schlug sie auf ein Glöckchen, um Jemand herbeizurufen, wie es der Herzog von Guise zwei Stunden zuvor gethan hatte.

Doch diesmal faltete der Balafré die Stirne. Der Sturm zog heran.

„Laßt den Gefangenen bringen," sagte Catharina von Medicis zu dem Huissier, der auf den Ruf des Glöckchens sogleich erschien.

Als der Huissier wieder weggegangen war, trat ein verlegenes Stillschweigen ein. Der König schien unentschlossen, Maria Stuart unruhig, der Herzog von Guise unzufrieden. Die Königin Mutter allein heuchelte Würde und Sicherheit.

Der Herzog von Guise ließ nur das einfache Wort fallen:

„Mir scheint, wenn Herr von Montgommery hätte fliehen wollen, so wäre ihm seit vierzehn Tagen nichts leichter gewesen."

Catharina hatte nicht Zeit, zu antworten, denn in demselben Augenblick wurde Gabriel eingeführt.

Er war bleich, aber ruhig. Sehr frühe am Morgen hatten ihn zum großen Schrecken von Aloyse vier Knechte aus seinem Hotel geholt. Er war ihnen ohne den geringsten Widerstand gefolgt und wartete seitdem ohne den Anschein irgend einer Furcht.

Als er festen Schrittes und mit ruhiger Miene eintrat, wechselte der junge König die Farbe, war er nun erschüttert dadurch, daß er denjenigen erblickte, welcher seinen Vater geschlagen hatte, erschrak er darüber, daß er zum ersten Mal die Pflicht des Gerichtsherrn, von der ihm seine Mutter gesprochen, erfüllen sollte ... in der That die schrecklichste Pflicht, die der Herr den Königen auferlegt hat.

Er sagte auch mit einer Stimme, die man kaum hörte, zu Catharina, gegen die er sich umwandte:

„Sprecht, Madame, es ist an Euch, zu sprechen."

Catharina von Medicis machte auf der Stelle von der Erlaubniß Gebrauch. Sie glaubte sich nun sicher ihres allmächtigen Einflusses auf Franz II. und auf seinen Minister ... Sie wandte sich also an Gabriel und sprach mit einem richterlichen, stolzen Tone:

„Mein Herr, wir wollten vor jeder Untersuchung Euch vor Seiner Majestät selbst erscheinen lassen und Euch mit unserem eigenen Mund befragen, damit es nicht einmal Euch gegenüber einer Genugthuung bedürfte, wenn wir Euch unschuldig fänden, damit die Justiz um so leuchtender, um so schlagender wäre, wenn wir Euch schuldig fänden. Außerordentliche Verbrechen heischen außerordentliche Richter. Seid ihr bereit, uns zu antworten?"

„Ich bin bereit, Euch zu hören, Madame," erwiederte Gabriel.

Catharina war mehr aufgebracht als überzeugt durch die Ruhe des Mannes, den sie schon haßte, ehe er sie zur Witwe gemacht hatte, den sie in demselben Grad haßte, in welchem sie ihn einen Augenblick hatte lieben können.

Sie fuhr also mit einer gewissen beleidigenden Bitterkeit fort:

„Seltsame Umstände erheben sich gegen Euch, mein Herr, und klagen Euch an: Eure langen Abwesenheiten von Paris, Eure freiwillige Verbannung vom Hof seit beinahe zwei Jahren, Eure Gegenwart und Eure geheimnißvolle Haltung bei dem unseligen Turnier, Eure Weigerung sogar, mit dem König eine Lanze zu brechen. Wie kommt es, daß Ihr, der Ihr an dergleichen Kampfspiele gewöhnt seid, die herkömmliche und nothwendige Vorsichtsmaßregel, bei der Rückkehr den Stumpf Eurer Lanze wegzuwerfen, unterlassen habt? Wie erklärt Ihr diese seltsame Vergeßlichkeit? Antwortet endlich! Was habt Ihr zu dem Allem zu sagen?"

„Nichts, Madame," erwiederte Gabriel.

„Nichts?" versetzte die Königin Mutter erstaunt.

„Durchaus nichts."

„Wie!" rief Catharina, „Ihr gesteht also? . . . Ihr gebt es also zu? . . ."

„Ich gestehe nichts, ich gebe nichts zu, Madame."

„Ihr leugnet?“

„Ich leugne eben so wenig: ich schweige.“

Maria Stuart entschlüpfte eine Geberde der Billigung; Franz II. horchte und schaute mit einer gewissen Begierde; der Herzog von Guise blieb stumm und unbeweglich.

Catharina fuhr mit immer schärferem Tone fort: „Mein Herr, nehmt Euch in Acht! Ihr würdet besser daran thun, wenn Ihr Euch zu vertheidigen und zu rechtfertigen suchtet. Erfahrt Eines: Herr von Montmorency, den man zur Noth als Zeugen vernehmen könnte, behauptet, daß Ihr gegen den König einen gewissen Groll, daß Ihr Beweggründe persönlicher Erbitterung haben konntet.“

„Welche, Madame? Hat sie Herr von Montmorency genannt?“

„Noch nicht, doch er würde sie ohne Zweifel nennen.“

„Nun! er nenne sie, wenn er es wagt.“

„Ihr weigert Euch also ganz und gar, zu sprechen?“

„Ich weigere mich.“

„Die Folter dürfte vielleicht diesem hochmüthigen Stillschweigen ein Ende machen, wißt Ihr?“

„Ich glaube nicht, Madame.“

„Und dann wagt Ihr auf diese Art Euer Leben, das sage ich Euch.“

„Ich werde es nicht vertheidigen, Madame, denn es ist nicht mehr der Mühe werth.“

„Ihr seid fest entschlossen, mein Herr? nicht ein Wort?“

„Nicht ein Wort, Madame,“ sprach Gabriel, den Kopf schüttelnd.

„Das ist gut!“ rief Maria Stuart, durch einen unwiderstehlichen Strom ihrer Gefühle fortgerissen. „Es ist edel und groß, dieses Stillschweigen! es ist das eines hochherzigen Mannes, der nicht einmal den

Verdacht zurückweisen will, aus Furcht, der Verdacht könnte ihn berühren. Ich sage, daß dieses Stillschweigen die beredteste Rechtfertigung ist."

Doch die alte Königin schaute die junge mit einer strengen und zornigen Miene an.

„Ja, ich habe vielleicht Unrecht, so zu sprechen," fuhr Maria Stuart fort; „doch desto schlimmer, ich sage, was ich fühle und was ich denke. Mein Herz wird nie meinen Mund schweigen machen können. Meine Eindrücke und Gemüthsbewegungen müssen zu Tage ausgehen. Mein Instinct ist meine Politik. Dieser Instinct aber ruft mir hier zu, Herr d'Exmès habe nicht kalt den Entschluß zu einem solchen Verbrechen gefaßt und dieses freiwillig ausgeführt, er sei nur das blinde Werkzeug des Verhängnisses gewesen, glaube über jeder solchen Muthmaßung zu stehen und verachte es daher, sich zu rechtfertigen. Mein Instinct ruft das in mir, und ruft es ganz laut. Warum nicht?"

Der junge König hörte voll Liebe und Freude sein Herzkind, wie er sie nannte, sich mit dieser Beredtheit und mit diesem Feuer ausdrücken, wodurch sie noch zwanzigmal hübscher war als gewöhnlich.

Gabriel aber rief mit bewegter, tiefer Stimme:

„Oh! ich danke, Madame, ich danke Euch! und Ihr thut wohl daran, nicht für mich, sondern für Euch thut Ihr wohl daran, daß Ihr so handelt."

„Oh! ich weiß es wohl!" sagte Maria mit dem anmuthreichsten Tone, der sich träumen läßt.

„Sind wir mit diesen sentimentalen Kindereien zu Ende?" rief Catharina zornig.

„Nein, Madame," erwiederte Maria Stuart, in ihrer Eitelkeit als junge Frau und als junge Königin verletzt, „nein! wenn Ihr mit diesen Kindereien zu Ende seid, so fangen wir, die wir Gott sei Dank jung sind, erst damit an. Ist das nicht wahr, mein holder Sire," fügte sie, freundlich sich an ihren jungen Gemahl wendend, bei.

Der König antwortete nicht, aber er streifte mit seinen Lippen das Ende dieser rosigen Finger, die ihm Maria reichte.

Der bis jetzt im Zaum gehaltene Zorn der Königin brach los. Sie hatte sich noch nicht daran gewöhnt, als König einen Sohn zu behandeln, der beinahe noch ein Kind war; dabei glaubte sie sich stark durch die Unterstützung des Herzogs von Guise, der sich noch nicht ausgesprochen hatte und von dem sie nicht wußte, daß er der treue Beschützer und, so zu sagen, ein stillschweigender Genosse für den Grafen von Montgommery war. Sie scheute sich daher nicht, ihrem Grimm offen die Zügel schießen zu lassen.

„Ah! so ist es?" sagte sie auf die letzten, leicht spöttischen Worte von Maria. „Ich nehme ein Recht in Anspruch, und man verhöhnt mich! Ich verlange mit aller Mäßigung, daß der Mörder von Heinrich II. wenigstens befragt werde, und da er jede Rechtfertigung verweigert, billigt man sein Stillschweigen, mehr noch, man lobt ihn! Wohl! da die Dinge so gehen, kein feiges Zurückhalten, keine halbe Maßregel mehr! Ich trete mit lauter Stimme als Anklägerin des Grafen von Montgommery auf. Wird der König seiner Mutter Gerechtigkeit verweigern, weil sie seine Mutter ist? . . . Man wird den Connetable hören, man wird, wenn es sein muß, Frau von Poitiers hören! Die Wahrheit wird an den Tag kommen; und sollten Staatsgeheimnisse bei dieser Angelegenheit gefährdet sein, so gibt es eine geheime Verurtheilung. Aber der Tod eines verrätherischer Weise in Gegenwart seines ganzen Volkes ermordeten Königs wird wenigstens gerächt sein."

Während dieses Ausfalles der Königin Mutter schwebte ein trauriges Lächeln über die Lippen von Gabriel.

Er erinnerte sich in seinem Innern der zwei letzten Verse der Weissagung von Nostradamus:

„Es wird ihn lieben, sein müde! tödten
„Des Königs Dame.“

Ah! die bis jetzt so genaue Prophezeiung sollte bis zum Ende in Erfüllung gehen! Catharina würde denjenigen, welchen sie geliebt hatte, verurtheilen und umkommen lassen! Gabriel erwartete dies; Gabriel war darauf gefaßt.

Doch die Florentinerin, welche vielleicht selbst einsah, daß sie sehr rasch und sehr weit ging, hielt inne, wandte sich so freundlich, als sie vermochte, an den immer noch schweigenden Herzog von Guise und sprach:

„Ihr sagt nichts, Herr von Guise? Ihr seid meiner Meinung, nicht wahr?“

„Nein, Madame,“ entgegnete langsam der Balafré, „nein, ich gestehe, ich bin nicht Eurer Meinung, und deshalb sagte ich nichts.“

„Ah! Ihr auch! . . . Ihr widersetzt Euch mir auch!“ erwiederte Catharina mit dumpfem, drohendem Tone.

„Zu meinem Bedauern muß ich es diesmal thun,“ sagte der Herzog von Guise. „Ihr seht indessen, daß ich bis jetzt auf Eurer Seite gewesen und daß ich bei dem, was den Connetable und Frau von Valentinois betraf, ganz in Eure Absichten eingegangen bin.“

„Ja, weil sie die Eurigen unterstützten,“ murmelte Catharina von Medicis, „zu spät sehe ich es jetzt.“

„Was aber Herrn von Montgommery betrifft,“ fuhr der Balafré ruhig fort, „so kann ich nach meinem Gewissen die Ansicht Eurer Majestät nicht theilen. Es scheint mir unmöglich, für ein Unglück, das rein dem Zufall zuzuschreiben ist, einen braven und redlichen Edelmann verantwortlich zu machen. Ein Proceß würde ihm zum Triumphe, seinem Ankläger zur Beschämung gereichen. Und hinsichtlich der Gefahren, Madame, denen das Leben der Könige Eures Dafürhaltens eine Nachsicht, welche eher an einen Unfall, als an ein Verbre=

chen glauben will, preisgeben würde, finde ich im Gegentheil, daß es gefährlich wäre, das Volk zu sehr an den Gedanken zu gewöhnen, die königlichen Existenzen seien nicht für Jedermann so unverletzlich und heilig, als es annimmt . . ."

„Das sind ohne Zweifel hohe politische Maximen," versetzte Catharina voll Bitterkeit.

„Ich halte sie wenigstens für wahr und vernünftig," fügte der Balafré bei, „und aus diesen und anderen Gründen bin ich der Meinung, daß wir uns nur noch bei Herrn von Montgommery wegen einer willkührlichen Verhaftung entschuldigen müssen, welche zum Glück geheim geblieben ist, — mehr noch zum Glück für uns, als für ihn! und sind unsere Entschuldigungen von ihm angenommen, so haben wir ihn sogleich frei zu lassen, ehrenhaft und geehrt, wie er es gestern war, wie er es morgen, wie er es immer sein wird. Ich habe es gesagt."

„Vortrefflich," rief Catharina hohnlächelnd.

Und sie wandte sich ungestüm an den jungen König und fragte ihn:

„Diese Meinung, sprecht, ist es zufällig auch die Eurige, mein Sohn?"

Die Haltung von Maria Stuart, die dem Herzog von Guise mit einem Lächeln und einem Blick dankte, gestattete dem Geist von Franz II. kein Zögern.

„Ja, meine Mutter," sagte er, „ich gestehe, daß die Ansicht meines Oheims auch die meinige ist."

„Ihr verrathet also das Andenken Eures Vaters?" sprach Catharina mit einer tiefen, zitternden Stimme.

„Ich ehre es im Gegentheil, Madame," erwiederte Franz II. „War nicht das erste Wort, das mein Vater nach seiner Verwundung sprach, daß er Herrn von Montgommery nicht zu beunruhigen befahl? Hat er nicht in einem seiner lichten Augenblicke diesen Befehl wiederholt? Erlaubt seinem Sohn, zu gehorchen, Madame!"

„Gut, und mittlerweile und von Anfang an verachtet Ihr den heiligen Willen Eurer Mutter? . ."

„Madame," unterbrach sie der Herzog von Guise, „erlaubt, daß ich Euch an Eure eigenen Worte erinnere: „„Ein einziger Wille im Staat!""

„Aber ich habe gesagt, der des Ministers dürfe erst nach dem des Königs kommen," rief Catharina.

„Ja, Madame," entgegnete Maria Stuart, „doch Ihr fügtet bei, der des Königs könne durch die Personen erleuchtet werden, deren einziges Interesse offenbar das seines Heiles und seines Ruhmes sei. Ich denke aber, Niemand hat dieses Interesse mehr, als ich, seine Frau. Und ich rathe ihm, mit meinem Oheim von Guise, mehr an die Redlichkeit, als an die Treulosigkeit eines erprobten und tapferen Unterthanen zu glauben, und nicht seine Regierung durch eine Ungerechtigkeit einzuweihen."

„Solchen Eingebungen schenkt Ihr Gehör, mein Sohn?" sagte Catharina.

„Ich folge der Stimme meines Gewissens, meine Mutter," antwortete der junge König mit mehr Festigkeit, als man von ihm hätte erwarten dürfen.

„Und das ist Euer letztes Wort, Franz?" fragte Catharina. „Nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr Eurer Mutter die erste Bitte abschlagt, die sie an Euch richtet, wenn Ihr Euch so von Anfang für sie als unabhängiger Gebieter und für Andere als gelehriges Werkzeug benehmt, so werdet Ihr wohl allein regieren können, mit oder ohne Eure getreuen Minister! Ich bekümmere mich um nichts mehr, was den König oder das Reich betrifft, ich entziehe Euch den Rath meiner Erfahrung und meiner Ergebenheit; ich kehre in meine Einsamkeit zurück und verlasse Euch, mein Sohn, bedenkt das wohl!"

„Wir würden diesen Rückzug bedauern, aber uns darein fügen," sagte mit leiser Stimme Maria Stuart, die nur Franz II. allein hörte.

Aber der verliebte und unvorsichtige junge Mann wiederholte laut wie ein getreues Echo:

„Wir würden diesen Rückzug bedauern, aber uns darein fügen, Madame."

„Es ist gut!" sprach Catharina.

Und flüsternd fügte sie, indem sie Gabriel bezeichnete, bei:

„Diesen werde ich früher oder später wiederfinden."

„Ich weiß es," erwiederte der junge Mann, der abermals an die Weissagung dachte.

Aber Catharina hörte ihn nicht.

Wüthend umhüllte sie gleichsam das reizende königliche Paar und den Herzog von Guise mit einem Schlangenblick, mit einem furchtbaren, blutigen, unseligen Blick, aus dem man schon alle Verbrechen der Herrschsucht von Catharina und die ganze finstere Geschichte der letzten Valois hätte ahnen können.

Nach diesem gräßlichen Blick ging sie hinaus, ohne ein Wort beizufügen.

XIV.

Guise und Coligny.

Nachdem Catharina von Medicis weggegangen war, trat für einen Augenblick Stillschweigen ein. Der junge König schien selbst erstaunt über seine Kühnheit. In einer edlen Besorgniß ihrer Zärtlichkeit dachte Maria mit einem gewissen Schrecken an den letzten drohenden Blick der Königin Mutter. Der Herzog von Guise aber war insgeheim unendlich erfreut, sich schon in der

ersten Stunde seiner Macht von einer herrschsüchtigen und gefährlichen Verbündeten befreit zu sehen.

Gabriel, der diese ganze Unruhe veranlaßt hatte, nahm zuerst das Wort und sprach:

„Sire und Ihr, Madame, und auch Ihr, Monseigneur, ich danke Euch für Eure guten und edlen Absichten gegen einen Unglücklichen, den selbst der Himmel verläßt. Doch trotz dieser tiefen Dankbarkeit, von der mein Herz durchdrungen ist, sage ich Euch: wozu soll es nützen, die Gefahren und den Tod von einem so traurigen und so verlorenen Dasein, wie das meinige ist, zu entfernen? Mein Leben dient zu nichts und Niemand mehr. Ah! ich hätte es Frau Catharina nicht streitig gemacht, weil es fortan unnütz ist . . .“

In seinem Innern fügte er traurig bei:

„Und weil es noch eines Tags schädlich sein könnte.“

„Gabriel,“ erwiederte der Herzog von Guise, „Euer Leben war in der Vergangenheit glorreich und gut ausgefüllt und wird in der Zukunft abermals gut ausgefüllt und glorreich sein. Ihr seid ein Mann von Thatkraft, wie diejenigen, welche die Reiche regieren, viele haben sollten, während sie nur zu wenige finden.“

„Und dann,“ fügte die trostreiche und sanfte Stimme von Maria Stuart bei, „und dann, Herr von Montgommery, seid Ihr ein großes und edles Herz, Ich kenne Euch seit langer Zeit, und oft habe ich mich mit Frau von Castro über Euch unterhalten.“

„Mein Herr,“ sagte Franz II., „Eure früheren Dienste erlauben mir, auf Eure zukünftigen Dienste zu rechnen. Die gegenwärtig erloschenen Bürgerkriege können sich wieder entzünden, und nach meinem Willen soll nicht ein Augenblick der Verzweiflung, was auch der Beweggrund hievon sein mag, das Vaterland eines, ich bin es fest überzeugt, ebenso redlichen als tapferen Vertheidigers berauben.“

Gabriel hörte mit einem gewissen schwermüthigen

Erstaunen diese freundlichen Worte der Ermuthigung und Hoffnung. Er schaute abwechselnd jede von den hohen Personen an, welche dieselben an ihn richteten, und schien tief nachzudenken.

„Wohl! es sei,“ sagte er endlich, „diese unerwartete Güte, die Ihr für mich an den Tag legt, Ihr Alle, die Ihr mich vielleicht hassen solltet, diese Güte verändert meine Seele und mein Geschick. Euch, Sire Euch, Madame und Monseigneur, Euch widme ich, so lange Ihr lebt, dieses Dasein, mit dem Ihr mir gleichsam ein Geschenk gemacht habt. Ich bin nicht böse geboren. Diese Wohlthat rührt mich im Grunde meines Herzens. Ich war geschaffen, um mich hinzugeben, um mich aufzuopfern, um als Werkzeug für schöne Ideen und große Menschen zu dienen — ein zuweilen glückliches, zuweilen unseliges Werkzeug! Ach! der Zorn Gottes wußte es nur zu sehr! . . . Doch sprechen wir nicht mehr von der finsteren Vergangenheit, da Ihr noch an eine Zukunft für mich glauben wollt. Diese Zukunft gehört jedoch nicht mir, sondern Euch, meiner Bewunderung und meiner Ueberzeugung. Ich entsage meinem Willen. Die Wesen und die Dinge, an die ich glaube, mögen mit mir machen, was ihnen beliebt. Mein Schwert, mein Blut, Alles, was ich bin, ist ihre Sache. Ich gebe ohne Rückhalt und ohne Umkehr meinen Arm Eurem Genie, Monseigneur, wie meine Seele der Religion . . .“

Er sagte nicht, welcher, doch diejenigen, welche ihn umgaben, waren zu blinde Katholiken, als daß der Gedanke der Reformation ihnen einen Augenblick in den Sinn gekommen wäre.

Die beredte Selbstverleugnung des jungen Grafen rührte sie. Maria hatte Thränen in den Augen. Der König beglückwünschte sich, daß er fest gewesen, um dieses dankbare Herz zu retten. Was den Herzog von Guise betrifft, so glaubte er besser als irgend Jemand

zu wissen, wie weit bei Gabriel diese glühende Tugend der Aufopferung ging.

„Ja, Freund," sprach er, „ich werde Eurer bedürfen, ja, ich werde eines Tags im Namen Frankreichs und des Königs dieses tapfere Schwert, das Ihr uns zusagt, von Euch fordern."

„Es wird bereit sein, Monseigneur, morgen, heute, immer!"

„Behaltet es auf einige Zeit in der Scheide," erwiederte der Herzog von Guise. „Seine Majestät hat es Euch gesagt, der Augenblick ist ruhig, die Kriege und die Parteien haben Waffenstillstand gemacht. Ruht also aus, Gabriel, und laßt so den unseligen Lärmen, der in den letzten Tagen Euren Namen umgeben hat, sich besänftigen und legen. Gewiß denkt keiner von denen, die den Titel und das Herz eines Edelmanns haben, daran, Euch wegen Eures Unglücks anzuklagen. Doch Euer wahrer Ruhm fordert, daß Euer grausamer Ruf ein wenig verlösche. Später, in einem oder in zwei Jahren, werde ich vom König wieder für Euch die Stelle des Kapitäns der Garden fordern, der Ihr würdig zu sein nie aufgehört habt . . ."

„Ah! es sind nicht Ehren, nach denen ich trachte, sondern Gelegenheiten, dem König und Frankreich nützlich zu sein, Gelegenheiten, zu kämpfen; aus Furcht, Euch undankbar zu scheinen, wage ich es nicht mehr, zu sagen, Gelegenheiten, zu sterben."

„Sprecht nicht so," entgegnete der Herzog von Guise. „Sagt mir nur, daß Ihr, wenn Euch der König gegen seine Feinde ruft, sogleich diesem Rufe folgen werdet."

„Wo ich auch sein mag und wohin ich gehen soll, ja, Monseigneur."

„Es ist gut, ich verlange nichts Anderes von Euch." sprach der Herzog von Guise.

„Und ich," sagte Franz II., „ich danke Euch für dieses Versprechen und werde Sorge tragen, daß Ihr nicht bereut, es gehalten zu haben."

„Und ich," fügte Maria Stuart bei, „ich versichere Euch, daß unser Vertrauen stets Eurer Ergebenheit entsprechen wird, und daß Ihr in unseren Augen einer von den Freunden sein werdet, vor denen man nichts verbirgt, und denen man auch nichts verweigert."

Mehr erschüttert, als er es sich selbst gestehen wollte, verbeugte sich der junge Graf und berührte ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen die Hand, die ihm die Königin reichte.

Dann drückte er die des Herzogs von Guise, und entfernte sich, entlassen durch eine huldvolle Geberde des Königs, fortan durch eine Wohlthat für den Sohn desjenigen erworben, den er bis in seine Nachkommenschaft zu verfolgen sich gelobt hatte.

. . . .

Als Gabriel nach Hause kam, fand er den Admiral Coligny, der auf ihn wartete.

Aloyse hatte dem Admiral, der seinen Gefährten von Saint-Quentin besuchen wollte, mitgetheilt, daß man ihren Herrn am Morgen in den Louvre geholt habe; sie hatte ihm ihre Unruhe und ihre Befürchtungen nicht verborgen, und Coligny wollte bleiben, bis die Rückkehr des Grafen von Montgommery ihn und die Amme beruhigt haben würde.

Er empfing Gabriel mit einem liebevollen Erguß und befragte ihn über das, was vorgefallen war.

Ohne in Einzelheiten einzugehen, sagte ihm Gabriel nur, daß er auf eine einfache von ihm gegebene Erklärung über den beklagenswerthen Tod von Heinrich II. unversehrt an seiner Person und an seiner Ehre entlassen worden sei.

„Es konnte nicht anders sein," erwiederte der Admiral, „der ganze französische Adel würde gegen einen Verdacht protestirt haben, der so einen seiner würdigsten Vertreter befleckt hätte."

„Lassen wir diesen Gegenstand," sprach Gabriel mit einer ernsten, traurigen Miene. „Es freut mich,

Euch zu sehen, Herr Admiral. Ihr wißt, daß ich schon dem Herzen nach der reformirten Religion angehöre; ich habe es Euch gesagt und geschrieben. Da Ihr denkt, ich werde die Sache, an die ich glaube, nicht entehren, so will ich und kann ich nun abschwören; Eure Reden, die von Meister Ambroise Paré, und die Bücher und meine eigenen Betrachtungen haben mich ganz und gar überzeugt, und ich bin einer der Eurigen."

„Eine gute Kunde, die zu gelegener Zeit kommt!" sagte der Admiral.

„Mir scheint indessen, es wäre im Interesse der Religion vielleicht gut, meine Bekehrung noch einige Zeit geheim zu halten. Es ist, wie mir Herr von Guise so eben bemerkte, aller Lärmen um meinen Namen her für den Augenblick zu vermeiden. Dieser Verzug wird überdies neuen Pflichten entsprechen, die ich zu erfüllen habe."

„Wir werden stets glücklich sein, Euch öffentlich den Unsrigen zu nennen," sprach der Admiral.

„Aber es ist meine Sache, dieses kostbare Zeichen Eurer Achtung auszuschlagen, oder wenigstens zu vertagen," erwiederte Gabriel. „Es liegt mir nur daran, dieses Pfand meinem innigen und unerschütterlichen Glauben zu geben und mich in meinem Gewissen einen Eurer Brüder der Absicht und der That nach zu nennen."

„Vortrefflich!" rief Herr von Coligny. „Ich verlange nichts Anderes, als daß Ihr mir erlaubt, den Häuptern unserer Partei die ausgezeichnete Eroberung, welche unsere Ideen entschieden gemacht haben, verkündigen zu dürfen."

„Oh! dazu willige ich von ganzem Herzen ein," sagte Gabriel.

„Der Prinz von Condé, la Renaudie, der Baron von Castelnau kennen Euch schon und schätzen Euch zu Eurem wahren Werth."

„Ah! ich befürchte, sie übertreiben ihn: dieser Werth hat sich in jedem Fall sehr vermindert."

„Nein, nein! sie haben Recht in ihrer Schätzung. Auch ich kenne Euch! Uebrigens," fuhr er die Stimme dämpfend fort, „übrigens werden wir vielleicht binnen Kurzem Gelegenheit haben, Euren Eifer auf die Probe zu stellen."

„Ah! wahrhaftig!" versetzte Gabriel erstaunt. „Ihr wißt, Herr Admiral, daß Ihr auf mich rechnen könnt, jedoch mit gewissen Vorbehalten, mit denen ich Euch bekannt machen werde."

„Wer hat nicht seine Vorbehalte?" erwiederte der Admiral. „Doch hört, Gabriel: es war nicht allein der Freund, es war auch der Anhänger der Reformation, der Euch heute seinen Besuch machen wollte. Wir haben über Euch mit dem Prinzen und mit la Renaudie gesprochen. Selbst vor Eurem entschiedenen Beitritt zu unseren Grundsätzen hielten wir Euch für einen Beistand von ganz besonderem Verdienst und von unantastbarer Redlichkeit. Wir kamen überein, Euch als einen Mann, fähig, uns zu dienen, wenn er es vermöchte, und unfähig, uns zu verrathen, was sich auch ereignen dürfte, zu betrachten."

„Ich habe in der That diese letzte Eigenschaft in Ermanglung der ersten. Man darf immer, wenn nicht auf meine Hülfe, doch wenigstens auf mein Wort bauen."

„Wir haben auch beschlossen, nie etwas vor Euch geheim zu halten. Ihr sollt, wie eines der Häupter, in alle unsere Pläne eingeweiht werden und nur die Verantwortlichkeit des Stillschweigens haben. Ihr seid kein Mensch wie die Anderen, und ausnahmsweisen Menschen gegenüber muß man ausnahmsweise handeln Ihr werdet frei bleiben, und wir allein werden gebunden sein."

„Ein solches Vertrauen! . . ."

„Verpflichtet Euch, ich wiederhole es, nur zur Verschwiegenheit. Und um einen Anfang zu machen

erfahrt eines: die Pläne, die Euch in der Versammlung der Place Maubert enthüllt worden sind und hatten vertagt werden müssen, sind heute ausführbar. Die Schwäche des jungen Königs, die freche Anmaßung der Guisen, die Absicht der Verfolgung, die man nicht mehr vor uns verleugnet und verbirgt, Alles fordert uns zur Thätigkeit auf, und wir sind im Begriff, zu handeln."

„Verzeiht!" unterbrach ihn Gabriel. „Ich sagte Euch, Herr Admiral, daß ich mich Euch nur innerhalb gewisser Grenzen hingebe. Ehe Ihr in Euren Geständnissen weiter geht, muß ich Euch erklären, daß ich gerade in keiner Hinsicht die politische Seite der Reformation zu berühren gedenke, wenigstens so lange die Regierung, welche eben anfängt, dauern wird. Für die Verbreitung unserer Ideen und unsern moralischen Einfluß biete ich gern mein Vermögen, meine Zeit, mein Leben. Doch ich habe das Recht, in der Reformation nur eine Religion, und nicht eine Partei zu sehen. Franz II., Maria Stuart, und selbst der Herzog von Guise haben edelmüthig und groß gegen mich gehandelt. Ich werde an ihrem Vertrauen eben so wenig, als an dem Eurigen zum Verräther werden. Gestattet, daß ich mich der Thätigkeit enthalte und mich nur mit der Idee beschäftige. Fordert mein Zeugniß, wann Ihr wollt, aber ich behalte mir die Unabhängigkeit meines Schwertes bevor."

Herr von Coligny dachte einen Augenblick nach und erwiederte dann:

„Meine Worte, Gabriel, waren keine leeren Worte. Ihr seid frei und werdet stets frei sein. Geht allein auf Eurem Pfade, wenn es Euch zusagt, handelt ohne uns oder handelt nicht. Wir werden keine Rechenschaft von Euch verlangen, denn wir wissen," fügte er mit einer bezeichnenden Miene bei, „wir wissen, daß es zuweilen Eure Art und Weise ist, weder Verbündete, noch Rathgeber haben zu wollen."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Gabriel erstaunt.

„Ich verstehe mich," antwortete der Admiral. „Für den Augenblick wünscht Ihr Euch nicht in unsere Conspirationen gegen die königliche Gewalt zu mischen? Es sei! Unsere Rolle wird sich darauf beschränken, daß wir Euch von unseren Bewegungen und Plänen in Kenntniß setzen. Folgt uns oder bleibt allein, das ist Eure Sache und geht nur Euch an. Ihr werdet stets durch Briefe oder durch Boten erfahren, wann und wie wir Eurer bedürfen, und Ihr werdet dann handeln, wie es Euch gutdünkt. Kommt Ihr, so seid Ihr willkommen; enthaltet Ihr Euch, so wird Euch Niemand einen Vorwurf zu machen haben; das war in Beziehung auf Euch unter den Häuptern der Partei verabredet, sogar ehe Ihr mich von Eurer Stellung in Kenntniß gesetzt habt. Solche Bedingungen könnt Ihr annehmen, wie mir scheint."

„Ich nehme sie auch an und danke Euch," sagte Gabriel.

. . . .

In der Nacht, welche auf diesen Tag folgte, kniete Gabriel in der Gruft der Grafen von Montgommery vor dem Grabe seines Vaters, sprach mit seinem theuren Todten und sagte:

„Ja, es ist wahr, o mein Vater, ich hatte geschworen, nicht allein Deinen Mörder in seinem Leben zu bestrafen, sondern ihn auch nach ihm in seinem Geschlecht zu bekämpfen. Es ist wahr, mein Vater, oh! es ist wahr! Doch ich hatte das, was geschieht, nicht vorhergesehen. Gibt es nicht Pflichten, welche noch heiliger sind, als der Schwur? Welche Verbindlichkeit kann uns zwingen, einen Feind zu schlagen, der uns das Schwert in die Hand gibt und die nackte Brust unsern Streichen darbietet? Wenn Du noch lebtest, mein Vater, würdest Du mir, ich bin es fest überzeugt,

rathen, meinen Zorn zu vertagen und das Vertrauen nicht durch den Verrath zu erwiedern. Verzeihe mir also, Todter, daß ich thue, was Du mir, wenn Du leben würdest, befehlen müßtest . . . Ueberdies sagt mir irgend Etwas, daß meine Rache nicht auf lange ausgesetzt ist. Du weißt da oben, was wir hienieden nur ahnen können. Aber die Blässe dieses schwächlichen Königs, der furchtbare Blick, mit dem ihn seine Mutter bedrohte, die bis jetzt getreuen Weissagungen, die mein eigenes Leben durch den Groll dieser Frau zu erlöschen verurtheilen, die gegen diese gestern erst begonnene Regierung angezettelte Verschwörung, Alles beweist mir, daß das Kind von sechszehn Jahren noch weniger lang thronen wird, als der Mann von vierzig, und daß ich bald, mein Vater, mein Werk und meinen Sühnungsschwur unter einem andern Sohn von Heinrich II. werde wieder aufnehmen können."

XV.

Berichte und Anzeigen.

Sechs bis acht Monate gingen ohne große Ereignisse sowohl für die Helden dieses Buches, als für die der Geschichte vorüber. Doch während dieses Zeitraums bereiteten sich wenigstens Ereignisse von einer gewissen ernsten Bedeutung vor.

Um sie kennen zu lernen und um uns auf das Laufende zu bringen, brauchen wir uns nur am 25. Februar 1560 an den Ort zu versetzen, wo man die Neuigkeiten stets am Besten zu erfahren glaubt, nämlich in das Ca-

binet des Herrn Polizeilieutenants, der in diesem Augenblick Herr von Braguelonne hieß.

Am 25. Februar 1560 also hörte Herr von Braguelonne, Abends nachlässig in seinem Lehnstuhl von Corduanleder sitzend, auf den Bericht von Meister Arpion, einem seiner Secretaires.

Meister Arpion las wie folgt:

„Es ist heute der berüchtigte Dieb Gilles Rose im großen Saal des Palastes verhaftet worden, als er eben ein Ende von dem mit Gold verzierten Gürtel eines Canonicus von der heiligen Kapelle abschnitt.“

„Einem Canonicus von der heiligen Kapelle! Ei! seht doch!“ rief Herr von Braguelonne.

„Das ist sehr ruchlos!“ sagte Meister Arpion.

„Und sehr gewandt!“ sprach der Polizeilieutenant „sehr gewandt; denn der Canonicus ist mißtrauisch. Ich werde Euch sogleich sagen, Meister Arpion, was mit diesem abgefeimten Spitzbuben zu machen ist. Weiter.“

„Die Frauenzimmer von den Kaninchengängen der Rue du Grand-Heuleu,“ fuhr Arpion fort, „sind im offenen Aufruhr begriffen.“

„Und warum dies, mein Jesus?“

„Sie behaupten, sie haben eine unmittelbare Eingabe an Seine Majestät den König gemacht, um in ihrem Quartier bleiben zu dürfen, und mittlerweile habe sie die Schaarwache vertrieben.“

„Das ist drollig!“ rief Herr von Braguelonne lachend. „Die Ordnung wird sich hier leicht wiederherstellen lassen. Die armen Mädchen! Zu etwas Anderem.“

Meister Arpion fuhr fort:

„Die Herren Abgeordneten der Sorbonne, die sich bei der Frau Prinzessin von Condé einfanden, um sie aufzufordern, während der Fastenzeit kein Fleisch mehr zu essen, wurden mit beißendem Spott von Herrn von Sechelles aufgenommen, welcher ihnen unter andern Beleidigungen sagte, er liebe sie ungefähr gerade so sehr

wie einen Nagel auf seiner Nase, und Kälber wie sie seien seltsame Botschafter."

„Ah! das ist ernster Natur!" sprach der Lieutenant aufstehend. „Man weigert sich, zu fasten, und beleidigt die Herren von der Sorbonne! Das vermehrt Eure Rechnung, Frau von Condé, und wenn wir die Gesammtsumme präsentiren! ..... Arpion, ist das Alles?"

„Mein Gott! für heute, ja. Doch der gnädige Herr hat mir noch nicht gesagt, was man mit Gilles Rose thun soll?"

„Hört," sagte Herr von Braguelonne: „Ihr nehmt ihn aus seinem Gefängniß mit den gewandtesten Schelmen und Beutelschneidern, die Ihr dort findet, und schickt diese guten Bursche nach Blois, wo man bei dem Fest, das man für den König vorbereitet, Seine Majestät damit belustigen will, daß man jene ihre Streiche und Kunststücke zeigen läßt."

„Aber, Monseigneur, wenn sie die Gegenstände, die sie zum Spaß stehlen, behalten?"

„Dann hängt man sie."

In diesem Augenblick trat ein Hussier ein und meldete:

„Der Herr Inquisitor des Glaubens."

Man brauchte Arpion nicht weggehen zu heißen; Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schlich sich rasch hinaus.

Derjenige, welcher eintrat, war in der That ein gewichtiger und furchtbarer Mann.

Mit seinen gewöhnlichen Titeln eines Doctors der Sorbonne und eines Canonicus von Noyon, verband er den schönen, außerordentlichen Titel des Großinquisitors des Glaubens in Frankreich. Um einen Namen zu haben, der ebenso großartig klang, als sein Titel, ließ er sich auch Demochares nennen, obgleich er einfach Antoine von Mouchy hieß. Das Volk hatte seine Schergen M o u c h a r d s getauft.

„Nun, Herr Polizeilieutenant?“ fragte der Großinquisitor.

„Nun, Herr Großinquisitor?“ fragte der Polizeilieutenant.

„Was gibt es Neues in Paris?“

„Ich wollte gerade diese Frage an Euch richten.“

„Das heißt, es gebe nichts,“ versetzte Demochares mit einem tiefen Seufzer. „Ah! die Zeiten sind hart; es gibt nichts mehr, nicht das geringste Complott, nicht das leichteste Attentat. Wie feige sind doch die Hugenotten! Unsere Gewerbe vergehen, Herr von Braguelonne!“

„Nein, nein,“ erwiederte Herr von Braguelonne mit dem Tone der Ueberzeugung, „nein, die Regierungen vergehen, aber die Polizei bleibt.“

„Ei! seht doch,“ entgegnete Herr von Mouchy, „seht doch, auf was Euer Einschreiten mit gewaffneter Hand bei den Reformirten der Rue du Marais hinausläuft. Da man sie bei Tische gerade bei ihrem Mahl überfiel, so durfte man hoffen, man würde sie beim Verzehren von Schweinefleisch in Form eines Osterlammes ertappen, wie Ihr uns dies angekündigt hattet. Aber was brachte man von dieser schönen Expedition mit? Nichts Anderes als eine gespickte Poularde. Sprecht selbst, Herr Polizeilieutenant, kann das Eurem Institut viel Ehre machen?“

„Es gelingt einem nicht immer!“ sagte Herr von Braguelonne gereizt. „Seid Ihr glücklicher gewesen bei Eurem Handel mit dem Advokaten der Place Maubert, mit jenem Trouillard, wie er, glaube ich, heißt? Und Ihr hattet Euch doch Wunder davon versprochen.“

„Ich muß es gestehen,“ sagte Demochares mit kläglicher Stimme.

Herr von Braguelonne aber fuhr fort:

„Ihr gedachtet so klar als der Tag zu beweisen, dieser Trouillard habe seine beiden Töchter seinen Religionsgenossen, nach einer schrecklichen Orgie, preis-

gegeben; und die Zeugen, die Ihr so theuer bezahlt habt, ha! ha! ha! nehmen nun ihre Aussagen zurück und strafen Euch Lügen."

„Die Schurken!" murmelte Herr von Mouchy.

„Mehr noch," fuhr der Polizeilieutenant fort, „ich habe die Berichte der Wundärzte und Matronen erhalten, und es ist auf das Allerklarste herausgestellt, daß die Tugend der beiden Mädchen nicht den geringsten Angriff erlitten hat."

„Das ist eine Schändlichkeit!" brummte Demochares.

„Ein verfehltes Unternehmen, Herr Großinquisitor des Glaubens. Ein verfehltes Unternehmen," wiederholte wohlgefällig Herr von Braguelonne.

„Ei!" rief Demochares voll Ungeduld, „ist das Unternehmen verfehlt, so seid Ihr daran Schuld."

„Wie! ich soll daran Schuld sein?" versetzte der Polizeilieutenant erstaunt.

„Ganz gewiß. Ihr haltet Euch an Berichte, an Widerrufe, an Erbärmlichkeiten! Was liegt an solchen Zurücknahmen und Widerlegungen? Man müßte dessen ungeachtet die Sache verfolgen und, als ob nichts daran wäre, diese Parpaillots *) anklagen."

„Wie! ohne Beweise?"

„Ja, und sie verurtheilen."

„Ohne Verbrechen?"

„Ja, und sie hängen lassen."

„Ohne Richter?"

„Ja, ja, hundertmal ja, ohne Richter, ohne Verbrechen, ohne Beweise! Es ist ein schönes Verdienst, wahrhaft Schuldige zu hängen!"

„Aber welches Geschrei wird dann entstehen, welche Wuth wird sich gegen uns erheben!" sagte Herr von Braguelonne.

„Ah! da habe ich Euch erwartet," rief Demochares

*) Spottname der Reformirten.

triumphirend. „Das ist der Grundstein bei meinem ganzen System, mein Herr. In der That, was erzeugt diese Wuth, von der Ihr sprecht? Complotte. Was führen diese Complotte herbei? Empörungen. Was geht aus diesen Empörungen hervor? Die offenbare Nützlichkeit unserer Functionen."

„Es ist wahr, daß aus diesem Gesichtspunkt betrachtet . . ." sagte Herr von Braguelonne lachend:

„Mein Herr," sprach Demochares mit schulmeisterscher Miene, „merkt Euch den Grundsatz: Um Verbrechen zu ernten, muß man sie säen. Die Verfolgung ist eine Kraft."

„Ei!" entgegnete der Polizeilieutenant, „mir scheint, wir haben es seit dem Anfang dieser Regierung nicht an der Verfolgung fehlen lassen. Es wäre schwierig gewesen, die Unzufriedenen aller Art mehr, als man es gethan hat, aufzureizen und herauszufordern."

„Bah! was hat man gethan?" versetzte der Großinquisitor mit einer gewissen Verachtung.

„Sagt vor Allem, rechnet Ihr für nichts die Haussuchungen, die Angriffe, die Plünderungen, welche alle Tage bei den unschuldigen oder schuldigen Hugenotten vorgenommen wurden?"

„Meiner Treue! ja, ich rechne das für nichts; Ihr seht wohl, daß sie mit Ruhe und Geduld diese nur gar zu geringfügigen Plackereien ertragen."

„Und die Hinrichtung von Anne Dubourg, dem Neffen eines Kanzlers von Frankreich, den man vor zwei Monaten auf der Grève verbrannt hat, ist also auch nichts?"

„Das ist abermals wenig," entgegnete der schwierige Mouchy. „Was hat diese Hinrichtung zur Folge gehabt? Die Ermordung des Präsidenten Minard, eines der Richter, und eine vorgebliche Verschwörung, deren Spuren man nicht aufgefunden hat; darüber braucht man keinen großen Lärmen zu machen."

„Und was denkt Ihr von dem letzten Edict?" fragte

Herr von Braguelonne, „von dem letzten Edict, das nicht nur die Hugenotten, sondern den ganzen Adel Frankreichs angreift. Ich habe es meinerseits ganz aufrichtig dem Herrn Cardinal von Lothringen gesagt, ich finde das sehr verwegen.“

„Wie!“ rief Demochares, „sprecht Ihr von der Verordnung, welche die Pensionen aufgehoben hat?“

„Nein, wahrhaftig nicht, sondern von der, welche den Sollicitanten, adeligen oder gemeinen, unter der Strafandrohung des Henkens, den scharfen Befehl ertheilte, den Hof innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Den Strang für die Edelleute wie für die Bauern, gesteht, daß dies ziemlich hart und empörend ist.“

„Ja, es ermangelt diese Sache nicht der Kühnheit,“ erwiederte Demochares mit einem zufriedenen Lächeln. „Vor kaum fünfzig Jahren würde eine solche Ordonnanz den ganzen Adel zum Aufruhr gebracht haben, das muß ich gestehen, doch heute, haben sie, wie Ihr seht, geschrieen, aber nicht gehandelt. Nicht Einer hat sich gerührt.“

„Ihr täuscht Euch, Herr Großinquisitor,“ entgegnete Braguelonne, die Stimme dämpfend, „wenn sie sich in Paris nicht rühren, so glaube ich, daß sie in der Provinz in Bewegung gerathen.“

„Bah!“ rief Herr von Mouchy voll Eifer, „Ihr habt also Nachrichten?“

„Ich habe noch keine, aber ich erwarte jede Stunde.“

„Und woher?“

„Von der Loire.“

„Ihr habt dort Emissäre?“

„Ich habe nur einen, aber er ist gut.“

„Einen einzigen! das ist sehr unsicher,“ sagte Demochares mit kluger Miene.

„Ich will lieber einen einzigen verständigen, sicheren Vertrauten ebenso theuer bezahlen, als zwanzig einfältige Schufte. Das ist so meine Manier.“

„Ja, aber wer steht Euch für diesen Menschen?"

„Sein Kopf vor Allem, und dann seine früheren Dienste; er hat seine Proben durchgemacht."

„Gleichviel, es ist sehr unsicher!" versetzte Demochares.

Meister Arpion kehrte sachte zurück, während Herr von Mouchy noch sprach, und flüsterte seinem Herrn ein Wort ins Ohr:

„Ah! ah!" rief der Polizeilieutenant triumphirend. „Nun! Arpion, führt Lignières auf der Stelle ein. Ja, in Gegenwart des Herrn Großinquisitors! Ist er nicht ein wenig einer der Unsrigen?"

Arpion verbeugte sich und ging ab.

„Dieser Lignières ist gerade der Mann, von dem ich sprach," sagte Herr von Braguelonne, sich die Hände reibend. „Ihr werdet ihn hören, er kommt so eben von Nantes. Wir haben keine Geheimnisse für einander, nicht wahr? und es freut mich, Euch zu beweisen, daß meine Art so viel werth ist, als eine andere."

Hier öffnete Meister Arpion Lignières die Thüre.

Es war derselbe magere, schwarze, schwächliche Mann, den wir schon in der Versammlung der Place Maubert gesehen haben, derselbe, der damals so kühn die republicanische Medaille vorzeigte und von zerschnittenen Lilien und mit Füßen getretenen Kronen sprach.

Man sieht, daß wenn auch in jener Zeit der Name herausfordernder Agent noch nicht bestand, doch die Sache wenigstens schon blühte.

XVI.

Ein Spion.

Als Lignières eintrat, warf er zuerst auf Demochares einen kalten, mißtrauischen Blick, und er blieb, nachdem er sich vor Herrn von Braguelonne verbeugt hatte, vorsichtig schweigsam und unbeweglich und wartete, bis man ihn fragen würde.

„Ich bin entzückt, Euch zu sehen, Herr Lignières," sagte Herr von Braguelonne . . . „Ihr könnt ohne Furcht vor dem Herrn Großinquisitor des Glaubens in Frankreich sprechen."

„Oh! gewiß!" rief Lignières voll Eifer, „glaubt mir, wenn ich gewußt hätte, daß ich vor dem hochachtbaren Demochares stehe, gnädiger Herr, so würde ich nicht gezögert haben."

„Sehr gut," sagte, offenbar geschmeichelt durch die ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit des Spions, Herr von Mouchy, indem er mit einer billigenden Miene mit dem Kopf nickte.

„Sprecht, Herr Lignières, sprecht geschwinde," rief der Polizeilieutenant.

„Aber der Herr ist vielleicht nicht vollkommen von dem unterrichtet, was bei der vorletzten Versammlung der Protestanten in der Ferté vorgefallen ist?" versetzte Lignières.

„Ich weiß in der That nicht viel hierüber," sprach Demochares.

„Ich will also dort, wenn es mir erlaubt ist, mit einigen raschen Worten die Erzählung der wichtigen Umstände, über die ich mich in den letzten Tagen unter-

richtet habe, wieder aufnehmen; das wird klarer und besser geordnet sein."

Herr von Bragueionne gab mit einem Zeichen die Erlaubniß, welche Lignières erwartete. Dieser kleine Zögerer entsprach ohne Zweifel der Ungeduld des Polizeilieutenants sehr schlecht; aber er schmeichelte seinem Stolz dadurch, daß er vor dem Großinquisitor die überlegenen Talente und sogar die außerordentliche Beredtsamkeit der Agenten, die er zu wählen wußte, glänzen ließ.

Es ist nicht zu leugnen, Demochares war zugleich erstaunt und enzückt wie ein gewandter Kenner, der ein Instrument trifft, das tadelloser und vollständiger ist, als diejenigen, deren er sich bis jetzt bedient hat.

Angestachelt durch diese hohe Gunst, wollte sich Lignières würdig zeigen und wurde wahrhaft schön.

Diese erste Zusammenkunft in der Ferté war in Wirklichkeit nicht sehr ernst," sagte er. „Es wurden darin nur ziemlich fade Dinge gethan und gesprochen, und ich mochte immerhin den Antrag machen, Seine Majestät vom Thron zu stürzen und die Constitution der Schweizer-Stände einzuführen, ich fand als Echo nur Beleidigungen. Man beschloß nur, provisorisch ein Gesuch an den König zu richten, um den Verfolgungen gegen die Religionsgenossen ein Ziel zu setzen, und um die Entlassung der Guisen, das Ministerium der Prinzen von Geblüt, und die unmittelbare Zusammenberufung der Generalstaaten zu fordern. Eine einfache Bittschrift, ein armseliges Resultat. Man hat sich jedoch gezählt und organisirt, und das ist etwas. Dann handelte es sich um die Ernennung der Chefs. So lange nur von den untergeordneten Chefs der Bezirke die Rede war, fand die Sache keine Schwierigkeit. Doch der allgemeine, der oberste Chef, das Haupt der Verschwörung, das machte Mühe! Herr von Coligny und der Prinz von Condé schlugen durch ihre Vertreter die gefährliche Ehre aus, die man ihnen dadurch, daß man sie als Haupt bezeichnete, er-

weisen wollte. Es wäre besser, sagte man in ihrem Namen, einen minder hoch gestellten Hugenotten zu bezeichnen, damit die Bewegung augenscheinlicher den Charakter eines volksthümlichen Unternehmers behielte. Ein guter Vorwand für die Dummköpfe! Sie begnügten sich damit, und nach vielen Debatten wählte man endlich Herrn de la Renaudie."

„La Renaudie!" wiederholte Demochares. „Ja, das ist in der That einer der eifrigen Anführer dieser Parpaillots. Ich kenne ihn als einen thatkräftigen und überzeugten Mann."

„Ihr werdet ihn bald als einen Catilina kennen lernen!" sagte Lignières.

„Oho!" machte der Polizeilieutenant. „Mir scheint, das heißt etwas übertreiben."

„Ihr sollt sehen, ob ich übertreibe," erwiederte der Spion. „Ich komme auf unsere zweite Versammlung, welche in Nantes am 5. dieses Monats stattgefunden hat."

„Ah! ah!" riefen gleichzeitig Demochares und Braguelonne.

Und Beide näherten sich Meister Lignières mit der größten Neugierde.

„Dort hat man sich nicht auf Reden beschränkt," sprach Lignières mit einer wichtigen Miene. „Hört. . . soll ich nach und nach Euren Herrlichkeiten die Umstände und Beweise im Einzelnen geben, oder soll ich rasch zu den Resultaten übergehen?" fügte der schlaue Bursche bei, als hätte er so lange als möglich seinen Besitz dieser zwei Seelen ausdehnen wollen.

„Thatsachen! Thatsachen!" rief der Polizeilieutenant voll Ungeduld.

„Hört also, und Ihr werdet schauern. Nach einigen Reden und unbedeutenden Präliminarien nahm la Renaudie das Wort und sprach im Wesentlichen Folgendes: „„Als im vorigen Jahr die Königin von Schottland die Geistlichen wollte in Stirling richten lassen,

da beschlossen alle Pfarrgenossen, ihnen in diese Stadt zu folgen, und obgleich sie unbewehrt waren, genügte doch diese große Bewegung, um die Königin einzuschüchtern und es dahin zu bringen, daß sie auf die Gewaltthat, welche sie beabsichtigte, Verzicht leistete. Ich schlage vor, daß wir in Frankreich dasselbe beginnen, daß eine große Menge von Religionsgenossen sich nach Blois begebe, wo der König in diesem Augenblick residirt, und dort ohne Waffen erscheine, um ihm eine Petition zu überreichen, in welcher er gebeten werden soll, die Verfolgungsedicte aufzuheben, den Reformirten die freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten und ihnen, da ihre nächtlichen und geheimen Zusammenkünfte verleumdet worden sind, zu erlauben, sich in Tempeln unter den Augen der Behörde zu versammeln.""

„Ei! das ist immer dasselbe," unterbrach ihn Demochares mit einer ärgerlichen Miene. „Friedliche und ehrfurchtsvolle Kundgebungen, welche auf nichts hinauslaufen. Bittschriften! Protestationen! Sind das die furchtbaren Neuigkeiten, die Ihr uns ankündigtet, Meister Lignières?"

„Wartet! wartet!" antwortete Lignières. „Ihr begreift, daß ich wie Ihr und mehr als Ihr über den unschuldigen Antrag von la Renaudie geschrieen habe. Worauf liefen diese gewichtlosen Schritte hinaus, worauf mußten sie hinauslaufen? Andere Protestanten sprachen sich in diesem Sinn aus. Entzückt hierüber, enthüllte nun la Renaudie den Grund seines Gedankens und verrieth den kühnen Plan, den er unter diesem demüthigen Anschein verbarg."

„Laßt diesen Plan hören," sagte Demochares wie ein Mensch, der geneigt ist, nicht über Geringes zu erstaunen.

„Ich glaube, es ist wohl der Mühe werth, ihn zu vereiteln," erwiederte Lignières. „Während die Aufmerksamkeit durch diese Menge schüchterner, unbewehrter Bittsteller abgelenkt sein wird, die sich flehend dem Throne

nähern, sollen fünfhundert Reiter und tausend Mann Fußvolk. — Ihr hört, meine Herren? — unter den entschlossensten, der Reform und den Prinzen ergebensten Edelleuten auserwählte fünfzehnhundert Mann sich aus den verschiedenen Provinzen unter dreißig Kapitänen versammeln, in der Stille auf verschiedenen Straßen gegen Blois vorrücken, mit Güte oder mit Gewalt in die Stadt eindringen, — ich sage mit Güte oder mit Gewalt, — den König, die Königin Mutter und die Herren von Guise aufheben, diese in Anklagestand setzen, ihre Gewalt den Prinzen von Geblüt übertragen, und endlich durch die Generalstaaten die einzuführende Form der Verwaltung bestimmen lassen. Das ist das Complott, meine Herren. Was sagt Ihr dazu? Ist es eine Kinderei? Soll man, ohne sich darum zu bekümmern, darüber weggehen? Bin ich endlich zu etwas gut oder zu nichts nütze?"

Triumphirend hielt er inne. Der Großinquisitor und der Polizeilieutenant schauten sich ganz erstaunt und äußerst unruhig an. Es trat eine ziemlich lange Pause ein, welche diese mit Betrachtungen aller Art füllten.

„Bei der heiligen Messe! das ist bewunderungswürdig! ich muß es gestehen," rief Demochares endlich.

„Sagt, es sei furchtbar," entgegnete Herr von Braguelonne.

„Das wird man sehen! man wird es sehen!" sprach der Großinquisitor, mit einer klugen Miene den Kopf schüttelnd.

„Ei! wir wissen nun die Pläne, welche dieser la Renaudie zugesteht," sagte Braguelonne; „doch es ist leicht zu errathen, daß man sich nicht allein hieran zu halten hat; daß sich die Herren von Guise vertheidigen, daß sie sich werden in Stücke hauen lassen, und wenn Seine Majestät dem Prinzen von Condé die Regierung anvertraut, so wird nur es durch Gewalt geschehen."

„Da wir aber davon unterrichtet sind!" versetzte Demochares. „Alles, was diese armen Parpaillots gegen uns zu thun beabsichtigen, wendet sich nun gegen sie, und sie fangen sich in ihrer eigenen Falle. Ich wette, daß der Herr Cardinal entzückt sein wird, und daß er diese Gelegenheit, mit seinen Feinden ein Ende zu machen, theuer bezahlt hätte."

„Gott gebe, daß er bis zum Ende entzückt sein möge!" sprach Herr von Braguelonne.

Und er wandte sich an Lignières, der ein kostbarer Mann, ein wichtiger Mann, ein Mann wurde, den man schonen mußte, und sagte:

„Ihr, Herr Marquis (der Elende war wirklich Marquis!), Ihr habt Seiner Majestät und dem Staat den wichtigsten Dienst geleistet und sollt, seid unbesorgt, würdig dafür belohnt werden!"

„Ja, meiner Treue," fügte Demochares bei, „Ihr verdient ein schönes Licht, mein Herr, und habt meine ganze Achtung! Auch Euch, Herr von Braguelonne mache ich meine aufrichtigen Complimente über die Wahl derjenigen, welche Ihr verwendet! Ah! Herr von Lignières ist berechtigt, auf meine höchste Werthschätzung zu zählen!"

„Das ist mir ein süßer Preis für das, was ich zu thun im Stande gewesen bin," erwiederte Herr von Lignières sich bescheiden verbeugend.

„Ihr wißt, daß wir nicht undankbar sind, Herr von Lignières," fuhr der Polizeilieutenant fort. „Doch Ihr habt nicht Alles gesagt? Hat man eine Zeit festgestellt, einen Sammelplatz bestimmt?"

„Man soll sich um Blois am 15. März versammeln," antwortete Lignières.

„Am 15. März, sagt Ihr!" rief Herr von Braguelonne. „Wir haben keine zwanzig Tage vor uns! Und der Herr Cardinal von Lothringen ist in Blois! Man braucht zwei Tage, um ihm die Sache zu melden und seine Befehle zu erhalten! Welche Verantwortlichkeit!"

„Aber welcher Triumph am Ende!“ bemerkte Demochares.

„Laßt hören, mein lieber Herr von Lignières, wißt Ihr die Namen der Anführer?“ fragte der Polizeilieutenant.

„Ja, ich habe sie aufgeschrieben.“

„Ein einziger Mann!“ rief Demochares voll Bewunderung. „Das söhnt mich wieder ein wenig mit der Menschheit aus.“

Lignières machte sein Wamms auf, zog ein kleines Papier hervor, entrollte dieses und las:

„Liste der Chefs mit den Namen der Provinzen, die sie zu leiten haben:

„Castelnau von Chalosses, Gascogne.

„Mazères, Bearn.

„Du Mesnil, Périgord.

„Maillé de Brézé, Poitou.

„La Chesnay, Maine.

„Sainte-Marie, Normandie.

„Coqueville, Picardie.

„Ferrières-Maligny, Ile-de-France und Champagne.

„Chateauvieux, Provence u. s. w.

„Ihr möget diese Liste nach Muße lesen und erläutern,“ sprach Lignières, indem er dem Polizeilieutenant das Verzeichniß des Verraths übergab.

„Das ist die Organisation des Bürgerkriegs,“ sagte Herr von Braguelonne.

„Und bemerkt wohl,“ fügte Lignières bei, „während diese Banden gegen Blois rücken, werden zu gleicher Zeit andere Chefs, in jeder Provinz, sich bereit halten, um jede Bewegung zu unterdrücken, die sich zu Gunsten der Herren von Guise kundgeben sollte.“

„Gut! wir werden sie Alle fassen wie in einem großen Netz!“ rief Demochares sich die Hände reibend. „Ei! wie niedergeschlagen seht Ihr aus, Herr von Braguelonne. Nach der ersten Bewegung des Erstaunens,

erkläre ich, daß es mir meinerseits sehr leid thäte, wenn dies Alles nicht so wäre"

„Aber Ihr seht doch, wie wenig uns Zeit bleibt!" sagte der Polizeilieutenant. „Wahrhaftig, mein lieber Lignières, ich möchte Euch um keinen Preis der Welt einen Vorwurf machen, aber seit dem 5. Februar hättet Ihr mich in Kenntniß setzen sollen."

„Konnte ich es?" entgegnete Lignières. „La Renaudie hatte mir wenigstens zwanzig Aufträge gegeben, welche von Nantes bis Paris zu besorgen waren. Abgesehen davon, daß ich auf diese Art kostbare Nachrichten sammeln konnte, hätte ich diese Aufträge verschiebend oder vernachlässigend Verdacht erregt; Euch einen Brief schreiben oder einen Boten schicken, hieß unsere Geheimnisse gefährden."

„Das ist richtig, und Ihr habt immer Recht," sagte Herr von Braguelonne. „Sprechen wir also nicht mehr von dem, was geschehen ist, sondern von dem, was wir zu thun haben. Ihr habt uns nichts vom Prinzen von Condé gesagt? War er nicht mit Euch in Nantes?"

„Er war dort," erwiederte Lignières. „Doch er wünschte, ehe er einen Entschluß fassen würde, Chaudieu und den englischen Gesandten gesehen zu haben, und er sagte, er werde la Renaudie zu diesem Behufe nach Paris begleiten."

„Er wird also nach Paris kommen? La Renaudie wird also kommen?"

„Noch besser, sie müssen Beide schon eingetroffen sein," antwortete Lignières.

„Und wo wohnen sie?" fragte Herr von Braguelonne voll Eifer.

„Das weiß ich nicht. Wohl fragte ich auf eine ganz gleichgültige Weise, wo ich unsern Chef finden könnte, wenn ich ihm eine Mittheilung zu machen hätte; doch man hat mir nur einen Weg mittelbarer

Correspondenz bezeichnet. Ohne Zweifel will la Renaudie den Prinzen nicht gefährden."

„Es ist nicht zu leugnen', das ist sehr ärgerlich," bemerkte der Polizeilieutenant. „Wir hätten nothwendig ihre Spur bis an's Ende verfolgen müssen."

Meister Arpion trat in diesem Augenblick noch einmal mit seinem leichten, geheimnißvollen Fuß ein.

„Was gibt es, Arpion?" fragte Herr von Braguelonne ungeduldig. „Was Teufels! Ihr wißt wohl, daß wir mit etwas sehr Wichtigem beschäftigt sind."

„Ohne etwas nicht minder Wichtiges hätte ich mir auch nicht einzutreten erlaubt," antwortete Arpion.

„Sprecht, was gibt es? Sagt es geschwinde und zwar laut. Wir sind hier unter uns."

„Ein gewisser Pierre des Avenelles . . ." sagte Arpion.

Braguelonne, Demochares und Lignières unterbrachen Arpion durch einen Schrei:

„Pierre des Avenelles!"

„Es ist der Advocat der Rue des Marmousets, der gewöhnlich die Reformirten in Paris beherbergt," sagte Demochares.

„Auf dessen Haus ich schon längst mein Auge habe," fügte Braguelonne bei. „Doch der gute Mann ist klug und vorsichtig und vereitelt stets meine Wachsamkeit. Was will er, Arpion?"

„Auf der Stelle mit Monseigneur sprechen," erwiederte der Secretaire. „Er kam mir ganz bestürzt vor."

„Er kann nichts wissen," sagte Lignières eifersüchtig. „Ueberdies ist es ein ehrlicher Mann," fügte er mit verächtlichem Tone bei.

„Man wird das sehen! das wird man sehen!" rief der Großinquisitor.

„Arpion, führt diesen Mann sogleich ein," sprach Herr von Braguelonne.

„Sogleich, Monseigneur," erwiederte Arpion und ging hinaus.

„Verzeiht, mein lieber Marquis," fuhr Bragelonne sich an Lignières wendend fort, „dieser des Avenelles kennt Euch, und Euer unerwarteter Anblick könnte ihn beunruhigen. Habt also die Güte, so lange diese Unterredung dauert, im Cabinet von Arvion, dort hinten im Gang, zu verweilen. Ich lasse Euch rufen, sobald wir zu Ende sind. Ihr, Herr Großinquisitor, bleibt. Eure eindrucksvolle Gegenwart kann uns nur nützlich sein."

„Es sei, ich bleibe, um Euch zu dienen," sprach Demochares sehr zufrieden.

„Und ich entferne mich," versetzte Lignières. „Doch erinnert Euch dessen, was ich Euch sage; Ihr werdet aus diesem des Avenelles nichts Bedeutendes herausbringen. Ein armes Gehirn! ein furchtsamer, aber redlicher Geist! nichts von Werth! nichts von Werth!"

„Wir werden unser Möglichstes thun. Doch geht, geht, mein lieber Lignières! Unser Mann kommt."

Lignières hatte in der That kaum Zeit, zu entwischen. Es trat ein Mann ganz bleich und von einem Nervenzittern bewegt, geführt oder beinahe geschleppt von Meister Arpion, ein."

Dies war der Advocat Pierre des Avenelles, den wir das erste Mal mit Lignières in der Versammlung der Place Maubert gesehen haben, und der an jenem Abend, wenn man sich erinnert, mit seiner so muthig furchtsamen Rede den Sieg davon trug.

XVII.

Ein Angeber.

An dem Tag, wo wir ihn wiederfinden, war des Avenelles ganz und gar furchtsam und durchaus nicht muthig.

Nachdem er sich vor Demochares und Braguelonne bis auf den Boden verbeugt hatte, sagte er:

„Ich stehe ohne Zweifel vor dem Herrn Polizeilieutenant?“

„Und vor dem Herrn Großinquisitor des Glaubens,“ fügte Braguelonne auf Mouchy deutend bei.

„Oh! Jesus!“ rief der arme des Avenelles, wo möglich noch mehr erbleichend. „Meine gnädigsten Herren, Ihr erblickt in mir einen großen Verbrecher, ja einen zu großen Vebrecher. Darf ich auf Gnade hoffen? Ich weiß es nicht. Kann ein aufrichtiges Geständniß einen Fehler vermindern? An Eurer Milde ist es, zu antworten.“

Braguelonne sah sogleich, mit was für einem Menschen er es zu thun hatte.

„Gestehen genügt nicht,“ erwiederte er mit hartem Tone, „man muß wieder gut machen.“

„Oh! wenn ich es kann, werde ich es thnn, gnädigster Herr,“ stammelte des Avenelles.

„Ja,“ fuhr der Polizeilieutenant fort, „doch, um es zu thun, müßtet Ihr uns einen wesentlichen Dienst zu leisten, eine kostbare Kunde zu geben haben.“

„Ich werde bemüht sein, Euch eine solche zu geben.“

„Das wird schwierig sein, denn wir wissen Alles,“ bemerkte Braguelonne mit nachläßigem Tone.

„Wie, Ihr wißt . . .“

„Alles, und ich sage Euch zum Voraus, daß bei der Klemme, in die Ihr Euch gesteckt habt, Eure verspätete Reue kaum mehr Euren Kopf retten kann.“

„Meinen Kopf! o Himmel! mein Kopf ist in Gefahr? doch da ich gekommen bin . . .“

„Zu spät,“ entgegnete der unbeugsame Bragelonne. „Ihr könnt uns nicht mehr nützlich sein; und wir wissen zum Voraus, was Ihr uns zu entdecken habt.“

„Vielleicht!“ sagte des Avenelles. „Entschuldigt meine Frage: was wißt Ihr?“

„Vor Allem, daß Ihr einer von den verdammten Ketzern seid,“ sprach dazwischentretend Demochares mit einer Donnerstimme.

„Ach! ach! das ist nur zu wahr!“ erwiederte des Avenelles. „Ja, ich bin ein Reformirter. Warum? ich weiß es nicht. Aber ich werde abschwören, gnädigster Herr, wenn Ihr mir das Leben schenkt. Die Predigt hat zu viel Gefahren . . . ich kehre zur Messe zurück.“

„Das ist noch nicht Alles,“ fuhr Demochares fort, „Ihr beherbergt in Eurem Hause Hugenotten.“

„Man konnte nicht einen Einzigen bei einer von den Nachsuchungen entdecken,“ entgegnete rasch der Advocat.

„Ja,“ sagte Herr von Bragelonne, „Ihr habt ohne Zweifel in Eurem Hause einen geheimen Ausgang, einen verborgenen Gang, eine unbekannte Verbindung mit Außen. Doch dieser Tage reißen wir Euer Haus bis auf den letzten Stein nieder, und da muß sich wohl Euer Geheimniß offenbaren.“

„Ich werde es Euch selbst offenbaren,“ sagte der Advocat, „denn ich gestehe zu, ich habe zuweilen Religionsgenossen bei mir empfangen und beherbergt. Sie bezahlen gutes Kostgeld und die Prozesse tragen so wenig ein! Man muß doch leben! Aber das soll nicht mehr vorkommen, und wenn ich abschwöre, so wird es, denke

ich, keinem Hugenotten mehr einfallen, an meine Thüre zu klopfen."

„Ihr habt auch oft das Wort in der Versammlung der Protestanten genommen," fuhr Demochares fort.

„Ich bin Advocat," erwiederte des Avenelles. „Doch ich habe stets für die gemäßigten Entschließungen gesprochen. Ihr müßt das wissen, da Ihr Alles wißt . . ."

Hier wagte es des Avenelles, seine Augen zu den zwei unheilvollen Personen aufzuschlagen, und er fuhr dann fort:

„Doch verzeiht, mir scheint, Ihr wißt nicht Alles; denn Ihr sprecht nur von mir und schweigt über die allgemeinen Angelegenheiten der Partei, welche doch im Ganzen viel wichtiger sind . . . Ich sehe also mit Vergnügen, daß Ihr viele Dinge noch nicht wißt."

„Ihr täuscht Euch, und wir werden Euch das Gegentheil beweisen," erwiederte der Polizeilieutenant.

Demochares bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge auf seiner Hut sein.

„Ich verstehe Euch, Herr Großinquisitor," sagte Braguelonne. „Doch es ist keine Unvorsichtigkeit von mir, wenn ich diesem Herrn unser Spiel zeige, denn der Herr wird lange nicht mehr von hier wegkommen."

„Wie! ich werde lange nicht mehr von hier wegkommen?" rief des Avenelles voll Schrecken.

„Nein, gewiß nicht," erwiederte Braguelonne ganz ruhig. „Bildet Ihr Euch etwa ein, Ihr könntet unter dem Vorwand, uns Offenbarungen zu machen, ganz bequem hierher gehen und sehen, wie weit wir sind, und Euch von dem, was wir wissen, versichern, um das Ganze sodann Euren Genossen zu berichten? So geht es nicht, mein lieber Herr, und Ihr seid von diesem Augenblick an unser Gefangener."

„Gefangener!" wiederholte des Avenelles, Anfangs sehr erschrocken.

Dann aber, nach kurzer Ueberlegung, faßte er seinen

Entschluß. Unser Mann besaß, wie man sich erinnert, im höchsten Grade den Muth der Feigheit.

„Nun! das ist mir im Gegentheil lieber," rief er. „Ich bin mehr als bei mir in Sicherheit mitten unter allen diesen Complotten. Und da Ihr mich behaltet, Herr Polizeilieutenant, so werdet Ihr kein Bedenken mehr tragen, mir gefälligst einige von meinen ehrfurchtsvollen Fragen zu beantworten. Meiner Ansicht nach seid Ihr nicht ganz so vollständig unterrichtet, als Ihr zu sein glaubt, und ich werde Gelegenheit finden, Euch durch eine nützliche Entdeckung meine Treue und Redlichkeit zu beweisen."

„Hm! ich zweifle daran," versetzte Herr von Braguelonne.

„Was wißt Ihr vor Allem von unseren letzten Versammlungen, Monseigneur?" fragte der Advocat.

„Sprecht Ihr von der in Nantes?" sagte der Polizeilieutenant.

„Aje! Ihr wißt das? Nun, ja, ich meine die in Nantes. Was ist dort vorgefallen?"

„Spielt Ihr auf die Verschwörung an, die man dort gebildet hat?" sagte Herr von Braguelonne.

„Ah! ja, und ich sehe, daß ich Euch hierüber nicht viel werde mitzutheilen haben," erwiederte des Avenelles. „Was beabsichtigt diese Verschwörung? . . ."

„Den König in Blois aufzuheben, mit Gewalt die Prinzen an die Stellen der Herren von Guise zu setzen, die Stände zusammenzuberufen u. s. w. Dies Alles ist eine alte Geschichte, mein lieber Herr des Avenelles, und datirt schon vom 5. Februar."

„Und die Verschworenen glauben sich ihres Geheimnisses so sicher!" rief der Advocat. „Sie sind verloren, und ich auch . . . denn ohne Zweifel kennt Ihr die Häupter des Complottes?"

„Die verborgenen und die offenbaren Häupter. Die verborgenen Häupter sind der Prinz von Condé und der Admiral. Die offenbaren Häupter sind la Renaudie

Castelnau, Mazères . . . Doch die Aufzählung wäre zu lang. Seht, hier ist die Liste ihrer Namen und die der Provinzen, welche sie aufwiegeln sollen."

„Barmherzigkeit! wie geschickt ist die Polizei und welche Narren sind die Verschwörer!" rief des Avenelles. „Werde ich Euch denn kein Wörtchen mitzutheilen haben? Der Prinz von Condé und la Renaudie, Ihr wißt, wo sie sind?"

„Mit einander in Paris."

„Das ist furchtbar, und ich habe nur meine Seele Gott zu empfehlen; doch ich bitte, noch ein Wort: wo sind sie in Paris?"

Herr von Braguelonne antwortete nicht sogleich, aber er schien mit seinem klaren, durchdringenden Blick die Seele und die Augen von des Avenelles ergründen zu wollen.

Kaum athmend, wiederholte dieser seine Frage:

„Wißt Ihr, wo in Paris der Prinz von Condé und la Renaudie sind, gnädiger Herr?"

„Wir werden sie ohne Mühe finden," antwortete Herr von Braguelonne.

„Aber Ihr habt sie noch nicht gefunden!" rief des Avenelles entzückt. „Ah! Gott sei gelobt! ich kann noch meine Begnadigung verdienen. Ich weiß, wo sie sind, Monseigneur!"

Das Auge von Demochares funkelte, doch der Polizeilieutenant verbarg seine Freude.

„Wo sind sie denn?" sagte er mit dem allergleichgültigsten Tone.

„Bei mir, meine Herren, bei mir!" antwortete stolz der Advocat.

„Ich wußte es," sprach ganz ruhig Herr von Braguelonne.

„Was! wie! Ihr wußtet das auch?" rief des Avenelles erbleichend.

„Allerdings! . . . doch ich wollte Euch auf die Probe stellen, ich wollte sehen, ob Ihr glaubwürdig wäret.

Es ist gut! ich bin mit Euch zufrieden. Euer Fall war wenigstens sehr ernst, Ihr habt so großen Verbrechern Zuflucht gegeben!“

„Ihr habt Euch ebenso strafbar gemacht als sie,“ sprach Demochares mit wichtiger Miene.

„Oh! redet nicht so, Monseigneur,“ erwiederte des Avenelles. „Ich vermuthete wohl, welchen Gefahren ich ausgesetzt war. Seitdem ich die schrecklichen Pläne meiner zwei Gäste kenne, lebe ich auch nicht mehr. Doch ich kenne sie erst seit drei Tagen; erst seit drei Tagen, das schwöre ich Euch. Ihr müßt wissen, daß ich nicht bei der Versammlung in Nantes war. Als der Prinz von Condé und la Renaudie am Anfang dieser Woche bei mir ankamen, glaubte ich wohl Hugenotten bei mir aufzunehmen, aber nicht Verschwörer. Ich habe einen Abscheu vor den Verschwörern und den Verschwörungen. Sie sagten mir Anfangs nichts, und das verarge ich ihnen. Es ist sehr schlimm, so ohne daß er etwas weiß, einen armen Menschen, der ihnen immer nur Dienste geleistet hat, der Gefahr auszusetzen. Doch diese hohen Personen machen es nie anders.“

„Wie?“ versetzte Herr von Braguelonne, der sich als eine sehr hohe Person betrachtete.

„Ich spreche von den hohen Personen der Reformation,“ sagte eiligst der Advocat. „Anfangs verbargen sie mir also Alles; doch sie flüsterten den ganzen Tag zusammen; sie schrieben den Tag und die Nacht, sie empfingen jede Minute Besuche. Ich lauerte, ich horchte, kurz ich errieth den Anfang, so daß sie genöthigt waren, mir das Ende zu gestehen, ihre Versammlung in Nantes, ihre große Verschwörung, Alles endlich, was Ihr schon wißt, und was sie so gut verborgen glauben; doch seit dieser Enthüllung schlafe ich, esse ich, lebe ich nicht mehr. So oft Jemand bei mir eintritt, und Gott weiß, wie oft dies geschieht! bilde ich mir ein, man komme, um mich zu holen und vor den Richter zu schleppen. In den mir spärlich zugemessenen Augenblicken eines

fieberhaften Schlafes, träume ich in der Nacht nur von Tribunalen, Schaffoten und Henkern. Und ich erwache in kaltem Schweiß gebadet, um die Gefahren, denen ich preisgegeben bin, zu berechnen, vorherzusehen, zu ermessen."

„Die Gefahren, denen Ihr preisgegeben seid?" sagte Herr von Braguelonne. „Zuerst das Gefängniß..."

„Sodann die Folter," sprach Demochares.

„Ferner das Hängen," fügte der Polizeilieutenant bei.

„Vielleicht der Scheiterhaufen," fuhr der Großinquisitor fort.

„Ja sogar, je nach den Umständen, das Rad," sprach Herr von Braguelonne, um durch einen Haupteffect zu endigen.

„Eingekerkert! gefoltert! gehenkt! verbrannt! gerädert!" rief bei jedem Wort Meister des Avenelles, als ob er jede dieser Strafen, die man ihm aufzählte, ausgestanden hätte.

„Was Teufels! Ihr seid Advocat, Ihr kennt das Gesetz," sprach Herr von Braguelonne.

„Ich kenne es nur zu gut," rief des Avenelles. „Nach einem dreitägigen Todeskampf konnte ich es auch nicht mehr länger aushalten; ich fühlte wohl, ein solches Geheimniß wäre eine zu schwere Bürde für meine Verantwortlichkeit, und ich kam, um sie in Eure Hände niederzulegen, Herr Polizeilieutenant."

„Das war das Sicherste," sagte Herr von Braguelonne, „und obgleich uns Eure Angabe nicht viel nützt, wie Ihr seht, werden wir doch auf Euren guten Willen Rücksicht nehmen."

Er besprach sich einige Minuten leise mit Mouchy, der ihn, nicht ohne eine gewisse Mühe, zu einem gewissen Entschluß zu bringen schien.

„Vor Allem," sagte flehend des Avenelles, „vor Allem bitte ich Euch, habt die Gnade, meinen Abfall gegen meine ehemaligen ... Genossen nicht zu verrathen, denn leider könnten diejenigen, welche den Präsi-

denten Minard ermordet haben, auch mir einen schlimmen Streich spielen."

„Wir werden das Geheimniß bewahren," erwiederte der Polizeilieutenant.

„Doch Ihr wollt mich in jedem Fall als Gefangenen zurückbehalten?" fragte des Avenelles mit demüthiger und ängstlicher Miene.

„Nein, Ihr könnt auf der Stelle frei nach Hause zurückkehren," antwortete Braguelonne.

„Wahrhaftig?" rief der Advocat. „Ihr werdet also meine Gäste festnehmen lassen, wie ich sehe?"

„Ebensowenig. Sie werden frei bleiben wie Ihr."

„Wie so?" fragte des Avenelles ganz erstaunt.

„Hört mich und prägt Euch meine Worte wohl ein," sprach Herr von Braguelonne mit gewichtigem Tone. „Ihr kehrt ohne Verzug nach Hause zurück, es könnte sonst eine zu lange Abwesenheit Verdacht erregen. Euren Gästen sagt Ihr nicht ein Wort von Euren Befürchtungen und Geheimnissen. Ihr handelt und laßt sie handeln, als ob Ihr heute nicht in dieses Cabinet gekommen wäret. Versteht Ihr mich wohl? Verhindert nichts und wundert Euch über nichts. Laßt nur machen."

„Das ist leicht," sagte des Avenelles.

„Nur," fügte Herr von Braguelonne bei, „nur, wenn wir irgend eine Auskunft nöthig haben, werden wir sie Euch geben lassen oder Euch hierherberufen, und Ihr werdet Euch beständig zu unserer Verfügung halten. Wird ein Einschreiten in Eurem Hause für nöthig erachtet, so habt Ihr Beistand zu leisten."

„Da ich einmal angefangen habe, so werde ich auch endigen," sprach des Avenelles mit einem Seufzer.

„Es ist gut. Nur noch ein einziges Wort zum Schluß. Gehen die Dinge so, daß wir dadurch den Beweis erhalten, Ihr habet diesen sehr einfachen Instructionen gehorcht, so sollt Ihr begnadigt werden. Können wir aber vermuthen, daß Euch die geringste

Indiscretion entschlüpft ist, so sollt Ihr zuerst und am Grausamsten bestraft werden."

„Man läßt Euch, bei Unserer Lieben Frau! am kleinen Feuer rösten!" sprach Demochares mit seinem tiefen, düsteren Ton.

„Doch! . . ." wollte der bebende Advocat sagen.

„Schon genug," rief Braguelonne. „Ihr habt gehört. Erinnert Euch. Auf Wiedersehen."

Er machte mit der Hand ein gebieterisches Zeichen. Der allzu kluge Advocat entfernte sich, zugleich erleichtert und bedrückt.

Nach seinem Abgang schwiegen der Polizeilieutenant und der Großinquisitor einen Augenblick.

„Ihr habt es gewollt, ich habe nachgegeben," sagte der erstere endlich. „Doch ich gestehe, daß mir Zweifel über diese Art des Verfahrens bleiben."

„Nein, es ist so Alles gut!" erwiederte Demochares; „diese Sache muß ihren Lauf haben, sage ich Euch, und zu diesem Ende war es das Wichtigste, keinen Verdacht bei den Verschworenen zu erregen. Sie sollen sich des Geheimnisses sicher glauben und handeln. Sie bilden sich ein, sie gehen in der Finsterniß, und wir folgen allen ihren Bewegungen am hellen Tag. Das ist herrlich! eine solche Gelegenheit, durch einen großen Schlag die Ketzerei niederzuschmettern, dürfte sich in zwanzig Jahren nicht bieten. Und ich kenne hierüber die Ansichten Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Lothringen."

„Besser als ich, das ist wahr," sprach Herr von Braguelonne. „Was haben wir indessen noch zu thun?"

„Ihr," antwortete Demochares, „Ihr bleibt in Paris, Ihr überwacht durch Lignières und des Avenelles Eure zwei Häupter der Verschwörung. Ich reise in einer Stunde nach Blois ab und setze die Herren von Guise in Kenntniß. Der Cardinal wird Anfangs ein wenig Angst haben, doch der Balafré ist bei ihm, um ihn zu beruhigen, und bei näherer Erwägung wird er entzückt sein. Es ist die Sache von diesen Beiden,

in vierzehn Tagen geräuschlos um den König alle Kräfte, über die sie verfügen können, zu sammeln. Unsere Hugenotten sollen indessen keine Ahnung haben. Sie werden mit einander oder einer nach dem andern in die Falle kommen, die man ihnen gestellt hat, diese blinden Staaren, und sie sind unser! wir haben sie! allgemeine Schlächterei!"

Der Großinquisitor ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und rieb sich freudig die Hände.

„Gott wolle nur," sagte Herr von Braguelonne, „daß nicht ein unvorhergesehener Umschlag diesen herrlichen Plan zu nichte macht."

„Unmöglich!" rief Demochares, „allgemeine Schlächterei! Wir haben sie! Laßt gefälligst Lignières zurückkommen, damit er uns die Nachrichten vollends mittheilt, die ich dem Cardinal von Lothringen melden werde; doch ich halte die Ketzerei schon für todt. Allgemeines Schlachten!"

XVIII.

König und Königin Kinder.

Wenn wir im Geiste zwei Tage und vierzig Meilen überspringen, sind wir am 27. Februar in dem glänzenden Schloß Blois, wo der Hof für den Augenblick versammelt war.

Es hatte am vorhergehenden Tag ein großes Fest mit Lustbarkeiten aller Art im Schloß stattgefunden, ein Fest, angeordnet von Antoine von Baif, dem Dichter, mit Kampfspielen, Balleten und Allegorien, so daß an diesem Morgen der junge König und seine kleine Köni-

gin, zu deren Unterhaltung man das Fest gegeben hatte, später als gewöhnlich und noch ein wenig müde von ihren Vergnügungen aufstanden.

Zum Glück war kein Empfang angekündigt, und sie konnten, um auszuruhen, nach Muße mit einander über die schönen Dinge plaudern, die sie bewundert hatten.

„Ich," sagte Maria Stuart, „ich habe die Belustigung äußerst schön und seltsam gefunden."

„Ja," erwiederte Franz II., „besonders die Ballete und die gespielten Scenen. Doch ich muß gestehen, die Sonnete, die Madrigale kamen mir etwas gedehnt vor."

„Wie!" rief Maria Stuart, „ich versichere Euch, sie waren sehr artig und geistreich."

„Aber gestehe, mein Herzchen, fortwährend zu lobrednerisch. Siehst Du, es ist nicht belustigend, sich so ganze Stunden lang loben zu hören, und ich dachte mir gestern Abend, der gute Gott im Paradies müßte zuweilen Augenblicke der Ungeduld haben. Füge dem bei, daß diese Herren, besonders Baif und Maisonfleur, in ihren Reden viele lateinische Worte einstreuen, die ich nicht immer verstehe."

„Aber das sieht sehr gut aus," entgegnete Maria. „Das ist eine Weise, die den gelehrten Mann und ausgesuchten Geschmack bezeichnet."

„Ah! Du bist eine Gelehrte, Maria!" versetzte seufzend der junge König; „Du machst Verse und verstehst das Lateinische, bei dem ich nie recht anbeißen konnte."

„Das Wissen ist das Loos und die Unterhaltung von uns Frauen, wie von Euch Männern und Fürsten die Thätigkeit und das Befehlen."

„Gleichviel!" sagte Franz II., „ich möchte, namentlich um Dir in etwas gleichzukommen, nur so unterrichtet sein, wie mein Bruder Karl."

„Ah! was unsern Bruder Karl betrifft," unterbrach ihn Maria, „habt Ihr ihn gestern in seiner Rolle der

Allegorie der durch die drei göttlichen Tugenden verbotenen Religion gesehen?"

„Ja," sagte der König, „er machte einen von den Rittern, welche die Tugenden darstellten, die Nächstenliebe, glaube ich."

„So ist es. Habt Ihr gesehen, Sire, mit welcher Wuth er der Ketzerei den Kopf abschlug?"

„Ja, wahrhaftig, als sie mitten unter die Flammen auf dem Schlangenleib vorrückte . . . Es ist wahr, Karl war außer sich."

„Und sagt mir, mein süßer Sire," sprach die Königin, „kam es Euch nicht vor, als gleiche dieser Kopf der Ketzerei irgend Jemand?"

„Wahrhaftig," erwiederte Franz II., „ich glaubte Anfangs, ich täusche mich, aber er hatte sicherlich das Aussehen von Herrn von Coligny, nicht wahr?"

„Sagt, es sei der Herr Admiral Zug für Zug gewesen."

„Und alle diese Teufel, die ihn holten!"

„Und die Freude unseres Oheims des Cardinals!"

„Und das Lächeln meiner Mutter!"

„Es war beinahe furchtbar!" sprach die junge Königin. „Doch es ist nicht zu leugnen, Franz, sie war gestern wieder sehr schön, Eure Mutter, in ihrem Kleide von Goldstoff mit krausen Blumen und mit ihrem Schleier von lohrothem Crepe! ein herrlicher Anzug!"

„Ja, mein Herzchen, ich habe auch für Dich ein ähnliches Kleid in Konstantinopel durch Herrn von Grandchamp bestellt, und Du sollst einen Schleier von römischer Gaze, dem meiner Mutter ähnlich, haben."

„Ich danke, mein artiger König, ich danke! Ich beneide gewiß nicht um ihr Loos unsere Schwester Elisabeth von Spanien, welche, wie man sagt, nie zweimal dasselbe Kleid anzieht. Doch ich möchte nicht gern, daß irgend eine Frau in Frankreich, und wäre es Eure Mutter, Euch besonders besser geputzt vorkäme als ich."

„Ei! was ist Dir im Grunde daran gelegen?"

sagte der König, „wirst Du nicht immer die Schönste sein?"

„Es hat gestern kaum so geschienen," entgegnete Maria schmollend, „denn nach dem Fackeltanz, den ich ausführte, sagtet Ihr mir kein Wort: ich muß glauben, daß er Euch nicht gefallen hat."

„Doch, doch!" rief Franz. „Aber, guter Gott! was hätte ich neben allen diesen Schöngeistern sagen sollen, die Dir in Prosa und in Versen den Hof machten. Dubellay behauptete, Du brauchest keine Fackel wie die anderen Damen, und es sei schon genug mit Deinen zwei Augen. Maisonfleur erschrak über die Gefahr der zwei lebendigen Lichter Deiner Augensterne, welche nicht erlöschen und den ganzen Saal entzünden könnten. Ronsard fügte bei, die zwei Gestirne Deiner Blicke müßten die Nacht in der Finsterniß und den Tag im Sonnenschein erleuchten. Sollte ich nun nach dieser Poesie kommen und Dir ganz einfach sagen, ich habe Dich und Deinen Tanz reizend gefunden?"

„Und warum nicht?" erwiederte Maria; „dieses einfache Wort hätte mich mehr erfreut, als alle ihre Abgeschmacktheiten."

„Wohl, ich sage Dir das Wort diesen Morgen, mein Liebchen, und zwar von ganzem Herzen; denn dieser Tanz ist vollkommen, und ließ mich beinahe die spanische Pavana und die Pazzemeni der Italiener vergessen, die Du so göttlich mit der armen Elisabeth getanzt hast. Was Du thust, ist immer besser gethan, als das, was die Andern thun. Du bist die Schönste der Schönen, und die hübschesten Frauen sehen neben Dir immer wie Kammerjungfern aus. Ja, in Deiner königlichen Tracht, wie in diesem einfachen Morgenkleide bist Du immer meine Königin und meine Liebe. Ich sehe nur Dich! ich liebe nur Dich!"

„Mein theures Herz!"

„Meine Angebetete!"

„Mein Leben!"

„Mein höchstes Gut! Siehe, hättest Du nur das Häubchen einer Bäuerin, ich würde Dich inniger lieben, als alle Königinnen der Erde."

„Und ich," sagte Maria, „wärest Du auch nur ein einfacher Page, so besäßest Du doch immerhin mein Herz."

„O Gott! wie liebe ich es, meine Finger in diese so sanften, so blonden, so feinen Haare zu tauchen, sie zu vermengen, zu verwirren! Ich begreife es wohl, daß Dich Deine Damen oft bitten, diesen so runden und so weißen Hals, diese so anmuthigen und fleischigen Arme küssen zu dürfen. Erlaube es ihnen jedoch nicht mehr, Maria."

„Und warum nicht?"

„Ich bin eifersüchtig."

„Kind!" versetzte Maria mit einer anbetungswürdigen Kindergeberde.

„Ah! höre," rief Franz voll Leidenschaft, „müßte ich auf meine Krone, oder auf Maria verzichten, meine Wahl wäre bald getroffen."

„Welche Thorheit!" entgegnete die junge Königin. „Kann man auf die Krone von Frankreich, die schönste von allen nach der des Himmels, verzichten?"

„Bei dem, was sie auf meiner Stirne thut! . . ." sagte Franz mit einem halb heiteren, halb schwermüthigen Lächeln.

„Wie!" rief Maria: „doch ich vergaß, daß wir ein Geschäft abzumachen haben, eine Angelegenheit von großem Belang, die uns mein Oheim von Lothringen zugeschickt hat."

„Oho!" rief der König, „das geschieht ihm nicht oft."

„Er beauftragt uns, die Farben der Uniform unserer Schweizer-Garden zu bestimmen."

„Das ist ein Zeichen des Vertrauens, das uns ehrt. Beginnen wir also die Berathung, Madame;

was ist die Ansicht Eurer Majestät über diesen so schwierigen Gegenstand?"

„Oh! ich werde erst nach Euch sprechen, Sire."

„Ich denke, die Form der Kleider soll dieselbe bleiben; ein weites Wamms mit weiten Aermeln, dreifarbig geschlitzt, nicht wahr?"

„Ja, Sire. Doch welche Farben sollen dies sein? Das ist die Frage."

„Sie ist nicht leicht, doch Ihr unterstützt mich nicht, mein artiger Rath. Die erste Farbe? . . ."

„Das muß weiß sein," sagte Maria, „die Farbe von Frankreich."

„Dann wird die zweite die von Schottland sein, blau also," sprach der König.

„Gut! Doch die dritte?"

„Wenn das gelb wäre?"

„Oh! nein, das ist die Farbe von Spanien. Eher grün."

„Das ist die Farbe von Guise," versetzte der König.

„Wäre das ein Grund zum Ausschluß?" fragte Maria.

„Nein! doch würden diese drei Farben harmoniren?"

„Ein Gedanke!" rief Maria Stuart. „Nehmen wir Roth, die Farbe der Schweiz; das wird diese armen Leute ein wenig an ihr Vaterland erinnern."

„Ein Gedanke so vortrefflich wie Dein Herz, Maria," sprach der König. „Diese wichtige Angelegenheit ist somit glorreich beendigt. Uf! das hat ziemlich viel Mühe gekostet und die ernsten Dinge machen uns zum Glück weniger zu schaffen! Deine theuren Oheime, Maria, haben die Güte, für mich die ganze Last der Regierung zu übernehmen, das ist reizend! Sie schreiben und ich brauche nur zu unterzeichnen, zuweilen ohne zu lesen, so daß meine Krone auf meinem königlichen Stuhle hinreichend meine Stelle ersetzen würde, käme mich die Lust an . . . eine Reise zu machen."

„Wißt Ihr nicht, Sire, daß meine Oheime nie etwas

Anderes im Herzen tragen werden, als Euer Interesse und das von Frankreich?"

„Wie sollte ich das nicht wissen? Sie wiederholen es mir zu oft, als daß ich es vergessen könnte. Ah! es ist heute Sitzung des Rathes: wir werden den Herrn Cardinal von Lothringen mit seinen demüthigen Manieren und seinen übertriebenen Ehrfurchtsbezeigungen, die mich, ich muß es gestehen, nicht immer belustigen, kommen sehen, und ihn mit seiner sanften Stimme und bei jedem Worte sich verbeugend sagen hören: „„Sire, der Antrag, den ich Eurer Majestät vorlege, hat nur die Ehre Eurer Krone im Blick. Eure Majestät kann nicht an dem Eifer zweifeln, der uns für den Ruhm ihrer Regierung und die Wohlfahrt ihres Volkes beseelt. Sire, der Glanz des Thrones und der Kirche ist der einzige Zweck u. s. w. u. s. w.""

„Wie gut Ihr ihn nachahmt!" rief Maria lachend und in die Hände klatschend.

Doch mit einem ernsteren Tone fügte sie bei:

„Ihr müßt indessen nachsichtig und großmüthig sein, Franz. Glaubt Ihr denn, Eure Mutter, Frau Catharina von Medicis, mache mir viel Vergnügen, wenn sie mir mit ihrem stolzen, ernsten, bleichen Gesicht endlose Reden über meinen Putz, meine Leute und meine Equipagen hält? Hört Ihr sie nicht von hier aus mit gekniffenem Mund zu mir sagen: „„Meine Tochter, Ihr seid die Königin, ich bin heute nur die zweite Frau des Reiches; doch wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich verlangen, daß meine Frauen nie die Messe und ebenso wenig die Vesper und die Predigt versäumten. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich nicht blaßrothen Sammet tragen, weil dies eine zu wenig ernste Farbe ist. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich mein silber und taubenhalsfarbiges Kleid verändern lassen, weil es zu weit ausgeschnitten ist. Wenn ich an Eurem Platze wäre, würde ich nie selbst tanzen, sondern

mich darauf beschränken, daß ich Andern beim Tanzen zuschaute. Wenn ich an Eurem Platze wäre . . .""

„Oh!" rief der König, ein schallendes Gelächter aufschlagend, „wie ganz und gar ist das meine Mutter! Doch siehst Du, es ist nun einmal meine Mutter, und ich habe sie schon schwer genug dadurch beleidigt, daß ich ihr keinen Antheil an den Staatsangelegenheiten überlasse, welche Deine Oheime allein verwalten. Man muß ihr also etwas vergeben und mit Ehrerbietung ihr Schmählen aushalten. Ich meinerseits füge mich in die häßliche Vormundschaft des Cardinals von Lothringen einzig und allein, weil Du seine Nichte bist, hörst Du?"

„Ich danke, lieber Sire, ich danke für dieses Opfer," sagte Maria, den König küssend.

„Doch in der That," fuhr Franz fort, „es gibt Augenblicke, wo ich versucht bin, Alles bis auf den Titel eines Königs hinzugeben, wie ich schon die Gewalt hingegeben habe."

„Oh! was sagt Ihr da?" rief Maria Stuart.

„Ich sage, was ich fühle, Maria. Ah! wenn ich nicht, um Dein Gemahl zu sein, König von Frankreich sein müßte . . . Bedenke doch! ich habe nur die Feinde und den Zwang des Königthums. Der Letzte von unsern Unterthanen ist freier als ich. Wenn ich nicht ganz ärgerlich geworden wäre, hätten wir jedes ein abgesondertes Zimmer! Warum? weil man behauptete, das sei Gebrauch bei den Königen und Königinnen von Frankreich."

„Wie einfältig sind sie doch mit ihrem Gebrauch!" sagte Maria. „Nun! wir ändern den Gebrauch und führen einen neuen ein, der, Gott sei Dank! so viel werth ist, als der andere.

„Gewiß, Maria. Sage mir, weißt Du, was der geheime Wunsch ist, den ich seit langer Zeit hege?"

„Wahrlich, nein."

„Der, zu entweichen, zu entfliehen, für einige Zeit die Sorgen des Throns, Paris, Blois, Frankreich sogar

zu verlassen und wohin zu gehen? Ich weiß es nicht, doch fern von hier, um ein wenig wie die andern Menschen nach Bequemlichkeit zu athmen. Maria, sage mir, ob eine Reise von sechs Monaten, von einem Jahr, Dir nicht Vergnügen machen würde?"

„Oh! ich wäre entzückt darüber, mein vielgeliebter Sire," antwortete Maria, „für Euch besonders, dessen Gesundheit mich zuweilen beunruhigt, und der Ihr zu oft an dem ärgerlichen Kopfweh leidet. Die Luftveränderung, die Neuheit der Gegenstände, dies Alles würde Euch zerstreuen, würde Euch wohlthun. Oh! laßt uns reisen, laßt uns reisen! . . . Doch werden es der Cardinal und die Königin Mutter dulden?"

„Ei! im Ganzen bin ich der König, ich bin der Herr," sprach Franz II. „Das Reich ist friedlich und ruhig, und da man meinen Willen nicht braucht, um es zu regieren, so wird man auch meiner Gegenwart entbehren können. Maria, wir brechen wie die Schwalben vor dem Eintritt des Winters auf. Sprich, wohin willst Du gehen? Wenn wir unsere schottischen Staaten besuchen würden?"

„Wie! über das Meer fahren!" rief Maria. „Wie! mein Herzchen, in diese für Eure zarte Brust so gefährlichen Nebel gehen? Nein, da sind mir unsere lachende Touraine und dieses heitere Schloß von Blois noch lieber. Doch warum sollten wir nicht nach Spanien gehen und unsere Schwester Elisabeth besuchen?"

„Die Luft Spaniens ist den Königen von Frankreich nicht zuträglich," entgegnete Franz II.

„Italien also? dort ist immer schön Wetter, dort ist es immer warm. Blauer Himmel und blaues Meer! blühende Orangenbäume, Musik und Feste!"

„Angenommen, Italien!" rief der König heiter. „Wir werden die katholische Religion in ihrer Glorie, wir werden die schönen Kirchen und die heiligen Reliquien sehen."

„Und die Gemälde von Raphael, und Sanct Peter und den Vatican!"

„Wir bitten den Papst um seinen Segen und bringen viele Ablässe mit."

„Das wird reizend sein," rief die Königin, „und diesen Wunsch mit einander verwirklichen, geliebt, liebend, das Azur in unseren Herzen und über unsern Häuptern haben! . . ."

„Das Paradies!" rief Franz II. voll Begeisterung.

Während er aber, durch die bezaubernde Hoffnung gewiegt, dies ausrief, öffnete sich ungestüm die Thüre, und der Cardinal von Lothringen trat, den Huissier, der nicht einmal Zeit hatte, ihn zu melden, zurückschiebend ganz bleich und ganz athemlos in das königliche Gemach.

Ruhig, aber ebenso ernst, folgte der Herzog von Guise seinem Bruder in einiger Entfernung, und man hörte schon seinen gewichtigen Tritt im Vorzimmer durch die offen gebliebene Thüre schallen.

XIX.

Ende der Reise nach Italien.

„Nun, Herr Cardinal," sagte der junge König mit einer gewissen Lebhaftigkeit, „dürfte ich nicht einmal an diesem Ort einen Augenblick Muße und Freiheit haben?"

„Sire," antwortete Karl von Lothringen, „ich bedaure es, den von Eurer Majestät gegebenen Befehlen zuwider handeln zu müssen, doch die Angelegenheit, die

meinen Bruder und mich hierher führt, ist so wicht'g, daß sie keinen Verzug duldet."

In diesem Augenblick trat der Herzog von Guise ein, verbeugte sich stillschweigend vor dem König und der Königin und blieb stumm, unbeweglich, ernst, hinter seinem Bruder stehen."

„Sprecht also, ich höre Euch, mein Herr," sagte Franz zum Cardinal.

„Sire," erwiederte dieser, „es ist eine Verschwörung gegen Eure Majestät entdeckt worden; ihr Leben ist nicht mehr in Sicherheit im Schloß von Blois, und es ist nothwendig, es auf der Stelle zu verlassen."

„Eine Verschwörung? Blois verlassen! Was soll das bedeuten?"

„Das soll bedeuten, Sire, daß böse Menschen Eurer Majestät nach dem Leben und nach der Krone trachten."

„Wie!" sagte Franz, „sie trachten nach meinem Leben, während ich so jung bin, während ich seit gestern erst auf dem Throne sitze, während ich wissentlich und mit meinem Willen nie einem Menschen etwas zu Leide gethan habe! Wer sind diese Bösen, Herr Cardinal?"

„Wer sollte es sein, wenn nicht die verfluchten Hugenotten und Ketzer?" antwortete Karl von Lothringen.

„Abermals die Ketzer!" rief der König; „seid Ihr sicher, mein Herr, daß Ihr Euch nicht durch unbegründeten Verdacht gegen sie einnehmen laßt?"

„Ach! diesmal ist leider kein Grund zu zweifeln vorhanden," sprach der Cardinal.

Zu so ungelegener Zeit in seinen freudigen Träumen durch diese trostlose Wirklichkeit gestört, schien der König sehr ärgerlich zu sein; Maria war ganz bewegt durch ihre üble Laune, und der Cardinal ganz unruhig durch die Nachrichten, die er brachte. Der Balafré allein wartete ruhig und seiner Herr auf den Ausgang aller dieser Worte in einer unempfindlichen Haltung.

„Was habe ich denn meinem Volk gethan, daß es mich nicht liebt?“ fragte Franz unwillig.

„Ich glaube, ich sagte Eurer Majestät, daß die Aufrührer nur Hugenotten sind,“ erwiederte der Cardinal von Lothringen.

„Es sind aber nicht minder Franzosen,“ sprach der König. „Kurz, Herr Cardinal, ich habe Euch meine ganze Macht in der Hoffnung anvertraut, Ihr würdet ihr den Segen erwerben, und ich sehe um mich her nichts als Unruhen, Klagen und Unzufriedenheit.“

„Oh! Sire! Sire!“ sagte Maria Stuart im Tone des Vorwurfs.

Der Cardinal von Lothringen sprach mit einer gewissen Trockenheit:

„Sire, es wäre nicht gerecht, uns für das verantwortlich zu machen, was nur der unheilvollen Zeit zuzuschreiben ist.“

„Mein Herr,“ fuhr der junge König fort, „ich wünschte einmal den Grund der Dinge zu kennen, um, falls Ihr einst nicht mehr an meiner Seite wäret, zu wissen, ob es auf mich oder auf Euch abgesehen ist.“

„Oh! Eure Majestät!“ rief abermals Maria tief bewegt.

Franz II. hielt inne und machte es sich schon zum Vorwurf, daß er zu weit gegangen. Der Herzog von Guise offenbarte nicht die geringste Unruhe. Nach einem eisigen Stillschweigen sprach Karl von Lothringen mit der würdigen Miene eines ungerecht beleidigten Mannes:

„Sire, da wir zu unserem Schmerz unsere Bemühungen mißkannt oder fruchtlos sehen müssen, so bleibt uns als redlichen Unterthanen und ergebenen Verwandten nichts Anderes übrig, als uns zu entfernen, um den Platz Würdigeren oder Glücklicheren zu überlassen . . .“

Der König schwieg verlegen und der Cardinal fuhr nach einer Pause fort:

„Eure Majestät hat uns also nur zu sagen, in welche Hände wir unsere Aemter niederlegen sollen.

Was mich betrifft, so wird ohne Zweifel nichts leichter sein, als mich zu ersetzen, und Eure Majestät braucht nur zwischen dem Kanzler Olivier, dem Herrn Cardinal von Tournon und Herrn de l'Hopital zu wählen."

Maria Stuart verbarg ganz trostlos ihre Stirne in ihren Händen, und Franz II. hätte in seiner Reue gar zu gern seinen kindischen Zorn wieder gut gemacht, doch das hochmüthige Stillschweigen des großen Balafré schüchterte ihn ein.

„Aber," fuhr Karl von Lothringen fort, „aber die Stelle des Großmeisters und die Leitung der Kriegsangelegenheiten erfordern so seltene Talente und einen so hohen Ruf, daß ich nach meinem Bruder kaum zwei Männer finde, die darauf Anspruch machen könnten: Herr von Brissac vielleicht . . ."

„Oh! Brissac, stets ärgerlich, stets mürrisch," sagte der junge König, „das ist unmöglich."

„Und sodann," fuhr der Cardinal fort, „Herr von Montmorency, der in Ermangelung ersprießlicher Eigenschaften wenigstens Ruf hat."

„Ei!" entgegnete Franz, „der Herr Connetable ist zu alt für mich, und er hat einst den Dauphin zu leicht behandelt, um dem König heute ehrfurchtsvoll zu dienen. Doch, Herr Cardinal, warum übergeht Ihr meine andern Verwandten, die Prinzen von Geblüt, den Prinzen Condé zum Beispiel?"

„Sire," sagte der Cardinal, „mit Bedauren melde ich es Eurer Majestät: unter den Namen der geheimen Häupter der erwähnten Verschwörung ist der erste der des Herrn Prinzen von Condé."

„Ist das möglich?" rief der junge König ganz erstaunt.

„Sire, es ist gewiß."

„Das Complott gegen den Staat ist also sehr ernst?"

„Sire, es ist beinahe eine Empörung," antwortete der Cardinal, „und da Eure Majestät meinen Bruder

und mich der furchtbarsten Verantwortlichkeit überhebt, welche je auf uns lastete, so heischt es meine Pflicht, sie zu bitten, so bald als möglich unsere Nachfolger zu ernennen, denn die Reformirten werden in einigen Tagen unter den Mauern von Blois sein."

„Was sagt Ihr da, mein Oheim?" rief Maria erschrocken.

„Die Wahrheit, Madame."

„Und die Rebellen sind zahlreich?" fragte der König.

„Sire, man spricht von zweitausend Mann," sagte der Cardinal. „Meldungen, die ich nicht glauben konnte, ehe ich von Paris durch Herrn von Mouchy Nachricht von der Verschwörung erhalten hatte, signalisirten schon ihre Vorhut bei la Carrelière . . . Sire, Herr von Guise und ich, wir werden also . . ."

„Wie!" rief Franz lebhaft, „in einer solchen Gefahr würdet Ihr mich Beide verlassen?"

„Sire, ich glaubte zu verstehen, dies sei der Wille Eurer Majestät," sagte Karl von Lothringen.

„Was wollt Ihr? Ich bin so traurig, wenn ich sehe, daß Ihr mir Feinde macht . . . daß ich Feinde habe! . . . Doch sprechen wir nicht mehr hievon, mein Oheim, und nennt mir lieber die einzelnen Umstände dieses frechen Unternehmens der Empörer. Was gedenkt Ihr zu thun, um ihm zu begegnen?"

„Verzeiht, Sire," erwiederte der Cardinal noch gereizt, „nach dem, was mir Eure Majestät zu verstehen gegeben hat, kam es mir vor, als ob Andere . . ."

„Ei! lieber Oheim, ich bitte Euch," sprecht nicht mehr von diesem Ausbruch einer Lebhaftigkeit, die ich beklage. Was kann ich mehr sagen? Soll ich mich entschuldigen und um Verzeihung bitten?"

„Oh! Sire," rief Karl von Lothringen, „sobald uns Eure Majestät ihr kostbares Vertrauen wieder schenkt . . ."

„Völlig und von ganzem Herzen," fügte der König, dem Cardinal seine Hand reichend, bei.

„Das heißt viel Zeit verlieren," sagte der Herzog von Guise mit ernstem Tone.

Dies war das erste Wort, das er seit dem Anfang der Unterredung gesprochen hatte.

Dann trat er vor, als ob das, was bis dahin vorgefallen, nur unbedeutende Präliminarien, nur ein langweiliger Prolog, wobei er dem Cardinal die Hauptrolle überlassen, gewesen wären. Nun aber, da diese knabenhaften Debatten erschöpft waren, nahm er laut das Wort und die Initiative und sprach:

„Sire, hört, um was es sich handelt: zweitausend Empörer werden, befehligt vom Baron la Renaudie und unter der Hand unterstützt vom Prinzen von Condé, dieser Tage von Poitou, von Bearn und andern Provinzen herabkommen und Blois zu überrumpeln und Eure Majestät zu entführen suchen."

Franz machte eine Bewegung des Erstaunens und der Entrüstung.

„Den König entführen!" rief Maria Stuart.

„Und Euch mit ihm," fuhr der Balafré fort; „doch seid unbesorgt, wir wachen über Euren Majestäten."

„Welche Maßregeln wollt Ihr nehmen?" fragte der König.

„Wir haben erst seit einer Stunde Nachricht," antwortete der Herzog von Guise; „doch vor Allem, Sire, hat man Eure geheiligte Person zu sichern. Ihr müßt also schon heute diese offene Stadt Blois und ihr unvertheidigtes Schloß verlassen, um Euch nach Amboise zurückzuziehen, dessen befestigtes Schloß Euch vor einem Handstreich schützt."

„Wie!" rief die Königin, „wir sollten uns in dem abscheulichen Schloß von Amboise einsperren, das so hoch genistet, so düster und traurig ist!"

„Kind!" sagte der Balafré zu seiner Nichte, wenn nicht mit dem Wort, doch wenigstens mit seinem strengen Blick.

Er erwiederte nur:

„Madame, es muß sein."

„Wir werden also vor diesen Rebellen fliehen?" rief der junge König ganz bebend vor Zorn.

„Sire," erwiederte der Herzog von Guise, „man flieht nicht vor einem Feind, der uns noch nicht angegriffen, der uns nicht einmal den Krieg erklärt hat. Die Leute nehmen an, wir wissen nichts von den strafbaren Plänen dieser Meuterer."

„Aber wir wissen es doch," entgegnete Franz.

„Eure Majestät wolle die Gnade haben, sich in Ehrenfragen auf mich zu verlassen," erwiederte Franz von Lothringen. „Wir vermeiden den Kampf nur, um ein anderes Schlachtfeld zu wählen, und ich hoffe, die Rebellen werden sich wohl die Mühe geben, uns bis Amboise zu folgen."

„Warum sagt Ihr, Ihr hofft es?" fragte der König.

„Warum?" sprach der Balafré mit seinem stolzen Lächeln, „weil es eine Gelegenheit sein wird, um einmal für allemal mit den Ketzern und der Ketzerei ein Ende zu machen; weil es Zeit ist, sie anders als in Dichtungen und Allegorien zu schlagen, weil ich zwei Finger von meiner Hand . . . von meiner linken Hand gegeben hätte, um, ohne ein Unrecht von unserer Seite, diesen entscheidenden Kampf herbeizuführen, den die Unklugen zu unserem Triumph hervorrufen."

„Ach!" sprach der König, „dieser Krieg ist darum nicht minder der Bürgerkrieg."

„Nehmen wir ihn an, um ihm ein Ende zu machen, Sire," sagte der Herzog von Guise. „Hört mit zwei Worten meinen Plan. Eure Majestät wolle sich erinnern, daß wir es hier nur mit Aufrührern zu thun haben. Abgesehen von diesem Aufbruch nach Blois, der

sie hoffentlich nicht zu sehr scheu machen wird, werden wir in Beziehung auf sie den Anschein der völligsten Sicherheit und Unwissenheit behaupten. Und wenn sie herankommen, um uns als Verräther zu überrumpeln, so überrumpeln wir sie und fangen sie in ihrer eigenen Falle. Es darf also entfernt nicht das Aussehen der Unruhe und der Flucht haben, das empfehle ich besonders Euch, Madame," sagte er, sich an Maria wendend. „Meine Befehle sollen gegeben und Eure Leute benachrichtigt werden, doch insgeheim. Außen vermuthe man nichts von unsern Vorkehrungen, von unseren Befürchtungen, und ich stehe für Alles."

„Und welche Stunde ist zum Aufbruch bestimmt?" fragte Franz mit einer gewissen traurigen Resignation.

„Sire, diesen Nachmittag um drei Uhr," sprach der Herzog von Guise, „ich habe zum Voraus die nöthigen Vorkehrungen treffen lassen."

„Wie! zum Voraus?"

„Ja, zum Voraus, Sire," antwortete der Balafré mit Festigkeit, „denn ich wußte zum Voraus, Eure Majestät würde dem Rathe der Vernunft und der Ehre beitreten."

„Gut also!" sprach mit einem schwachen Lächeln der unterjochte junge König, „wir werden um drei Uhr bereit sein, mein Herr, und haben alles Vertrauen zu Euch."

„Sire," erwiederte der Herzog, „ich danke für dieses Vertrauen und werde mich desselben würdig zeigen. Doch Eure Majestät entschuldige mich, unter solchen Umständen sind die Minuten gezählt, und ich habe zwanzig Briefe zu schreiben, hundert Aufträge zu geben. Mein Bruder und ich verabschieden uns also unterthänigst von Eurer Majestät."

Er verbeugte sich ziemlich kurz vor dem König und der Königin und ging mit dem Cardinal hinaus.

Franz und Maria schauten sich einen Augenblick stillschweigend und ganz betrübt an.

„Nun! mein Herzchen," sagte der König endlich, „und unsere geträumte schöne Reise nach Rom?"

„Sie beschränkt sich auf eine Flucht nach Amboise," erwiederte seufzend Maria.

In diesem Augenblick trat Madame Dayelle, die erste Kammerfrau der Königin, ein.

„Ist es denn wahr, was man uns sagt?" fragte sie nach den üblichen Verbeugungen. „Wir sollen sogleich aufbrechen und Blois verlassen, um nach Amboise zu ziehen?"

„Es ist nur zu wahr, meine gute Dayelle," antwortete Maria.

„Aber wißt Ihr denn auch, Madame, daß sich in jenem Schlosse nichts findet, gar nichts, nicht einmal ein Spiegel, der in gutem Zustande wäre?"

„Man muß also Alles von hier mitnehmen, Dayelle," sagte die Königin. „Schreibt sogleich eine Liste der unentbehrlichen Dinge; ich will sie Euch dictiren. Zuerst mein neues Kleid von carmoisinrothem Damast mit goldenen Posamenten . . ."

Und sie kehrte zum König zurück, der nachdenkend und traurig in der Fenstervertiefung stehen geblieben war, und sagte:

„Mein lieber Sire, begreift Ihr die Frechheit dieser Reformirten? Doch verzeiht, Ihr müßtet Euch auch mit den Gegenständen beschäftigen, die Ihr nöthig habt, um nicht unversehens überfallen zu werden."

„Nein," erwiederte Franz, „ich überlasse diese Sorge Aubert, meinem Kammerdiener. . . Ich denke nur an meinen Kummer."

„Glaubt Ihr, der meinige sei minder lebhaft?" fragte Maria. „Madame Dayelle schreibt: mein Kleid von weißem Damast mit silbernen Posamenten. Aber man muß vernünftig sein," fuhr sie, sich an den König wendend, fort, „man muß sich nicht dem aussetzen, daß man an den nothwendigsten Dingen Mangel leidet. . . Madame Dayelle, bemerkt meinen Nachtmantel von

Toile d'argent mit Luchs gefüttert... Nicht wahr, Sire, das alte Schloß von Amboise ist seit Jahrhunderten nicht mehr vom Hof bewohnt worden?"

„Ich glaube seit Karl VIII. hat kein König von Frankreich mehr als zwei bis drei Tage dort verweilt."

„Und wer weiß, ob wir nicht einen ganzen Monat dort bleiben müssen!" rief Maria. „Oh! die abscheulichen Hugenotten! Madame Dayelle, denkt Ihr, das Schlafzimmer sei wenigstens nicht gar zu kahl?"

„Madame," erwiederte die Kammerfrau, „das Sicherste wäre, zu thun, als ob wir gar nichts dort finden sollten."

„Bemerkt also diesen mit Gold eingefaßten Spiegel, diese Nachtlade von veilchenblauem Sammet, diesen haarigen Teppich, der um das Bett zu legen ist. Aber, Sire," sagte sie mit leiser Stimme, zum König zurückkehrend, „hat man je gesehen, daß Unterthanen so gegen ihren Herrn marschirt sind und ihn gleichsam aus seinem Hause vertrieben haben?"

„Ich glaube, nie, Maria," antwortete der König betrübt. „Man hat zuweilen gesehen, daß Halunken Widerstand gegen den Befehl des Königs geleistet haben, wie dies vor fünfzehn Jahren in Merindol und in la Cabrière der Fall war; . . . aber zuerst den König angreifen . . . ich muß gestehen, ich hätte mir das nie eingebildet."

„Oh! mein Oheim von Guise hat also Recht; wir vermöchten nicht zu viel Vorsichtsmaßregeln gegen diese wüthenden Rebellen zu nehmen. . . Und nun, Dayelle, fügt ein Dutzend Schuhe, Kopfkissen und zwölf Betttücher bei. . . Ist das Alles? . . . Ich glaube in der That, ich verliere den Verstand. Meine Liebe, bemerkt auch dieses sammetne Nadelkissen, diesen goldenen Handleuchter, diese goldene Haarnadel. . . Ich sehe nichts mehr."

„Nimmt Madame nicht ihren doppelten Schmuck von Edelsteinen mit?" fragte Madam Dayelle.

„Doch, doch! ich nehme ihn mit," rief Maria lebhaft. „Ließe ich ihn hier, so fiele er vielleicht in die Hände dieser Ungläubigen. Nicht wahr, Sire? Ich glaube wohl, daß ich ihn mitnehme."

„Die Vorsicht ist gut," sagte Franz mit einem unmerklichen Lächeln.

„Ich übergehe, wie mir scheint, nichts Wichtiges, meine liebe Dayelle?" fragte Maria, mit den Augen im Zimmer umher suchend.

„Madame denkt hoffentlich an ihre Gebetbücher?" fragte die Kammerfrau mit einer etwas gezwungenen Miene.

„Ach! Ihr erinnert mich daran!" rief Maria naiv. „Nehmt hauptsächlich die schönsten mit, das, welches mir mein Oheim, der Cardinal, geschenkt hat, und das von scharlachrothem Sammet mit goldenen Beschlägen. Madame Dayelle, ich empfehle dies Alles Eurer Fürsorge. Ihr seht, wie sehr wir, der König und ich, durch die harte Nothwendigkeit dieser Abreise in Anspruch genommen sind."

„Madame braucht meinen Eifer nicht anzuspornen," sagte die Kammerfrau. „Wie viel Kisten und Koffer soll ich bestellen, um dies Alles fortzuschaffen? Ich denke fünf werden genügen."

„Fordert sechs," antwortete die Königin. „Man muß sich bei so traurigen Nothwendigkeiten doch nicht zu sehr einschränken. Sechs, wohlverstanden, die für meine Damen nicht mit eingerechnet. Doch sie mögen selbst für sich sorgen, ich bin durchaus nicht in der Stimmung, mich mit solchen Einzelheiten zu beschäftigen. . . Es ist wahr, es geht mir wie Euch, Franz, ich muß immer an diese Hugenotten denken. . . Ach! Ihr könnt nun gehen, Madame Dayelle."

„Keinen Befehl für die Lackeien und Maulthiertreiber, Madame?"

„Sie sollen ganz einfach ihre Tuchkleider anziehen,"

sagte die Königin. „Geht, meine liebe Dayelle, geht geschwinde."

Dayelle verneigte sich und machte drei oder vier Schritte gegen die Thüre. Doch die Königin rief sie zurück und sprach:

„Dayelle, wenn ich sage, unsere Leute sollen nur ihre Tuchkleider anziehen, Ihr versteht, so meine ich damit für die Reise. Aber sie werden besorgt sein, ihre Saien*) von veilchenblauem Sammet und ihre veilchenblauen mit gelbem Sammet gefütterten Mäntel mitzunehmen, hört Ihr!"

„Schon gut, Madame. Madame hat nichts mehr zu befehlen?"

„Nichts mehr. Doch dies Alles soll eifrigst besorgt werden, wir haben nur noch bis drei Uhr Zeit. Und vergeßt die Mäntel der Lackeien nicht."

Diesmal ging Dayelle hinaus.

Dann aber wandte sich Maria gegen den König um und fragte:

„Nicht wahr, Sire, Ihr billigt meine Ansicht, was die Mäntel unserer Leute betrifft? Die Herren Reformirten werden uns doch wenigstens erlauben, daß wir den Dienern unseres Hauses ein anständiges Aussehen geben. Man darf auch das Königthum nicht zu sehr vor diesen Rebellen demüthigen! Ich hoffe sogar, Sire, daß wir noch Mittel finden werden, ihnen zum Trotze, in diesem Amboise, so abscheulich es ist, ein kleines Fest zu geben."

Franz schüttelte traurig den Kopf.

„Oh! verachtet diese Idee nicht," sprach Maria. „Es würde sie mehr einschüchtern, als man denkt, wenn wir ihnen zeigten, daß wir sie am Ende nicht fürchten. Ein Ball wäre unter diesen Umständen, ich scheue mich

*) Eine Art von militärischer Kleidung, welche am Gürtel befestigt ist und die Lenden bedeckt.

nicht, es zu sagen, vortreffliche Politik, wie selbst Eure Mutter, welche die Kluge spielt, keine bessere finden würde. Gleichviel! mein Herz ist darum nicht minder schmerzlich von dem Allem ergriffen, mein lieber, armer Sire. Ach! die schändlichen Reformirten!"

XX.

Zwei Aufforderungen.

Seit dem unseligen Tournier am 10. Juli hatte Gabriel ein ruhiges, zurückgezogenes, düsteres Leben geführt. Dieser Mann der Thatkraft und der Bewegung, dessen Tage einst so ausgefüllt und so leidenschaftlich gewesen waren, gefiel sich nun in der Einsamkeit und in der Vergessenheit.

Nie zeigte er sich bei Hofe, er sah keinen Freund, er verließ kaum sein Hotel, wo seine Stunden langsam, traurig, träumerisch zwischen seiner Amme Aloyse und dem Pagen André hingingen, der zu ihm zurückgekehrt war, als sich Diana von Castro plötzlich in das Kloster der Benedictinerinnen in Saint-Quentin geflüchtet hatte.

Noch jung, dem Alter nach, war Gabriel ein Greis durch den Schmerz.

Er erinnerte sich, er hoffte nicht mehr.

Wie oft während dieser Monate, welche länger dauerten als Jahre, beklagte er es, nicht todt zu sein. Wie oft fragte er sich, warum sich denn der Herzog von Guise und Maria Stuart zwischen ihn und den Zorn von Catharina von Medicis gestellt und ihm die

bittere Wohlthat des Lebens auferlegt haben! Was machte er in der That auf dieser Welt? Wozu war er nütze? War denn das Grab unfruchtbarer, als dieses Dasein, in welchem er ein Pflanzenleben führte, wenn man es überhaupt ein Dasein nennen konnte!

Es gab indessen auch Augenblicke, wo seine Jugend und seine Kraft sich in seinem Innern gegen ihn selbst empörten.

Da streckte er seine Arme aus, da erhob er seine Stirne, da schaute er sein Schwert an.

Und er fühlte unbestimmt, sein Leben sei noch nicht beendigt, es gebe für ihn noch eine Zukunft, und die heißen Stunden des Streites und vielleicht des Sieges würden früher oder später in seinem Schicksal wiederkehren.

Alles wohl betrachtet, sah er jedoch nur zwei Chancen, die ihn seinem wahren Leben, der Thätigkeit, zurückgeben konnten: den Krieg mit fremden Mächten oder die Religionsverfolgung.

Der Graf von Montgommery sagte sich, würden sich Frankreich und der König in einen neuen Krieg verwickelt sehen, wäre eine Eroberung zu versuchen oder ein Einfall zurückzuschlagen, so müßte sein jugendlicher Feuereifer ohne Mühe wiedererwachen, und es würde ihm süß sein, zu sterben, wie er gelebt: im Kampfe.

Und dann würde er gern so die unfreiwillig von ihm gegen den Herzog von Guise und gegen den jungen König Franz II. eingegangene Schuld bezahlen.

Gabriel dachte auch, es wäre schön, sein Leben als Zeugniß für die neuen Wahrheiten hinzugeben, von denen seine Seele in den letzten Zeiten erleuchtet worden war. Die Sache der Reformation nämlich, seiner Ansicht nach die Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit, war auch ohne Zweifel eine edle und heilige Sache.

Der junge Graf las beständig die Controversen- und Predigtbücher, welche damals im Ueberfluß er-

schienen. Er begeisterte sich für die großen, in herrlichen Worten von Luther, Melanchthon, Calvin, Theodor von Bèze und so vielen Andern enthüllten Grundsätze. Die Bücher aller dieser freien Denker verführten, überzeugten ihn, rissen ihn hin. Er hätte sich glücklich und stolz gefühlt, mit seinem Blute das Zeugniß seines Glaubens zu unterzeichnen.

Es war immer der edle Instinct dieses edlen Herzens, sein Dasein irgend Jemand oder irgend Etwas zu weihen.

Früher hatte er hundertmal sein Leben gewagt, um seinen Vater, oder seine vielgeliebte Diana zu retten oder zu rächen... (O ewig blutige Erinnerungen in diesem verwundeten Herzen!) In Ermanglung dieser geliebten Wesen, waren es nun heilige Ideen, die er gern vertheidigt hätte.

Sein Vaterland statt seines Vaters, seine Religion statt seiner Liebe.

Ach! ach! man mag sagen, was man will, das ist nicht dasselbe! Und die Begeisterung für die Begriffe hat in ihren Leiden und in ihren Freuden nicht den Werth der Zärtlichkeit für die Geschöpfe.

Gleichviel! Gabriel wäre zufrieden gewesen, sich für die eine oder für die andere von diesen zwei Sachen zu opfern, und auf eines dieser Opfer rechnete er für die gewünschte Entwicklung seines Schicksals.

. . . .

Am Morgen des 6. März 1560, bei einem regnerischen Wetter, als Gabriel, mit dem Ellenbogen auf einen Stuhl an der Ecke seines Kamins gelehnt, über diesen Gedanken brütete, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, führte Aloyse einen gestiefelten und bespornten, und wie nach einer langen Reise mit Koth bedeckten Boten bei ihm ein.

Dieser Bote kam von Amboise mit einem starken Geleite als Ueberbringer mehrerer Briefe vom Herzog von Guise, dem Generallieutenant des Königreichs.

Einer dieser Briefe war an Gabriel gerichtet und enthielt Folgendes:

„Mein lieber und theurer Gefährte,

„Ich schreibe Euch dies in aller Eile, ohne daß mir die Muße oder die Möglichkeit gegönnt sind, mich zu erklären. Ihr sagtet uns, dem König und mir, Ihr wäret uns ergeben, und wenn wir dieser Ergebenheit bedürften, so brauchten wir Euch nur zu rufen.

„Wir rufen Euch heute.

„Reist auf der Stelle nach Amboise ab, wo sich der König und die Königin auf einige Wochen einquartiert haben. Bei Eurer Ankunft werde ich Euch sagen, auf welche Weise Ihr ihnen dienen könnt.

„Wohlverstanden übrigens, es wird Euch freistehen, zu handeln oder nicht zu handeln. Euer Eifer ist mir zu kostbar, als daß ich ihn mißbrauchen oder gefährden sollte. Doch mögt Ihr mit uns sein oder neutral bleiben, ich würde mich gegen eine Pflicht zu verfehlen glauben, wenn ich des Vertrauens gegen Euch ermangelte.

„Begebt Euch also so schnell als möglich hierher, und Ihr werdet wie immer willkommen sein.

„Euer wohlgewogener

„Franz von Lothringen.

Amboise, den 4. März 1560.

„N.S. Hiebei ein Geleitsbrief, solltet Ihr zufällig unter Weges von einer königlichen Truppe angehalten werden.“

Der Bote des Herzogs von Guise war schon wieder abgegangen, um seine anderen Aufträge zu besorgen, als Gabriel diesen Brief bis zum Ende gelesen hatte.

Der glühende junge Mann stand rasch auf und sprach zu seiner Amme:

„Meine gute Aloyse, ich bitte Dich, laß André

kommen und sage, man soll mir den Apfelschimmel satteln und mein Feldgeräthe bereit halten."

„Ihr geht abermals von hinnen, gnädiger Herr?" fragte die gute Frau.

„Ja, Amme, in zwei Stunden begebe ich mich nach Amboise."

Es war nichts zu erwiedern, und Aloyse ging traurig, aber ohne ein Wort zu sagen, hinaus, um die Befehle ihres jungen Gebieters vollziehen zu lassen.

Doch während man diese Vorbereitungen traf, verlangte ein anderer Bote insgeheim mit dem Grafen von Montgommery zu sprechen.

Dieser machte kein Geräusch und hatte kein Geleite. Er trat schweigend und bescheiden ein und überreichte Gabriel, ohne ein Wort zu sprechen, einen Brief, mit dem er für ihn beauftragt war.

Gabriel bebte, als er den Mann zu erkennen glaubte, der ihm einst von la Renaudie die Einladung, sich in die protestantische Versammlung der Place Maubert zu begeben, überbracht hatte.

Es war in der That derselbe Mann und der Brief hatte dieselbe Unterschrift.

Dieser Brief war folgenden Inhalts:

„Freund und Bruder,

„Ich wollte Paris nicht verlassen, ohne Euch gesehen zu haben, doch es hat mir an Zeit gefehlt, die Ereignisse drängen sich und treiben mich fort; ich muß von hinnen und habe Euch nicht die Hand gedrückt, habe Euch nichts von unseren Hoffnungen und Entwürfen erzählt.

„Doch wir wissen, daß Ihr für uns, und ich weiß, welch ein Mann Ihr seid. Bei Eures Gleichen bedarf es keiner Vorbereitungen, Versammlungen und Reden. Ein Wort genügt.

„Hört dieses Wort: Wir bedürfen Eurer. Kommt.

„Seid vom 10. bis zum 12. dieses Monats in Noi=

zai, bei Amboise. Ihr werdet dort unsern braven und edlen Freund Castelnau finden. Er wird Euch sagen, um was es sich handelt, und was ich dem Papier nicht anvertrauen kann.

„Es bleibt bei unserer Verabredung, daß Ihr zu nichts verbunden seid, daß Ihr das Recht habt, Euch entfernt zu halten, und daß Ihr Euch stets enthalten könnt, ohne dem geringsten Verdacht und dem kleinsten Vorwurf preisgegeben zu sein.

„Doch kommt nach Noizai, ich werde Euch dort finden; und in Ermangelung Eurer Unterstützung werden wir Euren Rath von Euch fordern.

„Kann etwas bei der Partei in Erfüllung gehen, ohne daß Ihr davon unterrichtet seid?

„Auf Wiedersehen also, auf baldiges Wiedersehen in Noizai. Wir rechnen wenigstens auf Eure Gegenwart.

„L. R.

„N. S., für den Fall, daß Euch unter Weges eine Truppe von den Unsrigen begegnen sollte, wißt, daß unser Losungswort diesmal wieder Genf und unser Feldgeschrei Ehre dem Herrn ist."

„In einer Stunde reise ich ab," sagte der Graf von Montgommery zu dem schweigsamen Boten, der sich verbeugte und abging.

„Was bedeutet dies Alles?" fragte sich Gabriel, als er allein war, „und was sollen diese zwei Aufforderungen heißen, welche von zwei so entgegengesetzten Seiten kommen und mich beinahe auf denselben Tag und beinahe an denselben Ort bescheiden! Gleichviel! es ist sicher, daß ich gegen den allmächtigen Herzog, wie gegen die unterdrückten Religionsgenossen Verbindlichkeiten habe. Meine Pflicht ist es, vor Allem abzureisen: mag dann kommen, was da will! Wie schwierig auch meine Lage werden dürfte, für mein Gewissen gibt es keinen Zweifel, daß ich nie ein Verräther sein werde."

Und eine Stunde nachher brach Gabriel nur von André allein begleitet auf.

Aber er sah die seltsame, furchtbare Alternative nicht vorher, in die ihn gerade seine Redlichkeit stellen sollte.

XXI.

Ein gefahrvolles Vertrauen.

Im Schlosse von Amboise, im Gemache des Herzogs von Guise, war der Balafré selbst eben beschäftigt, einen nervigen, kräftigen Mann von hoher Gestalt mit scharf ausgeprägten Zügen und kühner, stolzer Miene, der die Uniform eines Kapitäns der Büchsenschützen trug, zu befragen.

„Der Marschall von Brissac," sprach der Herzog, „hat mich versichert, Kapitän Richelieu, ich könnte volles Zutrauen zu Euch haben."

„Der Marschall ist sehr gut," sagte Richelieu.

„Es scheint, Ihr habt Ehrgeiz, mein Herr," fuhr der Balafré fort.

„Gnädigster Herr, ich habe wenigstens den, nicht mein ganzes Leben Kapitän der Büchsenschützen zu bleiben. Obgleich ziemlich gutem Geschlechte entsprossen, da man schon Herren du Plessis in Bouvines sieht, bin ich doch der fünfte von sechs Brüdern, und muß folglich mein Glück ein wenig unterstützen und darf nicht zu sehr auf mein Erbe rechnen."

„Wohl!" sagte der Herzog von Guise zufrieden.

„Ihr könnt hier einige gute Dienste leisten, die Ihr nicht bereuen werdet.“

„Monseigneur, ich bin bereit, Alles zu unternehmen, um Euch zufrieden zu stellen,“ sagte Richelieu.

„Um anzufangen, habe ich Euch die Bewachung vom Hauptthore des Schlosses übergeben.

„Und ich verspreche, gut für dessen Sicherheit zu wachen, Monseigneur.“

„Nicht als wären die Herren Reformirten schlecht genug berathen, um den Angriff auf einer Seite zu machen, wo sie sieben Thore hinter einander im Sturm nehmen müßten, sondern, da nichts mehr auf einem andern Wege hinaus oder herein darf, so ist der Posten sehr wichtig. Laßt also Niemand mehr ohne einen ausdrücklich von meiner Hand unterzeichneten Befehl hinaus oder herein.“

„Es soll geschehen, Monseigneur. Doch es ist so eben ein junger Edelmann Namens Graf von Montgommery ohne einen ausdrücklichen Befehl, aber mit einem von Euch unterzeichneten Geleitsbrief erschienen. Er kommt von Paris, wie er sagt. Soll ich ihn seinem Verlangen gemäß bei Euch einführen?“

„Ja, ja, ohne Verzug,“ sprach rasch der Herzog von Guise. „Doch wartet: ich habe Euch meine Instructionen noch nicht vollständig gegeben. Heute muß bei dem Thor, dessen Bewachung Euch übertragen ist, der Prinz von Condé ankommen, den wir, um das muthmaßliche Haupt der Rebellen unter der Hand zu haben, hierherberiefen; ich stehe dafür, er wird es nicht wagen, unsern Verdacht dadurch zu begründen, daß er der Aufforderung nicht Folge leistete. Ihr werdet dafür besorgt sein, mit Euren Soldaten alle Nischen und Casematen, die sich in der Länge des Gewölbes finden, zu füllen, und sobald er ankommt, sollen sich alle unter dem Vorwand, ihm die Ehren zu erweisen, mit der Büchse im Arm und mit angezündeter Lunte in Parade aufstellen.“

„Es soll vollzogen werden, Monseigneur," sprach Richelieu."

„Und dann," fuhr der Herzog von Guise fort, „wenn die Reformirten angreifen und das Treffen beginnt, überwacht unsern Mann von Nahem und, Ihr hört mich wohl, rührt er sich nur einen Schritt, macht er Miene, sich mit den Angreifenden zu vereinigen, oder zögert er nur, sein Schwert gegen sie zu ziehen, wie es ihm seine Pflicht gebietet . . . so zögert Ihr nicht, ihn niederzuschlagen.

„Ich würde hierin keine Schwierigkeit sehen, Monseigneur," erwiederte ganz einfach der Kapitän Richelieu, „sollte es mir nicht etwa mein Rang als einfacher Kapitän der Büchsenschützen nicht leicht machen, stets so nahe bei ihm zu sein, als ich das sein müßte."

Der Balafré dachte einen Augenblick nach und agte sodann:

„Der Herr Großprior und der Herzog von Aumale, welche den muthmaßlichen Verräther ebenfalls nicht einen Schritt verlassen werden, würden Euch das Signal geben, und Ihr würdet ihnen gehorchen."

„Ich werde ihnen gehorchen, Monseigneur," antwortete Richelieu.

„Gut," sagte der Herzog von Guise. „Ich habe Euch keinen andern Befehl zu geben, Kapitän. Hat der Glanz Eures Hauses mit Philipp August angefangen, so könnt Ihr ihn wohl mit dem Herzog von Guise wieder beginnen. Ich zähle auf Euch, zählt auf mich. Geht. Laßt auf der Stelle Herrn von Montgommery bei mir einführen."

Der Kapitän Richelieu verbeugte sich tief und trat ab.

Einige Minuten nachher meldete man Gabriel dem Balafré.

Gabriel war bleich und traurig, und der herzliche Empfang von Franz von Guise entrunzelte seine Stirne nicht.

Nach einigen Vermuthungen und ein paar Worten, welche die Wachen ohne Bedenken vor einem Cavalier fallen ließen, der einen Geleitsbrief, unterzeichnet von Guise, bei sich trug, hatte der junge Reformirte die Wahrheit ungefähr errathen können.

„Der König, der ihn begnadigt, und die Partei, der er sich angeschlossen hatte, waren in offenem Kriege begriffen, und seine Redlichkeit fand sich in diesem Streite gefährdet.

„Nun, Gabriel," sprach der Herzog von Guise, „Ihr müßt nun wissen, warum ich Euch gerufen habe."

„Ich vermuthe es, aber ich weiß es noch nicht genau, Monseigneur," antwortete Gabriel.

„Die Reformirten haben die Fahne des Aufruhrs erhoben, sie werden uns mit bewaffneter Hand im Schlosse von Amboise angreifen, so ist die Kunde."

„In der That ein schmerzliches und furchtbares Ereigniß!" sagte Gabriel, der an seine eigene Lage dachte.

„Mein Freund, das ist eine herrliche Gelegenheit," entgegnete der Herzog von Guise.

„Was wollt Ihr damit sagen, Monseigneur?" fragte Gabriel erstaunt.

„Ich will damit sagen, daß die Hugenotten uns zu überrumpeln glauben, und daß wir sie erwarten. Ich will damit sagen, daß ihre Pläne entdeckt, ihre Entwürfe verrathen sind. Es ist guter Krieg, da sie das Schwert zuerst gezogen haben, und unsere Feinde werden sich selbst ausliefern. Sie sind verloren, sage ich Euch."

„Ist das möglich!" rief der Graf von Montgommery vernichtet.

„Urtheilt selbst," fuhr der Balafré fort, „urtheilt, in welchem Grad alle Einzelnheiten ihres tollen Unternehmens für uns klar am Tage liegen. Am 16. März um Mittag sollen sie sich vor der Stadt versammeln und uns angreifen. Sie haben Einverständnisse bei der

Leibwache des Königs, diese Leibwache ist verändert. Ihre Freunde sollen ihnen das östliche Thor öffnen, dieses Thor ist vermauert. Ihre Abtheilungen sollen endlich insgeheim auf den bezeichneten Fußpfaden des Waldes von Chateau-Regnault hierherkommen; die königlichen Truppen werden unversehens über diese Abtheilungen, wie sie sich nach und nach zeigen, herfallen und nicht die Hälfte ihrer Streitkräfte bis vor Amboise kommen lassen. Wir sind genau unterrichtet und, wie ich hoffe, vortrefflich auf unserer Hut!"

„Vortrefflich!" wiederholte Gabriel von Schrecken erfüllt. „Aber," fügte er in seiner Unruhe und beinahe ohne zu wissen, was er sagte, bei, „aber wer konnte Euch denn unterrichten? . . ."

„Ah! zwei von den Ihrigen haben uns alle ihre Pläne angezeigt: der Eine für Geld, der Andere aus Furcht. Zwei Verräther, ich gestehe es, ein bezahlter Spion und ein erschrockener Lärmblaser. Der Spion, den Ihr vielleicht kennt, leider wie Viele unter uns, und dem Ihr mißtrauen müßt, heißt Marquis von . . ."

„Sagt es mir nicht!" rief Gabriel lebhaft, „sagt mir diesen Namen nicht! Ich fragte Euch aus Unachtsamkeit, und Ihr habt mir schon genug gesagt! Was mir aber das Schwierigste für einen Mann von Ehre zu sein dünkt, ist, Verräther nicht zu verrathen."

„Oh!" erwiederte der Herzog von Guise mit einem gewissen Erstaunen, „wir haben Alle volles Vertrauen zu Euch, Gabriel. Noch gestern sprachen wir über Euch mit der jungen Königin; ich sagte ihr, ich habe Euch hierherberufen, und sie wünschte mir Glück dazu."

„Und warum habt Ihr mich berufen, gnädigster Herr? Darüber bin ich noch nicht von Euch unterrichtet."

„Warum?" versetzte der Balafré; „der König hat nur eine kleine Anzahl ergebener und sicherer Diener. Ihr gehört für uns zu diesen. Ihr werdet eine Abtheilung gegen die Rebellen befehligen."

„Gegen die Rebellen? Unmöglich!"

„Unmöglich! und warum? Ihr habt mich nicht daran gewöhnt, dieses Wort von Euch zu hören, Gabriel."

„Monseigneur, ich gehöre auch zur Religion."

Der Herzog von Guise erhob sich mit einem ungestümen Beben und schaute Gabriel beinahe erschrocken an.

„Es ist so," fügte Gabriel traurig lächelnd bei. „Beliebt es Euch, mich den Engländern oder den Spaniern gegenüber zu stellen, so wißt Ihr wohl, daß ich nicht zurückweichen werde, und daß ich Euch mein Leben voll Ergebenheit und Freude anbiete. Doch bei einem Bürgerkrieg, bei einem Religionskrieg gegen meine Landsleute, gegen meine Brüder, bin ich genöthigt, Monseigneur, mir die Freiheit zu bewahren, die Ihr mir zu verbürgen die Gnade gehabt habt."

„Ihr, ein Hugenott!" sprach endlich der Herzog von Guise.

„Und zwar ein überzeugter Hugenott, Monseigneur; das ist mein Verbrechen, aber auch meine Entschuldigung. Ich baue auf diese neuen Ideen und habe ihnen meine Seele hingegeben."

„Und ohne Zweifel zugleich auch Euer Schwert?" sagte der Balafré mit einer gewissen Bitterkeit.

„Nein, Monseigneur," antwortete Gabriel mit ernstem Tone.

„Geht doch, Ihr wollt mich glauben machen, Ihr wisset nichts von dem Complott Eurer Brüder, wie Ihr sie nennt, gegen den König, und diese Brüder verzichten mit heiterem Herzen auf die Mitwirkung eines so unerschrockenen Verbündeten?"

„Sie müssen wohl," antwortete der junge Graf ernster als je.

„Dann sind sie es, die Ihr verlassen werdet," entgegnete der Herzog von Guise, „denn Euer neuer Glaube stellt Euch zwischen zwei Treubrüche."

„Oh! mein Herr!" rief Gabriel im Tone des Vorwurfs.

„Ei! wie wollt Ihr es anders machen?" sagte der Balafré, der mit einer Art von Zorn seine Toque auf den Lehnstuhl warf, den er verlassen hatte.

„Wie ich es anders machen werde?" versetzte Gabriel kalt und beinahe streng. „Die Sache ist einfach: je falscher die Stellung ist, desto aufrichtiger muß meiner Ansicht nach der Mensch sein. Als ich Protestant wurde, erklärte ich den hugenottischen Häuptern laut und unumwunden, heilige Verpflichtungen gegen den König, die Königin und den Herzog von Guise würden mich immer während der ganzen Dauer dieser Regierung abhalten, in den Reihen der Protestanten zu kämpfen, wenn ein Kampf stattfände. Sie wissen, daß die Reformation für mich eine Religion und nicht eine Partei ist. Bei ihnen, wie bei Euch, Herr Herzog, habe ich die strenge Aufrechthaltung meines freien Willens zur Bedingung gemacht. Ihnen, wie Euch, bin ich meine Mitwirkung zu verweigern berechtigt. In diesem traurigen Streite zwischen meiner Dankbarkeit und meinem Glauben wird mein Herz unter allen Streichen bluten, welche fallen, doch mein Arm wird keinen führen. Und so habt Ihr mich schlecht gekannt, Monseigneur, und ich hoffe, indem ich neutral bleibe, ehrenhaft und geehrt bleiben zu können."

Gabriel sprach so mit Begeisterung und Stolz. Allmälig wieder zur Ruhe gebracht, konnte der Balafré nicht umhin, die Offenherzigkeit und den Adel seines früheren Waffengefährten zu bewundern.

„Ihr seid ein seltsamer Mann, Gabriel!" sagte er ganz nachdenklich.

„Warum seltsam, gnädigster Herr? Weil ich sage, was ich thue, und thue, was ich sage? Ich wußte nichts von diesem Complott der Protestanten, das schwöre ich Euch. Doch ich gestehe, ich habe in Paris zu gleicher Zeit mit Eurem Brief einen Brief von einem derselben

erhalten; dieser Brief aber ging, wie der Eurige, in keine Erklärung ein, und sagte mir nur: „„Kommt.““ Ich habe die harte Alternative, in der ich mich befinden sollte, vorhergesehen, und bin nichtsdestoweniger dieser doppelten Aufforderung gefolgt. Ich bin gekommen, um keiner meiner Verpflichtungen untreu zu werden. Ich bin gekommen, um Euch zu sagen: „„Ich kann diejenigen, deren Glauben ich theile, nicht bekämpfen.““ Ich bin gekommen, um ihnen zu sagen: „Ich kann diejenigen nicht bekämpfen, welche mir mein Leben geschenkt haben.““

Der Herzog von Guise reichte dem jungen Grafen von Montgommery die Hand und sprach:

„Ich habe Unrecht gehabt. Schreibt mein Aufbrausen dem Kummer zu, den ich darüber empfinde, daß ich Euch, auf den ich so sehr zählte, unter meinen Feinden sehe.“

„Feind! ich bin nicht Euer Feind, ich werde es nie sein. Bin ich, weil ich mich offenherziger erklärt habe als sie, mehr Euer Feind, als der Prinz von Condé und Herr von Coligny, welche wie ich nicht bewaffnete Protestanten sind?“

„Bewaffnete sind sie, ich weiß es wohl . . . ich weiß Alles! Nur verbergen sie ihre Waffen. Es ist gewiß, wenn wir uns treffen, werde ich, wie sie heucheln, ich werde sie Freunde nennen und mich im Fall der Noth für ihre Unschuld verbürgen. Allerdings eine Komödie, doch eine nothwendige Komödie.“

„Monseigneur,“ sprach Gabriel, „da Ihr die Güte gehabt habt, zuweilen für mich von den nothwendigen Conventionen abzugehen, so sagt mir, ob Ihr außerhalb der Politik noch an meiner des Hugenotten Ergebenheit und Ehre glauben könnt; sagt mir hauptsächlich, ob Ihr, wenn eines Tags der Krieg mit fremden Mächten abermals ausbräche, immer noch die Gnade haben würdet, mein Wort in Anspruch zu nehmen und mich bei der Armee für den König und das Vaterland sterben zu lassen?“

„Ja, Gabriel, obschon ich die Meinungsverschieden-

heit, die uns nun trennt, beklage, vertraue ich Euch, werde ich Euch stets vertrauen, und um es Euch zu beweisen und einen Augenblick des Verdachts, den ich beklage, wieder gut zu machen, nehmt dies und gebraucht es, wenn es Euch beliebt."

Er ging an den Tisch, schrieb eine Zeile, unterzeichnete und gab das Papier dem jungen Grafen.

„Das ist der Befehl, Euch aus Amboise hinauszulassen, an welchen Ort Ihr Euch auch begeben wollt. Mit diesem Papier seid Ihr frei, und wißt, daß ich dieses Merkmal der Werthschätzung und des Vertrauens dem Prinzen von Condé, den Ihr so eben anführtet, nicht geben werde, und daß er, sobald er den Fuß in dieses Schloß setzt, wie ein Feind von ferne gehütet und stillschweigend wie ein Gefangener bewacht werden soll."

„Ich schlage dieses Merkmal des Vertrauens und der Werthschätzung auch aus," sprach Gabriel.

„Und warum?" fragte der Herzog von Guise ganz erstaunt.

„Monseigneur, wißt Ihr, wohin ich ginge, wenn Ihr mich aus Amboise hinausließet?"

„Das ist Eure Sache, und ich frage Euch nicht."

„Aber ich will es Euch gerade sagen. Wenn ich Euch verließe, Monseigneur, ginge ich dahin, wohin mich meine andere Pflicht ruft, ich ginge unter die Rebellen, um einen derselben in Noizai aufzusuchen. . ."

„In Noizai! Castelnau befehligt dort."

„Ja, Ihr seid ganz und gar gut unterrichtet."

„Und was würdet Ihr in Noizai thun, Unglücklicher?" versetzte der Balafré.

„Ah! was würde ich dort thun? Ihnen sagen: „„Ihr habt mich gerufen, hier bin ich, doch ich vermag nichts für Euch;"" und wenn sie mich über das befragen würden, was ich auf dem Wege habe hören und bemerken können, so müßte ich schweigen, ich könnte sie nicht von der Falle unterrichten, die ihr ihnen stellt,

gerade Eure vertraulichen Mittheilungen nehmen mir das Recht dazu. Ich erbitte mir also eine Gnade von Euch, Monseigneur."

„Welche?"

„Behaltet mich als Gefangenen hier und schützt mich so vor einer grausamen Verlegenheit, denn wenn Ihr mich gehen laßt, werde ich wenigstens meine Gegenwart unter diesen Menschen, die in ihr Verderben rennen, beurkunden wollen, und es wird mir nicht freistehen, sie zu retten."

„Gabriel," sprach der Herzog von Guise, nachdem er nachgedacht hatte, „ich kann und will Euch kein solches Mißtrauen bezeigen. Ich habe Euch meinen ganzen Schlachtplan enthüllt, Ihr geht unter Freunde, deren höchstes Interesse es ist, diesen Plan kennen zu lernen, und dennoch übergebe ich Euch einen Auslaßbefehl."

„Dann bewilligt mir wenigstens eine letzte Gunst," sagte Gabriel niedergeschlagen. „Ich flehe Euch darum im Namen von dem, was ich für Euren Ruhm in Metz, in Italien, in Calais zu thun im Stande gewesen bin, im Namen von dem an, was ich seitdem gelitten habe, und ich habe seitdem viel gelitten!"

„Was wollt Ihr? Vermag ich es, so werde ich es thun, Freund."

„Ihr könnt es, Ihr müßt es vielleicht, Monseigneur; denn es sind Franzosen, die Ihr bekämpft. Erlaubt mir, sie von ihrem unseligen Plan abzubringen, nicht indem ich ihnen den gewissen Ausgang enthülle, sondern indem ich ihnen rathe, sie bitte, beschwöre."

„Gabriel, nehmt Euch in Acht!" sprach der Herzog von Guise mit feierlichem Tone; „entschlüpft Euch ein Wort von unseren Vorkehrungen, so werden die Aufrührer auf ihrem Plan beharren und nur die Ausführung ändern, und dann ist der König, dann ist Maria Stuart, dann bin ich verloren. Erwägt das

wohl. Macht Ihr Euch nun bei Eurem adeligen Ehrenwort anheischig, sie weder durch ein Wort, noch durch eine Anspielung, noch durch ein Zeichen etwas von dem, was vorgeht, errathen oder ahnen zu lassen?"

„Bei meiner Ehre als Edelmann mache ich mich hiezu anheischig," erwiederte der Graf von Montgommery.

„Geht also," sagte der Herzog, „und versucht es, sie dahin zu bringen, daß sie auf ihren strafbaren Angriff verzichten; ich meinerseits werde mit Freuden auf meinen leichten Sieg verzichten, indem ich bedenke, daß hiedurch eben so viel französisches Blut erspart wird. Doch wenn, wie ich glaube, die letzten Berichte nicht lügen, so haben sie ein zu blindes, zu hartnäckiges Vertrauen zu ihrem Unternehmen, und Ihr werdet scheitern, Gabriel. Gleichviel! geht und versucht diesen äußersten Schritt. Für sie, besonders für Euch, will ich mich nicht widersetzen.

„Für sie und für mich danke ich Euch, gnädigster Herr," sprach Gabriel.

Eine Viertelstunde nachher war er auf dem Wege nach Noizai.

XXII.

Untreue der Treue.

Der Baron von Castelnau von Chalosses war ein muthiger und hochherziger junger Mann, dem die Protestanten nicht den am wenigsten schwierigen Posten übergaben, indem sie ihn nach dem Schlosse Noizai voran-

schickten, wo sich alle ihre Abtheilungen am 16. März versammeln sollten.

Er mußte sich den Hugenotten zeigen und vor den Katholiken verbergen, und diese schwierige Stellung erforderte eben so viel Klugheit, als Kaltblütigkeit und Muth.

Durch das Losungswort, das ihm der Brief von la Renaudie anvertraut hatte, war Gabriel im Stand, ohne zu viel Hindernisse zum Baron von Castelnau zu gelangen.

Dies geschah am 15. März Nachmittags.

Ehe achtzehn Stunden vergingen, sollten sich die Protestanten in Noizai versammeln; ehe vier und zwanzig Stunden vergingen, sollten sie Amboise angreifen.

Man sieht, es war keine Zeit zu verlieren, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Der Baron von Castelnau kannte wohl den Grafen von Montgommery, den er manchmal im Louvre gesehen und von dem die Vornehmsten der Partei oft in seiner Gegenwart gesprochen hatten.

Er ging ihm entgegen und empfing ihn wie einen Freund und Verbündeten.

„Ihr seid da, Herr von Montgommery," sagte er, als sie allein waren. „Wohl hoffte ich auf Euch, aber ich erwartete Euch nicht. La Renaudie wurde vom Admiral getadelt, daß er Euch durch seinen Brief hieherzukommen aufforderte.

„„Ihr hättet den Grafen von Montgommery von unseren Plänen in Kenntniß setzen, aber ihn nicht hierherberufen sollen,"" sagte er zu ihm. „„Er würde gethan haben, was ihm beliebt hätte. Hat uns der Graf nicht vorher schon gesagt, so lange Franz II. regiere, würde sein Schwert nicht uns, nicht einmal ihm selbst gehören?"" Hierauf hat ihm La Renaudie geantwortet, sein Brief mache Euch zu nichts verbindlich, und lasse Euch vollkommen Eure Unabhängigkeit."

„Das ist wahr," sagte Gabriel.

„Nichtsdestoweniger dachten wir, Ihr würdet kommen," fuhr Castelnau fort, „denn das Sendschreiben des wüthenden Barons sagte Euch nicht, um was es sich handelte, und ich bin beauftragt, Euch unser Vorhaben und unsere Hoffnungen mitzutheilen."

„Ich höre Euch," sprach der Graf von Montgommery.

Castelnau wiederholte nun Gabriel Alles, was ihm der Herzog von Guise schon im Einzelnen mitgetheilt hatte.

Und Gabriel sah zu seinem Schrecken, bis auf welchen Grad der Balafré gut unterrichtet war. Nicht ein Punkt vom Bericht der Angeber war ungenau, nicht ein Umstand des Complotts war von ihnen ausgelassen oder übergangen worden.

Die Verschworenen waren wirklich verloren.

„Ihr wißt nun Alles," sagte zum Schluß Castelnau zu seinem vernichteten Zuhörer, „und ich habe nur noch eine Frage an Euch zu richten, deren Beantwortung ich vorhersehe. Nicht wahr, Ihr könnt nicht mit uns gehen?"

„Ich kann es nicht," sprach Gabriel, traurig den Kopf schüttelnd.

„Wohl!" sagte Castelnau, „wir werden darum nicht minder gute Freunde sein. Ich weiß, daß Ihr Euch vertragsmäßig das Recht vorbehalten habt, Euch nicht in den Kampf zu mischen; und das ist besonders Euer Recht unter diesen Umständen, wo wir des Sieges sicher sind."

„Seid Ihr dessen sicher?" fragte Gabriel absichtlich.

„Vollkommen sicher," antwortete der Baron; „der Feind ahnet nichts und wird unvermuthet überfallen werden. Wir hatten einen Augenblick Furcht, als sich der König und der Hof aus der offenen Stadt Blois nach dem befestigten Schloß von Amboise begaben. Es war offenbar ein Verdacht entstanden."

„Das mußte in der That in die Augen fallen."

„Ja, doch unser Zögern nahm bald ein Ende, denn diese unvermuthete Veränderung der Residenz schadete unseren Plänen nicht nur nichts, sondern unterstützte dieselben im Gegentheil ganz außerordentlich. Der Herzog von Guise schlummert gegenwärtig in einer trügerischen Sicherheit, und stellt Euch vor, Graf, wir haben Einverständnisse am Platz und man wird uns das östliche Thor öffnen, sobald wir uns zeigen. Oh! der Erfolg ist sicher, sage ich Euch, und Ihr könnt Euch ohne Bedenken jeder Theilnahme an der Schlacht enthalten."

„Das Ergebniß macht oft die schönsten Hoffnungen zu Schanden," sprach Gabriel mit ernstem Wesen.

„Doch hier haben wir keine Chance gegen uns, gar keine!" wiederholte Castelnau, sich freudig die Hände reibend. „Der morgige Tag wird den Sieg unserer Partei und den Sturz der Guisen sehen."

„Und . . . der Verrath?" sagte mit einer gewissen Anstrengung Gabriel, schmerzlich ergriffen, als er so viel Muth und Tugend sich mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen sah.

„Der Verrath ist unmöglich," erwiederte Castelnau mit unstörbarer Ruhe. „Die Häupter allein sind in das Geheimniß eingeweiht, und keines derselben wäre zu einem Verrath fähig . . . Doch Herr von Montgommery," fügte er sich unterbrechend bei, „so wahr ich ein Edelmann bin, ich glaube, Ihr seid eifersüchtig auf uns, und Ihr scheint mir mit aller Gewalt unserem Unternehmen Schlimmes durch die Wuth weissagen zu wollen, mit der Ihr Euch der Theilnahme enthaltet. Pfui, der Neidische!"

„Ja, es ist wahr, ich beneide Euch," sprach Gabriel mit düsterer Miene.

„Ah! ich war dessen sicher!" rief der junge Baron lachend.

„Sagt jedoch, habt Ihr einiges Vertrauen zu mir?" fragte Gabriel.

„Ein blindes Vertrauen, wenn Ihr im Ernste sprecht," antwortete Castelnau.

„Wollt Ihr einen guten Rath, einen Freundesrath hören?"

„Welchen?"

„Verzichtet auf Euren Plan, Amboise morgen zu nehmen. Schickt auf der Stelle sichere Boten an alle diejenigen von unseren Verbündeten, welche in dieser Nacht oder morgen hier mit Euch zusammentreffen sollen, und laßt ihnen sagen, der Plan sei gescheitert, oder er müsse wenigstens vertagt werden."

„Aber warum? warum?" rief Castelnau, der unruhig zu werden anfing; „sicherlich habt Ihr, um so zu mir zu sprechen, einen ernsten Grund."

„Mein Gott! nein," erwiederte Gabriel mit schmerzlichem Zwang.

„Ihr rathet mir doch nicht ohne Ursache einen Plan, der sich unter so günstigen Vorzeichen darstellt, aufzugeben und unsere Brüder zum Aufgeben desselben zu veranlassen?"

„Nein, es geschieht allerdings nicht ohne Ursache, doch ich kann Euch nicht sagen warum. Wollt und könnt Ihr mir auf mein Wort glauben? . . . Ich gehe hierin schon weiter, als ich gehen sollte. Habt die Güte, mir auf mein Wort zu glauben, Freund."

„Hört," erwiederte Castelnau ernst; „nehme ich den seltsamen Entschluß, im letzten Augenblick umzukehren, auf mich, so werde ich la Renaudie und den andern Häuptern gegenüber verantwortlich sein. Kann ich sie wenigstens Euch zuschicken?"

„Ja," antwortete Gabriel.

„Und Ihr werdet ihnen die Beweggründe, die Euch Euren Rath eingegeben haben, sagen?"

„Leider bin ich nicht hiezu berechtigt."

„Wie soll ich dann Eurem Drängen nachgeben?" versetzte Castelnau. „Würde man mir es nicht zu einem grausamen Vorwurf machen, ich habe auf ein Wort

sichere Hoffnungen vernichtet? Welches wohlverdiente Vertrauen wir auch insgesammt zu Euch haben, Herr von Montgommery, ein Mensch bleibt nur ein Mensch und kann sich mit den besten Absichten der Welt täuschen. Ist es Niemand gestattet, Eure Gründe zu untersuchen und zu bestätigen, so werden wir genöthigt sein, darüber wegzugehen."

„Nehmt Euch wohl in Acht!" entgegnete Gabriel mit strengem Ton, „die Verantwortlichkeit für Alles das, was Unseliges entstehen mag, bleibt auf Euch lasten!"

Castelnau war betroffen durch den Ton, mit dem der Graf diese Worte sprach.

„Herr von Montgommery," sagte er, von einem plötzlichen Lichte erleuchtet, „ich glaube die Wahrheit zu ahnen! Man hat Euch ein Geheimniß anvertraut, oder Ihr habt ein Geheimniß erlauscht, das Euch zu enthüllen verboten ist. Doch Ihr wißt etwas Ernstes über den wahrscheinlichen Ausgang unseres Unternehmens, zum Beispiel, daß wir verrathen worden sind, nicht wahr?"

„Ich habe das nicht gesagt!" rief Gabriel.

„Oder Ihr habt wohl, als Ihr hierher kamet, den Herzog von Guise gesehen, der Euer Freund ist und Euch, da er vielleicht nicht wußte, daß Ihr zu den Unseren gehört, von dem Stande der Dinge in Kenntuiß gesetzt hat."

„Keines von meinen Worten konnte Euch auf diese Vermuthung bringen!" rief Gabriel.

„Oder habt Ihr," fuhr Castelnau fort, „oder habt Ihr, als Ihr durch Amboise kamet, Vorbereitungen wahrgenommen, Befehle gehört, Geständnisse herausgelockt . . . kurz, unser Complott ist entdeckt."

„Habe ich Euch Anlaß gegeben, dies zu glauben?" sagte Gabriel erschrocken.

„Nein, Herr Graf, nein, denn Ihr habt Euch, wie ich sehe, zur Geheimhaltung verpflichtet. Ich verlange auch keine bestimmte Versicherung, nicht einmal

ein Wort von Euch, wenn Ihr wollt. Aber wenn ich mich nicht täusche, können eine Geberde, ein Blinzeln mit den Augen, Euer Stillschweigen sogar genügen, um mir Aufklärung zu geben."

Doch Gabriel erinnerte sich mit Angst der einzelnen Ausdrücke des Wortes, das er dem Herzog von Guise gegeben hatte.

Bei seiner adeligen Ehre hatte er sich anheischig gemacht, weder durch ein Wort, noch durch eine Anspielung, noch durch ein Zeichen etwas von dem, was in Amboise vorging, errathen oder ahnen zu lassen.

Als aber sein Stillschweigen fortdauerte, sagte der Baron von Castelnau, der seine Augen fest auf sein Gesicht geheftet hielt:

„Ihr schweigt immer noch? Ihr schweigt, ich verstehe Euch und werde dem gemäß handeln."

„Und was wollt Ihr thun?" fragte Gabriel lebhaft.

„Wie Ihr es mir von Anfang gerathen habt, la Renaudie und die anderen Führer in Kenntniß setzen, jede Bewegung aufhalten und den Unsrigen, wenn sie hierher kommen, erklären, Einer, zu dem wir alles Vertrauen haben müssen, habe mir . . . einen wahrscheinlichen Verrath angezeigt."

„Aber dem ist nicht so!" unterbrach ihn rasch der Graf von Montgommery. „Ich habe Euch nichts angezeigt, Herr von Castelnau."

„Graf," erwiederte Castelnau, Gabriel mit einem stummen Ausdruck die Hand drückend, „kann nicht sogar das Verschweigen ein Rath und unser Heil sein? Sind wir einmal gewarnt, sind wir auf unserer Hut, dann..."

„Dann?" wiederholte Gabriel.

„Dann wird Alles gut für uns und schlecht für sie gehen," sagte Castelnau. „Wir vertagen auf günstigere Zeiten unser Unternehmen, wir entdecken um jeden Preis die Angeber, wenn es solche unter uns gibt, wir verdoppeln die Vorsichtsmaßregeln und die Geheimhaltung,

und an einem schönen Tag, wenn Alles wohl vorbereitet ist, wenn wir unseres Schlages sicher sind, erneuern wir unsern Versuch, und wir haben es dann Euch zu verdanken, Graf, daß wir siegen, statt zu scheitern."

„Und das ist es gerade, was ich vermeiden wollte," rief Gabriel, der sich voll Schrecken an den Rand eines unwillkührlichen Verraths fortgerissen sah. „Das ist der wahre Grund meiner Warnungen und meines Rathes, ich finde, offen herausgesagt, Euer Unternehmen strafbar und gefährlich. Ihr bringt, indem Ihr die Katholiken angreift, alles Unrecht auf Eure Seite. Ihr rechtfertigt alle ihre Repressalien. Aus Unterdrückten macht Ihr Euch zu Aufrührern. Müßt Ihr Euch, wenn Ihr Euch über die Minister zu beklagen habt, an den jungen König halten? Ah! ich fühle mich zum Sterben traurig, wenn ich an dies Alles denke. Dem allgemeinen Besten zu Liebe müßtet Ihr für immer auf diesen gottlosen Kampf verzichten. Ei! laßt vielmehr Eure Grundsätze für Euch kämpfen; kein Blut werde über die Wahrheit vergossen... das ist es nur, was ich Euch sagen wollte. Deshalb beschwöre ich Euch, Euch und unsere Brüder, Ihr möget Euch der unseligen Bürgerkriege enthalten, die nur das Emporkommen unserer Ideen verzögern können."

„Ist das wirklich der einzige Beweggrund aller Eurer Reden?" fragte Castelnau.

„Der einzige," antwortete Gabriel mit dumpfem Ton.

„Dann danke ich Euch für die Absicht, Herr Graf," sprach Castelnau mit einer gewissen Kälte, „doch ich muß nicht minder in dem Sinn handeln, der mir von den Häuptern der Reformation vorgeschrieben worden ist. Ich begreife, daß es für Euch, da Ihr nicht kämpfen könnt, für Euch, mein Edelmann, schmerzlich ist, Andere ohne Euch kämpfen zu sehen. Dessen ungeachtet seid Ihr nicht im Stand, einem ganzen Heer Fesseln anzulegen und es zu lähmen."

Bleich und düster entgegnete Gabriel:

„Ihr wollt sie also diesem unseligen Plan Folgen geben lassen und ihm selbst Folge geben?“

„Ja, Herr Graf,“ antwortete Castelnau mit einer Heftigkeit, welche keine Erwiederung zuließ, „und auf der Stelle werde ich, wenn Ihr es erlaubt, die nothwendigen Befehle zum Angriff morgen geben.“

Er verbeugte sich vor Gabriel und ging hinaus, ohne seine Antwort abzuwarten.

XXIII.

Der Anfang vom Ende.

Gabriel verließ indessen Noizai nicht, sondern beschloß, die Nacht hier zuzubringen. Seine Gegenwart sollte den Religionsgenossen ein Pfand seiner Treue geben, falls sie angegriffen würden, und dabei hoffte er, am andern Morgen in Ermanglung von Castelnau irgend ein anderes minder hartnäckiges Haupt überzeugen zu können. Wenn la Renaudie käme!

Castelnau ließ ihn völlig frei und schien ihm mit einer gewissen Verachtung nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr zu schenken.

Gabriel begegnete ihm mehrere Male an diesem Abend in den Gängen und Sälen des Schlosses, wo er hin und her ging und Befehle für das Recognosciren und das Proviantwesen gab.

Doch zwischen diesen wackeren jungen Leuten, von denen der eine so stolz und edel war als der andere, wurde kein Wort mehr ausgetauscht.

Während der langen Stunden dieser bangen Nacht blieb der Graf von Montgommery, zu unruhig, um schlafen zu können, horchend, nachsinnend, betend, auf den Wällen.

Mit Tagesanbruch kamen die Truppen der Reformirten in kleinen getrennten Banden nach und nach an.

Um acht Uhr waren sie schon in ziemlich großer Anzahl versammelt; um eilf Uhr erwartete Castelnau keine mehr.

Aber Gabriel kannte nicht einen einzigen von den Anführern. La Renaudie hatte sagen lassen, er würde, um Amboise mit seinen Leuten zu erreichen, den Weg durch den Wald von Chateau-Regnault einschlagen.

Alles war zum Aufbruch bereit. Die Kapitäne Mazère und Raunai, welche die Vorhut bilden sollten, waren schon auf die Terrasse des Schlosses hinabgestiegen, um hier ihre Abtheilungen in Marschordnung aufzustellen. Castelnau triumphirte.

„Nun!" sagte er zu Gabriel, dem er begegnete und in seiner Freude das Gespräch am vorhergehenden Tag verzieh, „nun! Ihr seht, Herr Graf, daß Ihr Unrecht hattet, und daß Alles auf's Beste geht."

„Warten wir!" sprach Gabriel, den Kopf schüttelnd.

„Aber was braucht Ihr denn, um Euch zu überzeugen, Ungläubiger?" sagte Castelnau lächelnd. „Nicht ein Einziger von den Unsrigen hat sein Versprechen nicht gehalten; sie sind alle zur bezeichneten Stunde mit mehr Leuten angekommen, als sie zugesagt hatten. Sie haben ihre Provinzen durchzogen, ohne beunruhigt zu werden und, was vielleicht noch viel mehr werth ist, ohne beunruhigt zu haben. Ist das nicht in der That ein unverschämtes Glück?"

Der Baron wurde durch einen Lärmen von Trompeten und Waffen und durch einen gewaltigen Tumult, den man von Außen vernahm, unterbrochen.

Doch im Rausche seines Vertrauens gerieth er nicht

hierüber in Unruhe, und er konnte nur an einen glücklichen Ausgang glauben.

„Hört," sagte er zu Gabriel, „ich wette, daß hier abermals neue, unerwartete Verstärkungen kommen. Ohne Zweifel Lamothe und Deschamps mit den Verschworenen der Picardie. Sie sollten erst morgen eintreffen; doch die braven Gesellen werden ihren Marsch beschleunigt haben, um ihren Antheil am Kampf und Sieg zu bekommen. Das sind Freunde!"

„Sind es wirklich Freunde?" sagte Gabriel, der beim Klange der Trompeten erbleicht war.

„Wer sollte es sonst sein?" entgegnete Castelnau. „Tretet auf diese Gallerie, Herr Graf, durch die Zinnen hat man die Aussicht auf die Terrasse, woher der Lärmen zu kommen scheint."

Er zog Gabriel mit sich fort; als er aber an den Rand der Mauer kam, stieß er einen Schrei aus, hob die Arme empor und blieb wie versteinert.

Es waren nicht reformirte Truppen, sondern königliche, die den Lärmen veranlaßt hatten. Es war nicht Lamothe, der die Ankömmlinge befehligte, sondern Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours.

Begünstigt durch die Waldungen, von denen das Schloß von Noizai umgeben war, hatten die königlichen Reiter beinahe unversehens bis zur offenen Terrasse kommen können, wo sich die Vorhut der Rebellen in Schlachtordnung aufstellte.

Es hatte nicht einmal ein Kampf stattgefunden, denn der Herzog von Nemours ließ vor Allem seine Leute sich der Gewehrpyramiden bemächtigen.

Mazère und Raunai hatten sich ohne Schwertstreich ergeben müssen, und in dem Augenblick, wo Castelnau oben von der Mauer herabschaute, übergaben die Seinigen, ohne Kampf überwunden, den Siegern ihre Degen. Da, wo er seine Soldaten zu finden sich einbildete, sah er nur noch Gefangene. Er wollte seinen Augen nicht trauen und blieb eine Minute lang unbe-

weglich, stumm, niedergeschmettert. Ein solches Ereigniß lag seinen Gedanken so fern, daß er sich Anfangs keine Rechenschaft davon geben konnte.

Nicht minder erstaunt über diesen plötzlichen Streich, war Gabriel auch nicht minder dadurch niedergeschlagen.

Während sich Beide gleich bleich und gleich düster einander anschauten, trat hastig ein Fähnrich ein, der Castelnau suchte.

„Wie steht es mit uns?“ fragte dieser, der durch die Gewalt der Beängstigung seine Stimme wieder fand.

„Herr Baron,“ antwortete der Fähnrich, „sie haben sich der Zugbrücke und des ersten Thores bemächtigt, und es ist uns kaum noch Zeit geblieben, das zweite zu schließen, doch dieses vermöchte nicht zu widerstehen, und in einer Viertelstunde wären sie im Hofe. Sollen wir nichtsdestoweniger zu kämpfen versuchen, oder sollen wir parlamentiren? Man erwartet Eure Befehle.“

„Hier bin ich . . . Laßt mir nur die Zeit, mich zu waffnen, und ich komme hinab.“

Er kehrte hastig in das anstoßende Gemach zurück, um seinen Panzer zu nehmen und sein Schwert umzugürten.

Gabriel folgte ihm dahin.

„Was wollt Ihr machen, mein Freund?“ fragte er ihn traurig.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, antwortete Castelnau ganz verwirrt. „Man kann immerhin sterben.“

„Ach!“ erwiederte Gabriel, „warum habt Ihr mir nicht gestern geglaubt.“

„Ja, Ihr hattet Recht, Ihr hattet vorhergesehen, was geschieht, Ihr wußtet es vielleicht voraus.“

„Vielleicht! . . .“ sprach Gabriel. „Und das ist meine größte Qual. Doch bedenkt, Castelnau, es gibt im Leben so seltsame und so furchtbare Combinationen des Schicksals! Wenn es mir nicht frei gestanden wäre, Euch mittelst wahrer Gründe, die sich auf meine Lippen

drängten, abzurathen? . . . Wenn ich mein Wort als Edelmann gegeben hätte, Euch weder unmittelbar, noch mittelbar die Wahrheit errathen zu lassen?"

„Dann hättet Ihr wohl daran gethan, zu schweigen, und ich würde an Eurer Stelle gehandelt haben, wie Ihr. Ich Wahnsinniger, ich hätte Euch verstehen sollen; ich hätte denken müssen, daß ein Tapferer, wie Ihr, nicht ohne mächtige Gründe von der Schlacht abräth . . . Doch ich werde meinen Fehler sühnen, ich werde sterben."

„Und ich werde mit Euch sterben," sprach Gabriel voll Ruhe.

„Ihr! und warum?" rief Castelnau. „Ihr seid nur zu Einem gezwungen: Euch des Kampfes zu enthalten."

„Ich werde auch nicht kämpfen, ich kann es nicht. Mein Leben ist mir zur Last, die scheinbar doppelte Rolle, die ich spiele, ist mir verhaßt. Ich werde ohne Waffen in den Kampf gehen, nicht tödten, aber mich tödten lassen. Ich kann mich vielleicht vor den Streich werfen, der Euch bestimmt ist. Bin ich nicht im Stand ein Schwert zu führen, so vermag ich doch ein Schild zu sein."

„Nein," erwiederte Castelnau, „bleibt. Ich darf, ich kann Euch nicht in meinen Untergang mit fortreißen."

„Ei! Ihr seid wohl im Begriff, ohne Nutzen und ohne Hoffnung alle diejenigen, welche mit uns in dieser Veste eingeschlossen sind, mit fortzureißen. Mein Leben ist unnützer, als das ihrige."

„Kann ich es für den Ruhm unserer Partei anders machen, als dieses Opfer von ihnen fordern?" sagte Castelnau. „Märtyrer sind häufig für ihre Sache nützlicher und glorreicher, als Sieger."

„Ja," erwiederte Gabriel, „doch ist es nicht vor Allem Eure, des Führers, Pflicht, daß Ihr die Streitkräfte, die Euch anvertraut sind, zu retten sucht, um

hernach, wenn sich die Rettung nicht mit der Ehre verträgt, an ihrer Spitze zu sterben."

„Ihr rathet mir also?"

„Die friedlichen Mittel zu versuchen. Widersteht Ihr, so habt Ihr keine Hoffnung, der Niederlage und der Metzelei zu entgehen. Weicht Ihr der Nothwendigkeit, so haben sie, wie mir scheint, nicht das Recht, einen Plan ohne Ausführung zu bestrafen. Pläne richtet man nicht zum Voraus, bestraft man wenigstens nicht. Ihr entwaffnet Eure Feinde, indem Ihr Euch entwaffnet."

„Ich muß es so sehr bereuen, Euren ersten Rath nicht befolgt zu haben, daß ich gerne diesem zweiten gehorchen möchte; doch ich gestehe, daß ich zögere. Es widerstrebt mir, zurückzuweichen."

„Um zurückzuweichen, müßtet Ihr einen Schritt vorwärts gethan haben. Was beweist bis jetzt Eure Rebellion? Erst, wenn Ihr das Schwert zöget, würdet Ihr Euch für schuldig erklären. Hört, meine Gegenwart kann Euch, Gott sei Dank! vielleicht noch zu etwas nützlich sein. Ich vermochte Euch gestern nicht zu retten, wollt Ihr, daß ich es heute versuche?"

„Was würdet Ihr thun?" fragte Castelnau erschüttert.

„Seid unbesorgt, nichts, was nicht Eurer würdig wäre. Ich gehe zum Herzog von Nemours, der die königliche Truppe befehligt. Ich kündige ihm an, man werde keinen Widerstand gegen ihn leisten, man werde ihm die Thore öffnen und Ihr werdet Euch ergeben, jedoch auf Ehrenwort. Er muß sein herzogliches Wort verpfänden, daß weder Euch, noch Euren Edelleuten irgend ein Leid zugefügt werden soll, und daß er Euch, nachdem er Euch zum König geführt, dem Ihr Eure Bitten und Beschwerden vortragen wollt, in Freiheit setzen werde."

„Und wenn er sich weigert?" sagte Castelnau.

„Wenn er sich weigert," erwiederte Gabriel, „so ist das Unrecht auf seiner Seite; er wird eine billige und ehrenhafte Versöhnung zurückgestoßen haben, und alle Verantwortlichkeit des vergossenen Blutes fällt auf sein Haupt. Weigert er sich, Castelnau, so kehre ich zu Euch zurück, um an Eurer Seite zu sterben."

„Glaubt Ihr, wenn la Renaudie an meinem Platze wäre, er würde in Euren Vorschlag einwilligen?"

„Bei meiner Seele! ich glaube, daß jeder vernünftige Mensch einwilligen würde."

„Thut es also!" sprach Castelnau; „unsere Verzweiflung, wenn Ihr, wie ich befürchte, beim Herzog scheitert, wird nur um so furchtbarer sein."

„Ich danke," sagte Gabriel. „Es wird mir hoffentlich gelingen, und mit der Hülfe Gottes werde ich im Stande sein, das Leben von so vielen edlen, muthigen Männern zu erhalten."

Er stieg eiligst hinab, ließ sich den Hof öffnen und ging, die Fahne eines Parlamentärs in der Hand, auf den Herzog von Nemours zu, der zu Pferde, mitten unter den Seinigen, den Krieg oder den Frieden erwartete.

„Ich weiß nicht, ob Monseigneur mich wiedererkennt," sprach Gabriel zum Herzog, „ich bin der Graf von Montgommery."

„Ja, ich erkenne Euch, Herr von Montgommery," erwiederte Jacob von Savoyen. „Herr von Guise hat mich davon in Kenntniß gesetzt, daß ich Euch hier finden würde, doch indem er beifügte, Ihr wäret mit seiner Genehmigung hier, und ich möge Euch als Freund behandeln."

„Eine Vorsicht, die mich bei anderen unglücklichen Freunden verleumden könnte!" sagte Gabriel, traurig den Kopf schüttelnd. „Doch, gnädigster Herr, darf ich es wagen, Euch um eine kurze Unterredung zu bitten?"

„Ich stehe zu Dienst," erwiederte Herr von Nemours.

Castelnau, der durch ein vergittertes Fenster des

Schlosses voll Bangigkeit allen Bewegungen des Herzogs und Gabriels folgte, sah, wie sie bei Seite gingen und einige Minuten sehr lebhaft mit einander sprachen. Dann verlangte Jacob von Savoyen Schreibzeug und schrieb rasch auf einer Trommel die Zeilen eines Zettels, den er dem Grafen von Montgommery einhändigte. Gabriel schien gerührt zu danken. Man durfte also hoffen.

Gabriel kam in der That hastig zurück und übergab einige Augenblicke nachher, ohne ein Wort zu sprechen und ganz athemlos, Castelnau folgende Erklärung:

„Da Herr von Castelnau und seine Gefährten vom Schloß Noizai sogleich bei meiner Ankunft ihre Waffen niederzulegen und sich mir zu ergeben eingewilligt haben, so habe ich, der Unterzeichnete, Jacob von Savoyen, ihnen bei meinem Fürstenwort, bei meiner Ehre und der Verdammniß meiner Seele geschworen, daß ihnen kein Leid geschehen soll, und daß ich sie unversehrt zurückführen werde, wobei nur fünfzehn von ihnen mit dem Herrn von Castelnau mir nach Amboise zu folgen haben, um dem König, unserem Herrn, ihre friedlichen Vorstellungen zu machen.

Gegeben im Schloß Noizai am 16. März 1560.

Jacob von Savoyen.

„Ich danke, Freund," sprach Castelnau zu Gabriel, nachdem er diese Erklärung gelesen hatte. „Ihr habt uns das Leben und mehr als das Leben, Ihr habt uns die Ehre gerettet. Ich bin unter diesen Bedingungen bereit, Herrn von Nemours nach Amboise zu folgen, denn wir werden dort wenigstens nicht als Gefangene vor ihrem Besieger, sondern als Unterdrückte vor ihrem König ankommen. Noch einmal meinen Dank."

Doch indem er seinem Befreier die Hand drückte, gewahrte Castelnau, daß Gabriel wieder so traurig wie zuvor geworden war.

„Was habt Ihr denn wieder?“ fragte er ihn.

„Ich denke nun an la Renaudie und die anderen Protestanten, welche in dieser Nacht Amboise angreifen sollen, antwortete Gabriel. „Ach! ohne Zweifel ist es zu spät, sie zu retten. Doch wenn ich es versuchte? Soll nicht la Renaudie durch den Wald von Chateau-Regnault ziehen?“

„Ja,“ sagte Castelnau voll Eifer, „und Ihr dürftet ihn vielleicht noch dort finden und ihn retten, wie Ihr uns gerettet habt.“

„Ich will es wenigstens versuchen,“ sprach Gabriel. „Ich denke, der Herzog von Nemours wird mich frei lassen. Gott befohlen also, Freund, ich werde, wenn ich kann, meine Versöhnungsrolle fortsetzen. Auf Wiedersehen in Amboise.“

„Auf Wiedersehen.“

Der Herzog von Nemours widersetzte sich, wie Gabriel vorhergesagt, nicht, daß dieser Noizai und die königlichen Truppen verließ.

Der glühende, aufopfernde junge Mann konnte also zu Pferde in der Richtung des Waldes von Chateau-Regnault forteilen.

Castelnau aber und die fünfzehn Führer, die mit ihm abgingen, folgten ruhig und vertrauensvoll Jacob von Savoyen nach Amboise.

Doch bei ihrer Ankunft wurden sie auf der Stelle ins Gefängniß geführt. Sie sollten, wie man ihnen sagte, dort bleiben, bis der Streit beendigt und bis keine Gefahr mehr dabei wäre, sie zum König gelangen zu sehen.

XXIV.

Der Wald von Chateau-Regnault.

Der Wald von Chateau-Regnault war zum Glück nur anderthalb Meilen von Noizai entfernt. Gabriel wandte sich im Galopp dahin; sobald er aber den Wald erreicht hatte, durchritt er ihn mehr als eine Stunde in allen Richtungen, ohne eine befreundete oder eine feindliche Truppe zu treffen.

Endlich glaubte er an der Biegung einer Allee den regelmäßigen Galopp der Reiterei zu hören. Doch das konnten nicht Reformirte sein; denn man lachte und sprach, und den Hugenotten mußte zu viel daran liegen, ihren Marsch zu verbergen, als daß sie nicht ein völliges Stillschweigen hätten beobachten sollen.

Gleichviel! Gabriel sprengte nach der Seite, woher das Geräusch kam, und erblickte bald die rothen Schärpen der königlichen Truppen.

Als er auf den Anführer zuritt, erkannte er ihn und wurde von ihm erkannt.

Es war der Baron von Pardaillan, ein junger und tapferer Officier, der mit ihm unter Guise in Italien gefochten hatte.

„Ei! da ist der Graf von Montgommery!“ rief Pardaillan. „Ich glaubte, Ihr wäret in Noizai.“

„Daher komme ich,“ sagte Gabriel.

„Und was ist dort vorgefallen? Reitet doch ein wenig mit uns und erzählt mir das.“

Gabriel erzählte von der plötzlichen Ankunft des Herzogs von Nemours, von der Ueberrumpelung der Terrasse und der Zugbrücke, von seiner Vermittlung bei

beiden Parteien und von der friedlichen Unterwerfung, die der Erfolg derselben gewesen war.

„Bei Gott!“ sagte Pardaillan, „Herr von Nemours hat Glück gehabt, und ich wollte, es ginge mir auch so. Wißt Ihr, Herr von Montgommery, gegen wen ich in diesem Augenblick marschire?“

„Gegen la Renaudie ohne Zweifel?“

„Ganz richtig. Und wißt Ihr, was mir la Renaudie ist?“

„Ich glaube, Euer Vetter. . . es ist wahr, ich erinnere mich dessen.“

„Ja, mein Vetter,“ sprach Pardaillan, „und mehr als mein Vetter, mein Freund, mein Waffengefährte. Wißt Ihr, daß es hart ist, gegen denjenigen zu fechten, der so oft an unserer Seite gefochten hat?“

„Oh! ja!“ sagte Gabriel. . . „Doch Ihr seid am Ende nicht sicher, ihn zu treffen?“

„Doch, doch, ich bin dessen sicher!“ erwiederte Pardaillan, „meine Instructionen sind nur zu genau und die Berichte derjenigen, welche ihn verrathen haben, nur zu getreu. Hört: wenn ich noch eine Viertelstunde in der zweiten Allee links marschirt bin, muß ich mich la Renaudie gegenüber finden.“

„Aber wenn Ihr nicht in diese Allee marschiren würdet?“ flüsterte Gabriel.

„Dann würde ich mich gegen meine Ehre und gegen meine Pflicht als Soldat verfehlen,“ entgegnete Pardaillan. „Wollte ich übrigens auch, so könnte ich nicht. Meine zwei Lieutenants haben eben so gut als ich die Befehle von Herrn von Guise erhalten und würden mich nicht dagegen handeln lassen. Nein, meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß la Renaudie sich mir zu ergeben einwilligt. Eine sehr unsichere Hoffnung, denn er ist stolz und muthig. Im offenen Feld wird er nicht überfallen werden, wie Castelnau, und wir werden ihm der Zahl nach nicht sehr überlegen sein.

Doch nicht wahr, Herr von Montgommery, Ihr helft mir immerhin, ihm zum Frieden zu rathen?"

„Ah! ich werde mein Möglichstes thun," sagte Gabriel.

„Zum Teufel mit den Bürgerkriegen!" rief Pardaillan zum Schluß.

Sie ritten ungefähr zehn Minuten lang stillschweigend weiter.

Als sie in die zweite Allee links einbogen, sagte Pardaillan:

„Wir müssen nahe bei ihnen sein. Mein Herz schlägt. Ich glaube, Gott verzeihe mir! zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Furcht."

Die königlichen Reiter lachten und plauderten nicht mehr, sondern rückten sachte und behutsam vor.

Sie hatten nicht zweihundert Schritte gemacht, als sie durch eine dicht belaubte Gruppe von Bäumen auf einem Fußpfad, der sich längs der Landstraße hinzog, Waffen glänzen zu sehen glaubten.

Sie blieben nicht lange im Zweifel, denn beinahe in demselben Augenblick rief eine feste Stimme:

„Halt! wer da?"

„Das ist die Stimme von la Renaudie," sagte Pardaillan zu Gabriel.

Und er antwortete:

„Valois und Lothringen!"

Auf der Stelle kam aus der Gegenallee la Renaudie zu Pferde, gefolgt von seiner Truppe, hervor.

Nichtsdestoweniger befahl er den Seinigen, zu halten, und ritt einige Schritte allein vorwärts.

Pardaillan ahmte ihn nach, rief seinen Leuten: Halt! zu, und ritt ihm allein mit Gabriel entgegen.

Man hätte eher glauben sollen, es wären zwei Freunde, die es drängte, sich nach langer Abwesenheit wiederzusehen, als zwei Feinde, bereit, sich zu bekämpfen.

„Ich hätte Dir schon geantwortet, wie ich sollte,

würde ich nicht eine befreundete Stimme zu erkennen geglaubt haben," sagte la Renaudie sich nähernd . . . „denn wenn mich nicht Alles täuscht, verbirgt dieses Visir die Züge meines theuren Pardaillan."

„Ja, ich bin es, mein armer la Renaudie," erwiederte Pardaillan, „und wenn ich Dir einen brüderlichen Rath geben soll, verzichte auf Dein Unternehmen, Freund, und lege sogleich Deine Waffen nieder."

„Oho! ist das wirklich ein brüderlicher Rath?" rief la Renaudie spöttisch.

„Ja, Herr von la Renaudie," sagte Gabriel, der sich ihm nun auch zeigte; „ich bezeuge, daß es der Rath eines redlichen Freundes ist. Castelnau hat sich diesen Morgen dem Herzog von Nemours ergeben, und wenn Ihr ihn nicht nachahmt, seid Ihr verloren."

„Ah! ah! Herr von Montgommery," sprach la Renaudie, „seid Ihr auch mit Diesen?"

„Ich bin weder mit Diesen, noch mit Euch," antwortete Gabriel ernst und traurig, „ich bin zwischen Euch."

„Oh! verzeiht mir, Herr Graf," sagte la Renaudie, bewegt durch den edlen und würdigen Ausdruck von Gabriel. „Ich wollte Euch nicht beleidigen, und würde, glaube ich, eher an mir, als an Euch zweifeln."

„Glaubt mir also," sprach Gabriel, „und wagt nicht einen fruchtlosen und unseligen Kampf. Ergebt Euch."

„Unmöglich!" rief la Renaudie.

„Aber wisse doch, daß wir nur eine schwache Vorhut sind," sagte Pardaillan.

„Und ich," entgegnete der Anführer der Reformirten, „glaubst Du, ich habe mit dieser Hand voll Braver, die Du hier siehst, angefangen?"

„Ich bemerke Dir zum Voraus," fuhr Pardaillan fort, „Du hast Verräther in Deinen Reihen."

„Sie sind nun in den Eurigen," erwiederte la Renaudie.

„Ich übernehme es, Deine Begnadigung von Herrn von Guise zu erlangen," sagte Pardaillan, der nicht wußte, was er versuchen sollte, um ihn zu bewegen."

„Meine Begnadigung!" rief la Renaudie, „ich hoffe, daß ich bald eher Begnadigungen zu geben, als zu empfangen habe!"

„La Renaudie! la Renaudie! Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, das Schwert gegen Dich, meinen alten Kameraden, meinen Freund aus der Kinderzeit, zu ziehen."

„Du mußt Dich wohl darauf gefaßt halten, Pardaillan, denn Du kennst mich gerade zu gut, um zu glauben, ich sei geneigt, Dir das Feld einzuräumen."

„Herr von la Renaudie," rief Gabriel, „ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht . . ."

Doch er wurde ungestüm unterbrochen.

Die Reiter der beiden Parteien, welche in einiger Entfernung im Angesicht von einander geblieben waren, konnten diese seltsamen Gespräche ihrer Führer nicht begreifen und brannten vor Begierde, handgemein zu werden.

„Was Teufels sagen sie sich denn dort so lange?" murmelten die Soldaten von Pardaillan.

„Ah!" sprachen ihrerseits die Hugenotten, „glauben sie denn, wir seien hiehergekommen, um sie mit einander über ihre Angelegenheiten plaudern zu sehen?"

„Warte! warte!" sagte einer von den Leuten von der Truppe von la Renaudie, wo jeder Soldat Führer war, „ich weiß ein Mittel, ihre Unterredung abzukürzen."

Und in dem Augenblick, wo Gabriel das Wort nahm, feuerte er seine Pistole gegen die Truppe von Pardaillan ab.

„Du siehst!“ rief dieser schmerzlich, „der erste Schuß ist von den Deinigen geschehen.“

„Ohne meinen Befehl!“ entgegnete la Renaudie rasch. „Doch da das Loos geworfen ist, gehe es, wie es gehen will! Auf! meine Freunde! vorwärts!“

Er wandte sein Pferd gegen seine Leute, und Pardaillan that, um nicht zurückzubleiben, dasselbe und rief ebenfalls:

„Vorwärts!“

Das Feuer begann.

Gabriel war indessen unbeweglich zwischen den Rothen und den Weißen, zwischen den Königlichen und den Reformirten geblieben. Er hatte kaum sein Pferd ein wenig auf die Seite gelenkt, und war so dem Feuer beide Theile preis gegeben.

Schon bei den ersten Schüssen drang eine Kugel durch seinen Helmbusch, und sein Pferd wurde unter ihm getödtet.

Er machte sich aus den Steigbügeln los und blieb ohne sich zu rühren, und wie nachdenkend mitten unter dem furchtbaren Gemenge stehen.

Das Pulver war erschöpft, die zwei Truppen stürzten auf einander los, oder setzten den Kampf mit dem Schwerte fort.

Gabriel bewegte sich nicht unter dem Geklirre der Waffen, und ohne nur den Griff seines Schwertes zu berühren, begnügte er sich, den wüthenden Streichen zuzuschauen, welche um ihn her ausgetheilt wurden ... düster und traurig, wie es das Bild Frankreichs unter diesen feindseligen Franzosen gewesen sein müßte.

Geringer der Zahl und der Disciplin nach, fingen die Reformirten indessen an zu weichen.

La Renaudie traf im Getümmel wieder mit Pardallan zusammen.

„Herbei!“ rief er ihm zu, „damit ich wenigstens von Deiner Hand sterbe!“

„Ah!“ sagte Pardaillan, „derjenige, welcher den Andern tödtet, wird der Großmüthigere sein!“

Und sie griffen sich mächtig an. Die Streiche, die sie gegen einander führten, erschollen auf ihren Rüstungen wie Hämmer auf dem Amboß. La Renaudie drehte sich um Pardaillan, der, fest in seinen Steigbügeln, ohne zu ermüden, parirte und gegenschlug. Zwei rachgierige Nebenbuhler hätten nicht erbitterter kämpfen können.

Endlich stieß la Renaudie seinen Degen Pardaillan in die Brust, und dieser fiel.

Doch es war nicht Pardaillan, der einen Schrei ausstieß, sondern la Renaudie.

Zu seinem Glück hatte der Sieger nicht Zeit, seinen traurigen Sieg in's Auge zu fassen.

Montigny, der Page von Pardaillan, feuerte einen Büchsenschuß auf ihn ab, der ihn, tödtlich verwundet, von seinem Pferde niederschmetterte.

Nichtsdestoweniger fand la Renaudie, ehe er starb, noch die Kraft, den Pagen, der ihn geschossen, durch einen Schwertstreich mit verkehrter Hand todt niederzustrecken.

Um diese drei Leichname drängte sich der Kampf wüthender als je zusammen.

Doch die Hugenotten waren offenbar im Nachtheil, und bald geriethen sie, ihres Führers beraubt, in völlige Verwirrung.

Die Mehrzahl wurde getödtet. Man machte einige Gefangene und Einige ergriffen die Flucht.

Dieser gräßliche, blutige Kampf hatte nicht zehn Minuten gedauert.

Die königlichen Reiter schickten sich an, nach Amboise zurückzukehren. Man legte die zwei Leichname von Pardaillan und la Renaudie auf dasselbe Pferd, um sie mit einander zurückzubringen.

Gabriel, der, trotz seiner glühenden Wünsche, ohne Zweifel geschont von den Waffen der beiden Parteien,

nicht eine Schramme bekam, betrachtete voll Traurigkeit diese zwei Körper, welche noch wenige Augenblicke vorher die zwei edelsten Herzen, die er vielleicht gekannt, belebt hatten.

„Wer von Beiden war der Bravere?“ sagte er zu sich selbst. „Wer von Beiden liebte den Andern inniger? Wer von Beiden ist für das Vaterland ein größerer Verlust?“

XXV.

Von der Politik im sechzehnten Jahrhundert.

Nach der Uebergabe des Schlosses Noizai und dem Gefechte im Walde von Chateau-Regnault war indessen bei Weitem nicht Alles beendigt.

Die meisten Verschworenen von Nantes erhielten keine Nachricht von den zwei auf einander folgenden Niederlagen ihrer Partei, und setzten ihren Marsch gegen Amboise, immer noch geneigt, dieses in der Nacht anzugreifen, fort.

Aber man weiß, daß sie in Folge der genauen Berichte von Lignières dort erwartet wurden.

Der junge König wollte sich auch nicht niederlegen, sondern ging unruhig und mit fieberhaftem Schritt in dem weiten, kahlen Saal umher, den man ihm als Wohnzimmer zugewiesen hatte.

Maria Stuart, der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen wachten und warteten bei ihm.

„Welch eine ewige Nacht!“ sagte Franz II. „Ich leide, mein Kopf steht in Flammen, und die unaus-

stehlichen Ohrenschmerzen fangen wieder an mich zu peinigen. Welche Nacht! welche Nacht!"

„Armer, theurer Sire," sprach mit sanftem Tone Maria, „beunruhigt Euch nicht so, ich beschwöre Euch; Ihr vermehrt dadurch die Schmerzen Eures Körpers und die Leiden Eurer Seele. Legt Euch doch wenigstens einige Augenblicke nieder, ich bitte Euch!"

„Ei! kann ich mich niederlegen, Maria," entgegnete der König, „kann ich ruhig bleiben, während mein Volk sich empört und sich gegen mich bewaffnet! Ah! alle diese Sorgen werden sicherlich das wenige Leben abkürzen, das mir Gott bewilligt hat."

Maria antwortete nur durch die Thränen, die ihr reizendes Gesicht überströmten.

„Eure Majestät sollte sich nicht so sehr kümmern," sagte der Balafré. „Ich habe schon die Ehre gehabt, sie zu versichern, unsere Maßregeln seien genommen und der Sieg gewiß. Ich stehe Euch für Euch selbst, Sire."

„Haben wir nicht gut begonnen?" fügte der Cardinal von Lothringen bei. „Castelnau gefangen, la Renaudie getödtet, sind das nicht glückliche Vorzeichen für den Ausgang dieser Sache?"

„In der That, sehr glückliche Vorzeichen!" sprach Franz voll Bitterkeit.

„Morgen wird Alles beendigt sein," fuhr der Cardinal fort; „die anderen Häupter der Rebellen werden in unserer Gewalt sein, und wir können durch ein furchtbares Beispiel denjenigen, welche es noch wagen sollten, sie nachzuahmen, Furcht einjagen. Es muß sein, Sire," erwiederte er auf eine Bewegung des Widerwillens von Seiten des Königs. „Ein feierlicher Glaubensact, wie man in Spanien sagt, ist nothwendig für die verletzte Herrlichkeit der Religion und für die bedrohte Sicherheit des Thrones. Um einen Anfang zu machen, muß dieser Castelnau sterben. Herr von Nemours hat es übernommen, ihm zu schwören, er würde geschont

werden; doch das geht uns nichts an, und wir haben nichts versprochen. La Renaudie ist durch den Tod der Hinrichtung entgangen; aber ich habe schon Befehl gegeben, morgen bei Tagesanbruch seinen Kopf auf der Brücke von Amboise, mit der Ueberschrift: Haupt der Rebellen, auszustellen."

„Haupt der Rebellen!" wiederholte der junge König; „Ihr sagt aber selbst, daß er nicht das Haupt gewesen, und daß die Geständnisse und der Briefwechsel der Verschworenen als den wahren Urheber des Unternehmens den Prinzen von Condé allein bezeichnen."

„In des Himmels Namen! sprecht nicht so laut, Sire, ich flehe Euch an," unterbrach ihn der Cardinal. „Ja, das ist wahr, ja, der Prinz hat . . . von ferne Alles geleitet, Alles geführt. Diese Parpaillots nennen ihn den stummen Kapitän, und nach dem ersten glücklichen Erfolg sollte er sich erklären. Doch in Ermanglung dieses glücklichen Erfolgs hat er sich nicht erklärt und wird sich nicht erklären. Treiben wir ihn also nicht zu irgend einem gefährlichen, äußersten Entschluß an. Wir wollen ihn nicht offen als das mächtige Haupt der Empörung anerkennen. Wir wollen uns den Anschein geben, als sähen wir ihn nicht, um ihn nicht zeigen zu müssen."

„Herr von Condé ist nichtsdestoweniger der wahre Rebell!" sprach Franz, dessen jugendliche Ungeduld sich nicht in alle diese Regierungsfictionen, wie man sie seitdem genannt hat, zu fügen wußte.

„Ja, Sire," sagte der Balafré; „aber weit entfernt, seine Pläne und Entwürfe zuzugestehen, leugnet sie der Prinz. Stellen wir uns, als glaubten wir ihm auf sein Wort. Der Prinz ist heute nach Amboise gekommen, um sich hier einzuschließen; man bewacht ihn scharf, aber auf dieselbe Weise, wie er conspirirt hat. . . von ferne. Geben wir uns den Anschein, als nähmen wir ihn zum Verbündeten an, das ist minder gefährlich, als ihn zum Feind zu haben. Der Prinz wird, wenn

es sein muß, in dieser Nacht mit uns seine Genossen schlagen und morgen ihrer Hinrichtung beiwohnen. Wird er dadurch nicht einer Nothwendigkeit unterworfen, welche tausendmal schmerzlicher, als die uns auferlegte ist?"

„Ja, gewiß," erwiederte der König, „doch wird er das thun? und wenn er es thut, kann er schuldig sein?"

„Sire, wir haben in unseren Händen alle Beweise von der geheimen Theilnahme von Herrn von Condé und können dieselben Eurer Majestät, wenn sie es wünscht, vorlegen. Doch je unverwerflicher diese Beweise sind, desto mehr müssen wir uns verstellen, und ich bedaure meines Theils lebhaft ein paar Worte, die mir entschlüpft sind und den Prinzen, wenn sie ihm hinterbracht würden, beleidigen könnten."

„Ihr fürchtet Euch, einen Verbrecher zu beleidigen!" rief Franz. „Doch was bedeutet dieser Lärmen außen? Jesus! sollten es schon die Rebellen sein?"

„Ich eile," sagte der Herzog von Guise.

Ehe er aber die Thürschwelle überschritten hatte, trat Richelieu, der Kapitän der Büchsenschützen, rasch ein und sprach zum König:

„Verzeiht, Sire, es ist Herr von Condé, der für seine Ehre übelklingende Worte gehört zu haben glaubt und dringend öffentlich ein für allemal sich, in Gegenwart Eurer Majestät, von diesem beleidigenden Verdacht zu reinigen verlangt."

Der König wollte sich vielleicht weigern, den Prinzen zu sehen; doch der Herzog von Guise hatte schon ein Zeichen gemacht. Die Büchsenschützen des Kapitän Richelieu traten auf die Seite, und Herr von Condé erschien, den Kopf hoch und das Gesicht belebt. Es folgten ihm einige Edelleute und eine Anzahl Stiftsherren von Saint-Florentin, die gewöhnlichen Gäste des Schlosses von Amboise, die der Cardinal in dieser Nacht für den Fall, daß eine Vertheidigung nothwendig wäre, in

Soldaten verwandelt hatte, und die, was übrigens etwas ziemlich Gewöhnliches in jener Zeit war, die Büchse mit dem Rosenkranz und die Sturmhaube unter der Kapuze trugen.

„Sire, Ihr werdet meine Kühnheit entschuldigen," sprach der Prinz, nachdem er sich vor dem König verbeugt hatte, „doch diese Kühnheit rechtfertigt sich vielleicht zum Voraus, durch die Frechheit gewisser Anklagen, welche, wie es scheint, meine Feinde in der Finsterniß gegen meine Redlichkeit erheben, meine Feinde, die ich an das Tageslicht zu treten zwingen will, um sie zu beschämen und zu beohrfeigen."

„Um was handelt es sich, mein Herr Vetter?" sagte der junge König mit ernster Miene.

„Sire," erwiederte der Prinz von Condé, „man wagt es, zu äußern, ich sei das wahre Haupt der Rebellen, deren thörichtes, strafbares Unterfangen in diesem Augenblick den Staat beunruhigt und Eure Majestät erschreckt."

„Ah! man hat das gesagt?" entgegnete Franz, „und wer hat das gesagt?"

„Ich konnte so eben selbst diese gehässigen Verleumdungen aus dem Munde dieser ehrwürdigen Brüder von Saint-Florentin hören, die sich, da sie sich ohne Zweifel hier zu Hause glauben, gar nicht scheuen, ganz laut zu wiederholen, was man ihnen ganz leise zugeflüstert hat."

„Und klagt Ihr diejenigen an, welche die Beleidigungen wiederholen, oder die, welche sie zugeflüstert haben?"

„Ich klage die Einen wie die Andern an, Sire," antwortete der Prinz von Condé, „doch hauptsächlich die Anstifter der feigen Beschuldigungen."

Bei diesen Worten schaute er ganz klar dem Cardinal von Lothringen in's Gesicht, der sich, verlegen über seine feste Haltung, so gut als möglich hinter seinem Bruder zu verbergen suchte.

„Nun, mein Vetter," sagte der König, „wir erlauben Euch, die Verleumdung zu beschämen und die Verleumder anzuklagen. Sprecht."

„Die Verleumdung beschämen!" wiederholte der Prinz von Condé. „Ei! thun dies meine Handlungen nicht besser, als es alle meine Worte thun könnten? Bin ich nicht beim ersten Aufruf in dieses Schloß gekommen, um hier meinen Platz mitten unter den Vertheidigern Eurer Majestät einzunehmen? Ich frage Euch das selbst, Sire?"

„Klagt also die Verleumder an!" sagte Franz, der nicht anders antworten wollte.

„Ich werde es auch thun, nicht durch Worte, Sire, sondern durch Handlungen," sprach Herr von Condé. „Wenn sie Herz haben, müssen sie sich selbst anklagen und nennen; ich werfe ihnen hier öffentlich im Angesicht meines Gottes und meines Königs den Handschuh hin. Der Mann, von welchem Rang und Stand er auch sein mag, der behaupten will, ich sei der Urheber der Verschwörung, trete vor! Ich erbiete mich, wann und wo er will, mit ihm zu kämpfen, und falls er mir ungleich sein sollte, mich ihm in jeder Hinsicht für diesen Kampf gleichzustellen."

Der Prinz von Condé warf, als er so schloß, seinen Handschuh zu seinen Füßen. Sein Blick hatte, stolz auf den des Herzogs von Guise geheftet, der keine Miene verzog, seine Herausforderung beständig erläutert.

Es trat nun ein kurzes Stillschweigen ein, Jeder dachte ohne Zweifel an dieses seltsame Schauspiel der Lüge, das ein Prinz von Geblüt einem ganzen Hof gab, an welchem sich nicht ein Page fand, der ihn nicht zwanzigmal dessen schuldig wußte, worüber er sich mit einer o gut gespielten Entrüstung vertheidigte.

Aber der König war, wenn wir es sagen sollen, vielleicht der Einzige, der sich naiver Weise darüber wunderte, und Niemand fiel es ein, deshalb den Muth und die Tugend des Prinzen zu verdächtigen.

Durch Catharina von Medicis und ihre Florentiner eingeschleppt, waren die Ideen der italienischen Höfe über die Politik damals in Frankreich im Schwunge. Derjenige, welcher am besten täuschte, erlangte den Ruf des Gewandtesten. Seine Gedanken verbergen und seine Handlungen verkleiden, war die große Kunst. Die Aufrichtigkeit hätte für Dummheit gegolten.

Die edelsten und die reinsten Charaktere der Zeit, Coligny, Condé, der Kanzler Olivier, hatten sich nicht vor diesem Aussatz zu bewahren gewußt.

Der Herzog von Guise verachtete den Prinzen von Condé nicht; er bewunderte ihn. Doch er sagte sich in seinem Innern, er sei mindestens ebenso stark.

Und er machte einen Schritt vorwärts, zog langsam seinen Handschuh aus und warf ihn neben den des Prinzen.

Man staunte einen Augenblick und glaubte Anfangs, er würde die freche Herausforderung von Herrn von Condé aufnehmen. Doch dann wäre er nicht der große Politiker gewesen, der er zu sein sich schmeichelte.

Mit lautem und festem, beinahe mit überzeugtem Tone sprach er:

„Ich billige und unterstütze in seinen Worten den Herrn Prinzen von Condé, und ich bin ihm so sehr Diener, daß ich mich, da ich zugleich die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein, hier anerbiete, sein Secundant zu werden und die Waffen gegen Männiglich zu ergreifen, um ihm in einer so gerechten Vertheidigung beizustehen.“

Und der Balafré ließ kühn auf Allen, die ihn umgaben, seine forschenden Augen umherlaufen.

Der Prinz von Condé mußte die seinigen niederschlagen. Er fühlte sich besser besiegt, als wenn er mit ihm in die Schranken getreten wäre.

„Hebt keiner den Handschuh des Prinzen von Condé oder den meinigen auf?“ fragte der Herzog von Guise.

Niemand rührte sich.

„Mein Vetter," sprach Franz II. mit einem schwermüthigen Lächeln, „mir scheint, Ihr seid nun von jedem Verdacht des Meineids gegen Euern obersten Herrn gereinigt."

„Ja, Sire," sagte mit einer naiven Unverschämtheit der stumme Kapitän, „und ich danke Eurer Majestät, daß sie mir hiezu behülflich gewesen ist."

Dann sich mit einer gewissen Anstrengung gegen den Balafré umwendend, fügte er bei:

„Ich danke auch meinem guten Verbündeten und Verwandten, Herrn von Guise. Ich hoffe ihm und Allen, indem ich heute Nacht gegen die Rebellen kämpfe, wenn dazu Gelegenheit ist, zu beweisen, daß er nicht Unrecht gehabt hat, sich meiner anzunehmen.

Hienach verbeugten sich der Prinz von Condé und der Herzog von Guise tief vor einander. Und da der Prinz nun gehörig gerechtfertigt war und nichts mehr hier zu thun hatte, verbeugte er sich auch vor dem König und ging hinaus, gefolgt von den Zuschauern, die ihn bei seinem Eintritt begleitet hatten.

Es blieben im königlichen Gemach nur noch die vier Personen, deren Aufmerksamkeit und Befürchtungen einen Augenblick diese seltsame Komödie zerstreut hatte...

Doch es geht immerhin aus dieser ritterlichen Scene hervor, daß die Politik sich wenigstens aus dem sechzehnten Jahrhundert datirt.

XXVI.

Der Tumult von Amboise.

Nach dem Abgang des Prinzen von Condé brachten weder der König, noch Maria Stuart, noch die zwei Brüder von Lothringen das Gespräch auf das, was vorgefallen war. In einer stillschweigenden Uebereinkunft schienen sie diesen gefährlichen Gegenstand zu vermeiden.

In ungeduldigem, düsterem Erwarten gingen Minuten und Stunden hin, ohne daß Jemand das Wort nahm.

Franz II. fuhr oft mit der Hand an seinen brennenden Kopf.

Maria saß auf der Seite, schaute traurig das bleiche, verwelkte Gesicht ihres jungen Gemahls an und wischte sich von Zeit zu Zeit eine Thräne ab. Der Cardinal von Lothringen richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Geräusch außerhalb des Gemaches. Der Balafré, der keinen Befehl mehr zu geben hatte, und den sein Rang und sein Amt beim König festhielten, schien grausam unter dieser gezwungenen Unthätigkeit zu leiden; er zitterte und stampfte zuweilen mit dem Fuß wie ein muthiges Schlachtroß, das an dem Zügel nagt, der es zurückhält.

Die Nacht rückte indessen vor. Die Uhr des Schlosses, sodann die von Saint-Florentin schlugen sechs Uhr, dann halb sieben Uhr. Der Tag brach allmälig an und kein Lärmen eines Angriffs, kein Signal der Schildwachen hatten die schweigsame Nacht gestört.

„Ah!“ sagte der König athmend, „Herr Cardinal, ich fange an zu glauben, daß dieser Lignières Eure

Eminenz getäuscht hat, oder daß die Hugenotten anderen Sinnes geworden sind."

„Das wäre im Ganzen schlimm," erwiederte Karl von Lothringen, „denn wir waren sicher, den Aufruhr zu besiegen."

„Oh! nein, desto besser," versetzte Franz, „denn schon der Kampf wäre für das Königthum eine Niederlage gewesen."

Doch der König hatte noch nicht vollendet, als man zwei Büchsenschüsse, das verabredete Lärmzeichen, vernahm und auf den Wällen von Posten zu Posten den Ruf: „In's Gewehr! in's Gewehr!" wiederholen hörte.

„Es ist nicht zu bezweifeln, das sind die Feinde!" rief der Cardinal unwillkührlich erbleichend.

Der Herzog von Guise stand beinahe freudig auf, verbeugte sich vor dem König und sagte nur:

„Sire, zählt auf mich, bald werdet Ihr mich wiedersehen."

Und er ging hastig hinaus.

Man hörte noch seine kräftige Stimme im Vorzimmer Befehle geben, als ein neues Musketenfeuer erscholl.

„Ihr seht, Sire," sprach der Cardinal, vielleicht um seine Angst durch den Ton seiner Stimme zu vertreiben, „Ihr seht, daß Lignières gut unterrichtet war und sich nur um einige Stunden getäuscht hat."

Doch der König hörte ihn nicht; er biß sich voll Zorn auf seine weiß gewordene Lippe und horchte auf den wachsenden Lärmen der Kanonen und der Büchsen.

„Kaum kann ich an diese Vermessenheit glauben!" murmelte er. „Eine solche Schmach der Krone..."

„Wird sich in Schande für die Elenden auflösen, Sire!" sprach der Cardinal.

„Ei!" versetzte der König, „nach dem Lärmen zu urtheilen, den sie machen, müssen die Herren der Reformation zahlreich sein und nicht bange haben!"

„Das wird sogleich wie ein Strohfeuer erlöschen," sagte Karl von Lothringen.

„Es scheint nicht," entgegnete Franz, „denn der Lärmen kommt näher und das Feuer entzündet sich, wie ich glaube, statt zu erlöschen."

„Jesus!" rief Maria Stuart ganz erschrocken, „hört Ihr die Kugeln an den Mauern anprallen?"

„Mir scheint doch, Madame . . ." stammelte der Cardinal. „Ich glaube wohl, Eure Majestät . . . Ich, was mich betrifft, höre nicht, daß sich das Geräusch vermehrt . . ."

Doch er wurde durch eine furchtbare Explosion unterbrochen.

„Herr Cardinal," sagte der König mit einem bitteren Lächeln, „das müßte Euch antworten, wenn Euch auch nicht Euer bleiches und erschrockenes Gesicht hinreichend widerspräche."

„Ich spüre schon den Pulvergeruch," sagte Maria. „Und dann hört dieses furchtbare Geschrei!"

„Es wird immer schöner!" sprach Franz. „Die Herren Reformirten haben ohne Zweifel schon die Mauern der Stadt überstiegen und werden uns wohl in unserem Schlosse belagern."

„Aber, Sire," sprach zitternd der Cardinal, „wäre es unter diesen Umständen nicht besser, wenn sich Eure Majestät in den Thurm zurückziehen würde? Man darf wenigstens sicher sein, daß sie diesen nicht in ihre Gewalt bekommen."

„Wer? ich!" rief der König, „ich soll mich vor meinen Unterthanen, vor Ketzern verbergen! Laßt sie hierher kommen, Herr Oheim, es sollte mich freuen, zu erfahren, wie weit sie ihre Frechheit treiben werden. Ihr werdet sehen, ob sie uns nicht bitten, einige Psalmen in französischer Sprache mit ihnen zu singen und ein Bethaus aus unserer Florentinskapelle zu machen."

„Sire, ich bitte, zieht die Klugheit ein wenig zu Rath," sagte Maria.

» {ꝏ ꝏ} «

„Nein," entgegnete der König, „ich will bis zum Ende gehen; ich erwarte sie hier, diese treuen Unterthanen, und bei meinem königlichen Namen! der Erste, der die Ehrfurcht verletzt, die er mir schuldig ist, soll sehen, ob dieser Degen an meiner Seite nur ein Paradedegen ist!"

Die Minuten vergingen und das Büchsenfeuer dauerte fort und wurde immer stärker. Der arme Cardinal von Lothringen hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu sprechen. Der junge König ballte vor Zorn die Fäuste.

„Wie!" rief Maria Stuart, „Niemand kommt, um uns Nachricht zu bringen? Die Gefahr ist also so groß, daß Niemand den Platz auch nur einen Augenblick verlassen kann? . . ."

„Ah!" sagte endlich der König außer sich, „dieses Warten ist ganz unerträglich, und Alles wäre, glaube ich, besser! Doch ich weiß ein Mittel, zu erfahren, wie die Sache steht. Ich gehe selbst ins Treffen. Der Herr Generallieutenant wird sich ohne Zweifel nicht weigern, mich als Freiwilligen anzunehmen."

Franz machte ein paar Schritte, um wegzugehen, doch Maria warf sich ihm entgegen und rief:

„Sire, was denkt Ihr denn? krank, wie Ihr seid!"

„Ich fühle mein Uebel nicht mehr," sprach der König. „Die Entrüstung hat in mir die Stelle des Leidens eingenommen."

„Wartet, Sire!" sagte der Cardinal; „mir scheint diesmal, daß sich der Lärmen wirklich entfernt. Ja, die Schüsse werden seltener . . . . Ah! hier kommt ein Page, der uns ohne Zweifel Nachricht bringt."

„Sire," sprach der Page eintretend, „der Herr Herzog von Guise beauftragt mich, Eurer Majestät zu melden, daß die Reformirten das Feld geräumt haben und im vollen Rückzug begriffen sind."

„Endlich! das ist ein Glück!" rief der König.

„Der Herr Generallieutenant wird, sobald er die

Mauern verlassen zu können glaubt, hierher kommen und Eurer Majestät über Alles Bericht erstatten," fügte der Page bei und ging wieder ab.

„Nun! Sire," sagte der Cardinal von Lothringen triumphirend, „hatte ich nicht vorhergesehen, es wäre eine reine Bagatelle, und mein erhabener und tapferer Herr Bruder würde rasch alle Psalmensinger zu Paaren treiben?"

„Oh! mein lieber Oheim!" versetzte Franz, „wie schnell ist der Muth bei Euch zurückgekehrt!..."

Doch in diesem Augenblick erscholl eine neue Explosion, welche noch furchtbarer war als die erste.

„Was soll dieser Lärmen abermals bedeuten?" fragte der König.

„In der That... das ist seltsam," sagte der Cardinal, auf's Neue zitternd.

Zum Glück war sein Schrecken nicht von langer Dauer. Der Kapitän der Büchsenschützen, Richelieu, trat beinahe in derselben Minute, das Gesicht schwarz vom Pulver und einen abgebrochenen Degen in der Hand, ein.

„Sire," sagte Richelieu zum König, „die Rebellen sind völlig in die Flucht geschlagen. Sie hatten kaum Zeit, ohne uns Schaden zuzufügen, einen Haufen Pulver, den sie an eines der Thore gelegt hatten, springen zu lassen. Diejenigen, welche nicht gefangen genommen oder getödtet wurden, sind über die Brücke zurückgekehrt und haben sich in einem der Häuser des Faubourg du Vendomois verrammelt, wo wir einen leichten Handel mit ihnen haben werden... Eure Majestät kann sogar von diesem Fenster aus sehen, wie man mit ihnen zu Werke geht."

Der König ging rasch, von ferne von der Königin und vom Cardinal gefolgt, an's Fenster.

„Ja, in der That," sagte er, „nun sind sie belagert... Doch was sehe ich? Welcher Rauch kommt aus diesem Haus hervor!"

„Sire, man wird Feuer daran gelegt haben," sprach der Kapitän.

„Sehr gut! vortrefflich!" rief der Cardinal. „Seht, Sire, dort springen einige aus dem Fenster. Zwei . . . drei . . . vier . . . immer mehr! Hört Ihr ihr Geschrei?"

„Gott! die armen Leute!" sagte Maria, die Hände faltend.

„Mir scheint," sprach der König, „ich gewahre an der Spitze der Unsrigen den Helmbusch und die Schärpe unseres Vetters von Condé. Ist es wirklich so, Kapitän?"

„Ja, Eure Majestät," antwortete Richelieu, „er ist beständig unter uns, das Schwert in der Hand, an der Seite von Herrn von Guise."

„Nun! Herr Cardinal," sagte Franz, „Ihr seht wohl, daß er sich nicht hat bitten lassen."

„Er mußte so handeln, Sire!" erwiederte Karl von Lothringen. „Der Herr Prinz würde zu viel gewagt haben, hätte er es anders gemacht."

„Aber," rief Maria, zugleich angezogen und zurückgestoßen durch das furchtbare Schauspiel außen, „die Flammen verdoppeln sich! das Haus wird auf die Unglücklichen einstürzen!"

„Es stürzt ein!" sprach der König.

„Vivat! Alles ist vorbei!" rief der Cardinal.

„Ah! verlassen wir diesen Platz hier, denn das thut wehe," sagte Maria, den König fortziehend.

„Ja," sprach Franz, „das Mitleid erfaßt mich zu dieser Stunde."

Und er entfernte sich vom Fenster, wo der Cardinal allein und sehr ergötzt zurückblieb.

Doch bald wandte er sich um, als er die Stimme des Herzogs von Guise hörte.

Der Balafré trat ruhig und stolz ein, begleitet vom Prinzen von Condé, der sich viel Mühe geben mußte, um nicht traurig und beschämt zu erscheinen.

„Sire, Alles ist vorbei," sagte der Herzog von

Guise zum König; „die Rebellen sind für ihr Verbrechen bestraft. Ich danke Gott, daß er Eure Majestät von dieser Gefahr befreit hat, denn nach dem, was ich gesehen, war sie größer, als man Anfangs glaubte. Wir hatten Verräther unter uns."

„Ist es möglich!" rief der Cardinal.

„Ja," antwortete der Balafré, „beim ersten Angriff wurden die Reformirten durch die Kriegsleute unterstützt, welche la Mothe gebracht hatte; sie griffen uns von der Seite an, und so waren unsere Feinde einen Augenblick Meister der Stadt."

„Das ist furchtbar!" sagte Maria, sich an den König anschließend.

„Es wäre noch viel furchtbarer gewesen, Madame," fuhr der Herzog fort, „würden die Rebellen, wie sie dies glauben mußten, durch einen Angriff unterstützt worden sein, den Chaudieu, der Bruder des Ministers, auf die Porte des Bons-Hommes machen sollte."

„Ist der Angriff gescheitert?" fragte der König.

„Er hat nicht stattgefunden, Sire. Der Kapitän Chaudieu hat sich, dem Himmel sei es gedankt, verspätet und wird nur ankommen, um seine Freunde erschlagen zu finden. Nun mag er nach seinem Belieben angreifen, er wird außerhalb und innerhalb der Mauern zu schaffen haben. Und um ihn zum Nachdenken zu bringen, habe ich befohlen, zwanzig bis dreißig von seinen Genossen an den Zinnen von Amboise aufzuhängen. Dieses Schauspiel wird ihn, denke ich, gehörig warnen."

„Das ist sehr gut ersonnen," rief der Cardinal von Lothringen.

„Ich danke Euch, mein Vetter," sprach der König zum Balafré. „Doch ich sehe, daß der Schutz Gottes ganz besonders bei diesem Treffen sich geoffenbart hat, denn er allein gestattete es, daß sich die Verwirrung in den Rath unserer Feinde schlich. Gehen wir vor Allem hin und danken wir ihm in unserer Kapelle."

„Sodann ist Befehl zu Bestrafung der Schuldigen zu geben, welche den Kampf überlebt haben," sagte der Cardinal. „Sire, nicht wahr, Ihr werdet der Hinrichtung mit der Königin und der Königin Mutter beiwohnen?"

„Ist dies nothwendig?" versetzte ärgerlich der junge König, während er auf die Thüre zuging.

„Sire, es ist unerläßlich," sprach der Cardinal ihm folgend. „Der glorreiche König Franz I. und Euer erhabener Vater, Sire, versäumten es nie, dem Verbrennen der Ketzer beizuwohnen. Was den König von Spanien betrifft, Sire . . ."

„Die anderen Könige machen es, wie es ihnen beliebt, und ich will auch nach meinem Gefallen handeln," erwiederte Franz, immer weiter gehend.

„Ich muß Eure Majestät endlich darauf aufmerksam machen, daß der Nuntius Seiner Heiligkeit durchaus auf Eure Gegenwart beim ersten Glaubensakt Eurer Regierung zählt," fügte der unbarmherzige Cardinal bei. „Geht es an, daß Eure Majestät fehlt, wenn Alle, selbst der Herr Prinz von Condé, beiwohnen werden?"

„Ach! mein Gott! wir werden frühe genug davon sprechen," rief Franz. „Die Schuldigen sind ja noch nicht einmal verurtheilt."

„Oh! doch, Eure Majestät, sie sind es!" entgegnete mit Ueberzeugung Karl von Lothringen.

„Es sei! Ihr werdet also zur gegebenen Zeit diese furchtbare Nothwendigkeit meiner Schwäche auferlegen," sprach der König. „Für den Augenblick, Herr Cardinal, laßt uns, wie ich Euch gesagt habe, vor dem Altar niederknieen und Gott danken, der die Gefahren dieser Verschwörung in Gnaden von uns abgewendet hat."

„Sire," sagte der Herzog von Guise, „man muß die Dinge nicht vergrößern und ihnen nicht mehr Gewicht beilegen, als sie verdienen. Eure Majestät wolle

also diese Bewegung nicht eine Verschwörung nennen: es war in der That nur ein Tumult."

XXVII.

Ein Glaubensakt.

Obgleich die Verschworenen in das Manifest, das man unter den Papieren von la Renaudie fand, die ausdrückliche Erklärung, sie werden weder gegen die Majestät des Königs, noch gegen die Prinzen von Geblüt, noch gegen den Stand des Reiches etwas versuchen, einfügten, hatte man sie doch in offenem Aufruhr ergriffen, und sie mußten des Schicksals der Besiegten bei den Bürgerkriegen gewärtig sein.

Die Art und Weise, wie die Religionsgenossen behandelt worden waren, als sie sich als friedfertige und getreue Unterthanen benahmen, mußte ihnen wenig Hoffnung auf Begnadigung lassen.

Der Cardinal von Lothringen betrieb in der That ihre Verurtheilung mit einer ganz kirchlichen, wenn auch nicht ganz christlichen Leidenschaftlichkeit.

Er beauftragte mit dem Prozeß der in diese traurige Angelegenheit verwickelten adeligen Herren das Parlament von Paris und den Kanzler Olivier. Die Sache ging auch in raschem Zug. Die Verhöre wurden mit aller Eile geführt und die Sprüche noch viel rascher gefällt.

Man überhob sich sogar der leeren Förmlichkeiten für die kleinen Frevler der Rebellion, Leute ohne Gewicht, welche man in Amboise jeden Tag räderte oder

aufhenkte, ohne das Parlament damit belästigen zu wollen. Die Ehre und die Mühewältungen eines gerichtlichen Verfahrens wurden nur den Leuten von Stand und von einigem Ruf gegönnt.

Durch den frommen Eifer von Karl von Lothringen war auch für diese in weniger als drei Wochen Alles beendigt.

Der 15. April wurde zur öffentlichen Hinrichtung in Amboise von siebenundzwanzig Baronen, eilf Grafen und sieben Marquis, im Ganzen von fünfzig Edelleuten und Häuptern der Reformirten, anberaumt.

Man versäumte nichts, um dieser seltsamen religiösen Feierlichkeit allen Glanz und alles wünschenswerthe Gepränge zu geben. Ungeheure Vorbereitungen wurden getroffen. Von Paris bis Nantes stachelte man die allgemeine Neugierde durch die Mittel der Veröffentlichung an, welche in jener Zeit gebräuchlich waren, nämlich dadurch, daß die Hinrichtung von der Kanzel durch die Prediger und Pfarrer verkündigt wurde.

Am genannten Tag wurden drei zierliche Tribunen, von denen die in der Mitte, die kostbarste, der königlichen Familie vorbehalten war, an der Plattform des Schlosses angebracht, unter dem die blutige Vorstellung stattfinden sollte.

Um den Platz her waren aus Brettern aufgeschlagene Gerüste von allen den G l ä u b i g e n der Umgegend besetzt, die man gutwillig oder mit Gewalt zusammenbringen konnte. Die Bürger und Bauern, die einen Widerwillen gegen dieses Schauspiel hätten haben können, wurden durch Drohung oder Bestechung demselben beizuwohnen gezwungen. Man erließ den Einen ihre Geldbußen, man machte Miene, den Andern ihre Plätze, ihre Meisterrechte und ihre Privilegien zu nehmen. Alle diese Beweggründe führten, verbunden mit der Neugierde einerseits und mit dem Fanatismus andererseits, einen solchen Zufluß von Menschen nach Amboise, daß am Vorabend des unseligen Tages mehr als zehntausend

Personen in der Umgegend auf dem Felde lagern mußten.

Am Morgen des 15. April waren die Dächer der Stadt mit Volk belastet, und die Fenster, welche nach dem Platz gingen, wurden bis um zehn Thaler, eine für jene Zeit ungeheure Summe, vermiethet.

Ein großes, mit schwarzem Tuch bedecktes, Schaffot war mitten auf dem Platz errichtet. Man stellte darauf den Chouquet oder Block, auf den jeder Verurtheilte niederknieend seinen Kopf legen mußte. Ein schwarz behängter Lehnstuhl, der ebenfalls auf dem Blutgerüste stand, war für den Gerichtsschreiber bestimmt, der hinter einander die Edelleute aufzurufen und mit lauter Stimme ihren Spruch zu verlesen hatte.

Der Platz wurde von der schottischen Compagnie und von den Gendarmen des Königs bewacht.

Nach einer feierlichen Messe in der Florentins-Kapelle führte man die Verurtheilten zum Fuß des Schaffots. Mönche standen ihnen bei und suchten sie zur Verzichtleistung auf ihre religiösen Grundsätze zu bewegen; doch nicht einer von den Hugenotten willigte zu diesem Abfall vor dem Tod ein; Alle weigerten sich, den Mönchen zu antworten, unter denen sie Spione des Cardinals von Lothringen vermutheten.

Indessen füllten sich die Tribunen des Hofes, mit Ausnahme der mittleren. Der König und die Königin, denen man beinahe ihre Einwilligung, der Hinrichtung beizuwohnen, entreißen mußte, hatten wenigstens das erlangt, daß sie erst gegen das Ende und nur der Todesstrafe der vornehmsten Anführer beiwohnen durften. Doch sie mußten kommen, und das war Alles, was der Cardinal verlangte. Arme königliche Kinder! arme gekrönte Sklaven! auch ihnen hatte man in Beziehung auf ihre Stellen und Privilegien bange gemacht.

Um die Mittagsstunde begann die Hinrichtung.

Als der erste von den Reformirten die Stufen des Schaffots bestieg, stimmten seine Gefährten einen fran-

zösischen Psalm, übersetzt von Clement Marot, an, sowohl um demjenigen, welchen man hinrichtete, einen letzten Trost zuzusenden, als um ihre Beharrlichkeit ihren Feinden und dem Tod gegenüber darzuthun.

Sie sangen am Fuße des Schaffots:

Der Herr sei milde uns und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' uns immerdar.

Ein Vers begleitete jedes fallende Haupt. Doch jedes Haupt, das fiel, bildete eine Stimme weniger im Chor.

Um ein Uhr waren nur noch zwölf Edelleute, die vornehmsten Führer der Verschwörung, übrig.

Da trat eine Pause ein; die zwei Henker waren müde und der König kam.

Franz II. war nicht mehr bleich, er war leichenfarbig. Maria Stuart nahm ihren Platz zu seiner Rechten, die Königin Mutter, Catharina von Medicis, zu seiner Linken.

Der Cardinal von Lothringen stellte sich neben die Königin Mutter und man brachte den Prinzen von Condé an die Seite der jungen Königin.

Als der Prinz, beinahe ebenso bleich als der König, auf der Estrade erschien, begrüßten ihn die zwölf Verurtheilten.

Ernst erwiederte er diesen Gruß.

„Ich habe mich stets vor dem Tode geneigt," sagte er laut.

Der König wurde übrigens, so zu sagen, mit weniger Ehrerbietung aufgenommen, als der Prinz von Condé. Kein Zuruf erhob sich Anfangs bei seiner Erscheinung. Er bemerkte es wohl und sagte die Stirne faltend:

„Ah! ich bin Euch gram, Herr Cardinal, daß Ihr mich hierherzukommen veranlaßt habt.“

Karl von Lothringen erhob indessen die Hand, um das Ergebenheitssignal zu machen, und einige zerstreute Stimmen riefen in der Menge:

„Es lebe der König!“

„Hört Ihr, Sire?“ sagte der Cardinal.

„Ja,“ antwortete der König, traurig den Kopf schüttelnd, „ich höre einige Ungeschickte, die das allgemeine Stillschweigen nur um so bemerkbarer machen.“

Mittlerweile füllte sich der übrige Theil der königlichen Tribune. Die Brüder des Königs, der päpstliche Nuntius, die Herzogin von Guise waren nach und nach eingetreten.

Dann kam der Herzog von Nemours, ebenfalls sehr angegriffen und wie von einer Reue erschüttert.

Endlich stellten sich im Hintergrund zwei Männer auf, deren Gegenwart an diesem Ort und in diesem Augenblick nicht minder seltsam war, als die des Prinzen von Condé.

Diese zwei Männer waren Ambroise Paré und der Graf von Montgommery. Ganz verschiedene Pflichten führten diese Beiden hierher.

Amboise Paré war vor einigen Tagen vom Herzog von Guise, den die Gesundheit seines königlichen Neffen beunruhigte, nach Amboise berufen worden, und nicht weniger unruhig als ihr Oheim, bat Maria Stuart, als sie Franz schon bei dem Gedanken an das Auto da fe so niedergeschlagen sah, den Arzt, sich in der Nähe aufzuhalten und dem König im Fall einer Ohnmacht beizustehen.

Was Gabriel betrifft, so wollte er noch einen äusersten Versuch machen, wenigstens einen der Verurtheilten zu retten, den das Beil zuletzt treffen sollte. Dies war der junge und brave Castelnau von Chalosses, den er durch seinen Rath unwillkührlich in diese gräßliche Lage gebracht zu haben sich vorwarf.

Castelnau hatte sich, wie man sich erinnern wird, nur auf das geschriebene und unterzeichnete Wort des Herzogs von Nemours, der ihm Freiheit und Leben gesichert, ergeben.

Doch sogleich nach seiner Ankunft in Amboise hatte man ihn in einen Kerker geworfen, und heute sollte er zuletzt, als der Schuldigste, enthauptet werden.

Man muß indessen gegen den Herzog von Nemours gerecht sein. Als er seine Unterschrift so mißachtet sah, gerieth er ganz außer sich vor Zorn und Verzweiflung und seit drei Wochen ging er vom Cardinal von Lothringen zum Herzog von Guise, und von Maria Stuart zum König, die Freiheit seines Ehrengläubigers fordernd, erbittend, erflehend. Doch der Kanzler Olivier, zu dem man ihn schickte, erklärte ihm, wie Herr von Vielleville sagt: „ein König sei durchaus nicht gebunden durch sein Wort gegen einen rebellischen Unterthan, noch durch irgend ein Versprechen, das in seinem Namen geleistet worden.“ Was ein großes Herzeleid dem Herzog von Nemours bereitete, welcher sich, fügt der Chronikschreiber naiver Weise bei, „nur wegen seiner Unterschrift quälte, denn was sein Wort betrifft, so würde er Männiglich Lügen gestraft haben, wer es ihm hätte vorwerfen sollen, ohne alle Ausnahme, abgesehen von Seiner Majestät allein, ein so tapferer und hochherziger Prinz war er!“

Wie Gabriel, war der Herzog von Nemours zu dem Schauspiel der Hinrichtung, das für ihn noch viel furchtbarer, als für jeden Andern sein mußte, durch eine geheime Hoffnung, Castelnau noch in der letzten Minute zu retten, geführt worden.

Doch mit seinen Kapitänen, unten an der Tribune zu Pferde, machte der Herzog von Guise den Scharfrichtern ein Zeichen, und einen Augenblick unterbrochen, begannen die Enthauptungen und das Singen der Psalmen wieder.

In weniger als einer Viertelstunde fielen acht Köpfe.

Die junge Königin war einer Ohnmacht nahe. Es blieben am Fuße des Schaffots nur noch vier Verurtheilte.

Der Gerichtsschreiber rief mit lauter Stimme:

„Albert Edmund Roger, Graf von Mazères, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Angriffs mit gewaffneter Hand gegen die Person des Königs."

„Das ist falsch!" rief auf dem Schaffot der Graf von Mazères.

Dann dem Volk seine geschwärzten Arme und seine durch die Folter eingedrückte Brust zeigend, fügte er bei:

„Seht, in diesen Zustand hat man mich im Namen des Königs versetzt. Aber ich weiß, daß ihm dies unbekannt ist, und rufe nichtsdestoweniger: Es lebe der König!"

Sein Haupt fiel:

Die drei letzten Reformirten, welche am Fuß des Schaffots warteten, wiederholten den ersten Vers des Psalmen:

Der Herr sei milde uns und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' uns immerdar.

Der Gerichtsschreiber fuhr fort:

„Jean Louis Alberic, Baron von Raunay, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Angriffs mit gewaffneter Hand gegen die Person des Königs."

„Du und Dein Cardinal, Ihr lügt wie zwei armselige Schufte," sagte Raunay; „gegen ihn und seinen Bruder allein haben wir uns bewaffnet. Ich wünsche ihnen, daß sie Beide so ruhig und rein sterben mögen als ich."

Dann legte er sein Haupt auf den Block.

Die zwei letzten Verurtheilten sangen:

Gott setzet uns auf heiße Probe,
Wie Silber in des Feuers Gluth,
Und läutert uns zu seinem Lobe,
Und was er thut, ist ewig gut.

Der Gerichtsschreiber fuhr in seinem blutigen Aufruf fort:

„Robert Jean René Briquemaut, Graf von Villemongis, schuldig der Ketzerei, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Attentats auf die Person des Königs.“

Villemongis tauchte seine Hände in das Blut von Raunay, erhob sie zum Himmel und rief:

„Himmlischer Vater, das ist das Blut Deiner Kinder! Du wirst Rache dafür nehmen.“

Und er sank todt nieder.

Castelnau blieb allein und sang:

Du ließest uns vom Feind umschlingen
Mit Netz und Banden, Garn und Strick,
Doch mein Gebet wird zu Dir dringen,
Es lächelt mir Dein Gnadenblick.

In der Hoffnung, Castelnau zu retten, hatte der Herzog von Nemours Gold ausgestreut. Der Gerichtsschreiber und selbst die Henker waren bei seiner Rettung betheiligt. Der erste Henker erklärte sich für erschöpft, der zweite nahm seine Stelle ein. Es entstand nothwendig eine Unterbrechung.

Gabriel benützte diese, um den Herzog zu neuen Bemühungen aufzufordern.

Jacob von Savoyen neigte sich zu der Herzogin von Guise herab, mit der er, wie man sagte, in einem sehr vertrauten Verhältniß stand, und flüsterte ihr ein

Wort ins Ohr. Die Herzogin hatte viel Einfluß auf den Geist der jungen Königin.

Sie erhob sich alsbald, als könnte sie dieses Schauspiel nicht mehr ertragen, und sagte laut genug, um von Maria gehört zu werden:

„Ah! das ist zu gräßlich für Frauen! Seht Ihr, es wird der Königin übel. Entfernen wir uns.“

Doch der Cardinal von Lothringen heftete seinen strengen Blick auf seine Schwägerin und sprach mit hartem Tone:

„Etwas mehr Festigkeit, Madame. Bedenkt, daß Ihr vom Blut der Este und die Frau des Herzogs von Guise seid.“

„Ei! das ist es gerade, was mir so große Pein macht!“ entgegnete die Herzogin. „Nie hatte eine Mutter mehr Grund, sich zu betrüben. All dieses Blut und all dieser Haß werden auf unsere Kinder zurückfallen.“

„Wie furchtsam sind doch diese Weiber!“ murmelte der Cardinal, der feig war.

„Man braucht kein Weib zu sein, um von einem so unseligen Schauspiel erschüttert zu werden,“ sprach der Herzog von Nemours. „Ihr selbst, Prinz,“ sagte er zu Herrn von Condé, „seid Ihr nicht auch erschüttert?“

„Oh!“ entgegnete der Cardinal, „der Prinz ist ein Soldat und gewohnt, den Tod von Nahem zu sehen.“

„Ja, in den Schlachten,“ erwiederte muthig der Prinz; „aber auf dem Schaffot, aber mit kaltem Blute, nein!“

„Hat ein Prinz von Geblüt so viel Mitleid für Rebellen?“ sagte abermals Karl von Lothringen.

„Ich habe Mitleid,“ antwortete der Prinz von Condé, „ich habe Mitleid mit tapferen Officieren, die stets dem König und Frankreich würdig dienten.“

Doch was konnte in seiner Lage der Prinz, der selbst beargwohnt war, mehr sagen und thun? Der

Herzog von Nemours begriff dies, wandte sich an die Königin Mutter und sagte, ohne Castelnau zu nennen:

„Madame, es bleibt nur noch ein Einziger übrig. Könnte man nicht wenigstens diesen retten?"

„Ich vermag nichts," erwiederte Catharina von Medicis und wandte den Kopf ab.

Mittlerweile stieg der unglückliche Castelnau die Stufen der Treppe hinauf und sang:

Der Herr sei milde mir und gnädig,
Was er verheißt, bleib' ewig wahr,
Barmherzig sei der Herr und gütig,
Sein Antlitz leucht' mir immerdar.

Tief erschüttert, vergaß das Volk die Furcht, die ihm die Spione und Mouchards einflößten, und schrie einstimmig:

„Gnade! Gnade!"

Der Herzog von Nemours bemühte sich in diesem Augenblick, den jungen Herzog von Orleans zu rühren.

„Monseigneur," sagte er zu diesem, „vergeßt Ihr, daß es Castelnau ist, der in dieser Stadt Amboise dem seligen Herzog von Orleans, als es in großer Gefahr stand, das Leben rettete?"

„Ich werde thun, was meine Mutter entscheidet," erwiederte der Herzog von Orleans.

„Aber wenn Ihr Euch an den König wenden würdet?" fragte flehend der Herzog von Nemours. „Ein einziges Wort von Euch . . ."

„Ich wiederhole Euch, daß ich die Befehle meiner Mutter erwarte," antwortete trocken der junge Prinz.

„Ah! Prinz!" sprach im Ton des Vorwurfs der Herzog von Nemours.

Und er machte Gabriel eine Geberde der Entmuthigung, des Verzweifelns.

Der Gerichtsschreiber aber las langsam:

„Michel Jean Louis, Baron von Castelnau Chalosses

angeklagt und überwiesen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung, der Ketzerei und des Attentats auf die Person des Königs."

Castelnau erhob die Stimme und sprach:

„Ich rufe meine Richter selbst zu Zeugen auf, daß die Aussage falsch ist, wenn es nicht etwa ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung sein soll, daß ich mich mit allen meinen Kräften der Tyrannei der Guisen widersetzt habe. Ist die Sache so verstanden, so müßte man damit angefangen haben, daß man sie zu Königen erklärt hätte. Vielleicht wird es noch dahin kommen, doch das ist die Sache derer, welche mich überleben werden."

Und sich an den Scharfrichter wendend, fügte er mit fester Stimme bei:

„Thue nun, was Deines Amtes ist."

Doch der Scharfrichter, der eine Bewegung auf den Tribunen wahrnahm, stellte sich, um Zeit zu gewinnen, als hätte er an seinem Beil etwas zurechtzurichten, und sagte ganz leise zu Castelnau:

„Dieses Beil ist abgestumpft, Herr Baron, und Ihr seid würdig, wenigstens mit einem Streich zu sterben... und wer weiß, ob nicht sogar ein Augenblick mehr? — Mir scheint, es geht dort etwas Gutes für Euch vor."

Abermals schrie alles Volk:

„Gnade! Gnade!"

Gabriel, der in dieser äußersten Minute jede Zurückhaltung von sich warf, wagte es, Maria Stuart ganz laut zuzurufen:

„Gnade! Frau Königin!"

Maria wandte sich um, sah den schmerzlichen Blick, begriff den verzweifelten Schrei von Gabriel, bog ein Knie vor dem König und sprach:

„Sire, begnadigt wenigstens diesen, auf den Knieen flehe ich Euch an."

„Sire," rief der Herzog von Nemours, „ist nicht

schon genug Blut geflossen? Und Ihr wißt doch, des Königs Antlitz bringt Gnade."

Franz, der an allen Gliedern zitterte, schien betroffen von diesen Worten. Er nahm die Hand der Königin.

„Erinnert Euch, Sire," sprach mit ernstem Ton der Nuntius, um ihn zur Strenge zurückzurufen, „erinnert Euch, daß Ihr der allerchristlichste König seid."

„Ja, ich erinnere mich dessen," erwiederte fest König Franz II. „Der Baron von Castelnau ist hiemit begnadigt!"

Aber der Cardinal von Lothringen, der sich stellte, als täuschte er sich in dem Sinn der ersten Worte des Königs, hatte schon dem Scharfrichter ein gebieterisches Zeichen gemacht.

In dem Augenblick, wo Franz das Wort begnadigt! aussprach, rollte der Kopf von Castelnau auf die Bretter des Schaffots.

Am andern Tag reiste der Prinz von Condé nach Navarra ab.

XXVIII.

Ein anderes Muster von Politik.

Seit dieser unseligen Hinrichtung ging es mit der wankenden Gesundheit von Franz II. immer schlimmer.

Sieben Monate später (am Ende des Novembers 1560), als sich der Hof in Orleans befand, wo der Herzog von Guise die Stände zusammenberufen hatte,

sah sich der arme siebenzehnjährige König genöthigt, sich zu Bette zu legen.

An diesem Schmerzenslager, wo Maria Stuart betete, wachte und weinte, erwartete das ergreifendste Drama seine Entwicklung durch den Tod oder das Leben des Sohnes von Heinrich II.

Obgleich von anderen Personen erhoben, schwebte doch die Frage ganz zwischen einer bleichen Frau und einem finsteren Mann, welche in der Nacht vom 4. December einige Schritte von dem entschlummerten Kranken und von Maria, die in Thränen zu seinen Häupten wachte, neben einander saßen.

Der Mann war Karl von Lothringen und die Frau Catharina von Medicis.

Die rachsüchtige Königin Mutter, welche Anfangs die Todte gespielt hatte, war seit acht Monaten, seit dem Tumult von Amboise, wohl wieder erwacht.

Man höre mit zwei Worten, was sie in ihrer stets zunehmenden Erbitterung gegen die Guisen gethan hatte:

Sie hatte sich insgeheim mit dem Prinzen von Condé und mit Anton von Bourbon verbunden; sie hatte sich insgeheim mit dem alten Connetable von Montmorency ausgesöhnt. Nur der Haß konnte sie den Haß vergessen machen.

Von ihr angetrieben, hatten ihre neuen und seltsamen Freunde in verschiedenen Provinzen den Gährungsstoff zu Empörungen ausgebreitet, das Dauphiné mit Montbrun, die Provence mit den Brüdern Mouvants aufgewiegelt und durch Maligny ein Angriff auf Lyon versucht.

Die Guisen waren ihrerseits nicht eingeschlafen. Sie hatten in Orleans die Stände zusammenberufen und eine ergebene Majorität für sich gewonnen.

Dann hatten sie zu diesen Ständen, wie es ihr Recht war, den König von Navarra und den Prinzen von Condé gerufen.

Catharina von Medicis sandte den Prinzen War-

nung auf Warnung zu und rieth ihnen fortwährend ab, sich ihren Feinden in die Hände zu geben. Doch ihre Pflicht rief sie, und der Cardinal von Lothringen verpfändete ihnen das Wort des Königs für ihre Sicherheit.

Sie kamen nach Orleans.

Am Tage ihrer Ankunft wurde Anton von Bourbon in ein Haus der Stadt verwiesen, wo man ihn auf's Schärfste bewachte, und der Prinz von Condé wurde in ein Gefängniß geworfen.

Dann machte eine außerordentliche Commission dem Prinzen den Prozeß und verurtheilte auf Antrieb der Guisen in Orleans denjenigen zum Tod, für dessen Unschuld sich in Amboise der Herzog von Guise auf sein Schwert verbürgt hatte.

Zum Vollzug des Spruches fehlten nur noch ein paar Unterschriften, welche der Kanzler l'Hopital zurückhielt.

So standen am Abend des 4. December die Dinge für die Partei der Guisen, deren Arm der Balafré, deren Kopf der Cardinal, und für die Partei der Bourbonen, deren geheime Seele Catharina von Medicis war.

Alles hing für die Einen und für die Andern vom verscheidenden Hauche des gekrönten Jünglings ab.

Konnte Franz II. nur noch einige Tage leben, so war der Prinz von Condé hingerichtet, der König von Navarra durch Zufall in irgend einem Streit getödtet und Catharina von Medicis nach Florenz verbannt. Durch die Stände waren die Guisen Herren und im Nothfall Könige.

Starb im Gegentheil der junge König, ehe sich seine Oheime ihrer Feinde entledigt hatten, so begann der Kampf wieder mit eher ungleichen, als günstigen Chancen für sie.

Was also Catharina von Medicis und Karl von Lothringen voll Angst in dieser kalten Nacht des 4. December in dem Zimmer des Amthauses von Orleans

erwarteten und belauerten, war nicht sowohl das Leben oder der Tod ihres königlichen Sohnes und Neffen, als der Sieg oder die Niederlage ihrer Sache.

Maria allein wachte bei ihrem jugendlichen Gemahl, ohne zu bedenken, welchen Verlust für sie sein Tod herbeiführen konnte.

Man darf übrigens nicht glauben, die dumpfe Feindschaft der Königin Mutter und des Cardinals habe sich nach Außen durch ihre Manieren oder durch ihre Reden verrathen. Im Gegentheil, sie hatten sich nie vertrauensvoller gegen einander gezeigt.

Noch in diesem Augenblick unterhielten sie sich, den Schlummer von Franz benützend, in der allerbesten Freundschaft über ihre geheimsten Interessen und ihre innersten Gedanken.

Um sich Beide mit der italienischen Politik in Einklang zu setzen, von der wir schon Muster gesehen haben, hatte Catharina von Medicis stets ihre geheimen Wege verkleidet und Karl von Lothringen hatte sich stets den Anschein gegeben, als bemerkte er nichts davon. So sprachen sie unablässig als Freunde und Verbündete mit einander. Sie waren wie zwei Spieler, die jeder seinerseits gehörig betrügen und sich offen einander mit falschen Würfeln bedienen würden.

„Ja, Madame," sagte der Cardinal, „ja, dieser hartnäckige Kanzler l'Hopital weigert sich fortwährend, das Todesurtheil des Prinzen zu unterzeichnen. Ah! wie hattet Ihr Recht, Madame, vor sechs Monaten, Euch offen zu widersetzen, daß er der Nachfolger von Olivier wurde! Warum habe ich Euch nicht begriffen?"

„Wie! kann man denn seinen Widerstand durchaus nicht besiegen?" sagte Catharina, welche diesen Widerstand dictirt hatte.

„Ich habe Schmeicheleien und Drohungen angewendet, und ihn unbeugsam gefunden," erwiederte Karl von Lothringen.

„Aber wenn es der Herzog ebenfalls versuchte?"

„Nichts vermöchte dieses auvergnische Maulthier zu bewegen,“ sprach der Cardinal. „Mein Bruder hat übrigens erklärt, er wolle sich in keiner Hinsicht in diese Angelegenheit mischen.“

„Das wird sehr ärgerlich,“ sagte Catharina von Medicis entzückt.

„Es gibt indessen ein Mittel, durch das wir uns aller Kanzler der Welt überheben könnten,“ sprach der Cardinal.

„Ist es möglich! welches Mittel ist das?“ rief die Königin Mutter unruhig.

„Wenn wir den Spruch durch den König unterzeichnen ließen,“ erwiederte der Cardinal.

„Durch den König!“ wiederholte Catharina. „Könnte das sein? Hat der König dieses Recht?“

„Ja,“ sprach der Cardinal, „wir haben es schon einmal so gemacht, und zwar in derselben Angelegenheit, auf den Rath der besten Gesetzkundigen, als man erklärte, es würde ungeachtet der Weigerung des Prinzen, zu antworten, zum Urtheil geschritten werden.“

„Aber was wird der Kanzler sagen?“ rief Catharina wahrhaft beängstigt.

„Er wird murren wie gewöhnlich,“ antwortete ruhig Karl von Lothringen, „er wird die Siegel zurückzugeben drohen. . .“

„Und wenn er sie wirklich zurückgibt?“

„Ein doppelter Vortheil! Wir werden von dem unbequemsten Tadler befreit sein,“ sagte der Cardinal.

„Und wann sollte dieser Spruch nach Eurem Wunsch unterzeichnet werden?“ fragte Catharina nach einer Pause.

„In dieser Nacht, Madame.“

„Und wann würdet Ihr ihn vollstrecken lassen?“

„Morgen.“

Diesmal bebte die Königin.

„In dieser Nacht! morgen! Ihr denkt nicht daran!“ sagte sie. „Der König ist zu krank, zu schwach, sein

Geist ist nicht frei genug, um nur zu verstehen, was Ihr von ihm verlangen würdet."

„Er braucht es nicht zu verstehen, wenn er nur unterzeichnet," sagte der Cardinal.

„Aber seine Hand ist nicht einmal stark genug, um eine Feder zu halten."

„Man wird sie ihm führen," erwiederte Karl von Lothringen, glücklich über den Schrecken, den er in den Blicken seiner theuren Feindin wahrnahm.

„Hört," sprach Catharina ernst. „Ich bin Euch hier eine Kunde und einen Rath schuldig. Das Ende meines armen Sohnes ist näher, als Ihr glaubt. Wißt Ihr, was mir Chapelain, der erste Arzt, gesagt hat? wenn nicht ein Wunder geschehe, glaube er nicht, daß der König morgen Abend noch leben werde."

„Ein Grund mehr, daß wir eilen," erwiederte kalt der Priester.

„Ja, aber wenn Franz II. morgen nicht mehr lebt, so regiert Karl IX., ist der König von Navarra vielleicht Regent. Welche furchtbare Rechenschaft wird er nicht von Euch für die entehrende Bestrafung seines Bruders fordern? Werdet Ihr nicht ebenfalls gerichtet, verurtheilt werden?

„Ei! Madame, wer nichts wagt, gewinnt nichts!" rief mit Wärme der trotzige Cardinal. „Was beweist übrigens, daß Anton von Navarra zum Regenten ernannt werden wird? was beweist, daß sich dieser Chapelain nicht täuscht? Der König lebt noch! . ."

„Leiser! leiser, mein Oheim," sprach Maria, die sich erschrocken erhob. „Ihr werdet den König aufwecken! . . Ah! Ihr habt ihn schon aufgeweckt!"

„Maria . . . wo bist Du?" fragte in der That die schwache Stimme des Königs.

„Hier, ganz nahe bei Euch, mein süßer Sire," antwortete Maria.

„Oh! ich leide," sagte Franz, „mein Kopf ist wie ein Feuer! dieser Ohrenschmerz wie ein ewiger Dolch-

stich! Ich habe nur noch leidend geschlafen. Ah! es ist vorbei mit mir, es ist vorbei!"

„Sagt das nicht! sagt das nicht!" erwiederte Maria, ihre Thränen bemeisternd.

„Das Gedächtniß entgeht mir," sprach Franz. „Habe ich die heiligen Sacramente empfangen? Ich will sie so bald als möglich haben."

„Quält Euch nicht, theurer Sir, alle Eure Pflichten sind erfüllt."

„Ich will meinen Beichtvater, Herrn von Brichanteau, sehen."

„Sogleich wird er bei Euch sein."

„Spricht man wenigstens Gebete für mich?" fragte der König.

„Ich habe seit gestern morgen beinahe nicht aufgehört."

„Arme, liebe Maria. Und wo ist Chapelain?"

„Hier im nächsten Zimmer, bereit, auf Euren Ruf zu erscheinen. Eure Mutter und mein Oheim der Cardinal sind auch da: wollt Ihr sie sehen?"

„Nein, nein, Du allein sollst bei mir sein, Maria!" sprach der Sterbende. „Wende Dich ein wenig auf diese Seite . . . daß ich Dich noch einmal sehe."

„Muth gefaßt!" sagte Maria Stuart. „Gott ist so gut, und ich bete so innig zu ihm!"

„Ich leide. Ich sehe nicht mehr, ich höre kaum mehr. Deine Hand, Maria."

„Hier! stützt Euch auf mich," sprach Maria, indem sie den kleinen bleichen Kopf ihres Gatten auf ihre Schulter legte.

„Meine Seele Gott! mein Herz Dir, Maria! Immer! Ach! ach! mit siebenzehn Jahren sterben!"

„Nein! nein! Ihr werdet nicht sterben!" rief Maria. „Was haben wir dem Himmel gethan, daß er uns bestrafen sollte!"

„Weine nicht, Maria. Oben werden wir wiedervereinigt sein. Ich beklage auf dieser Welt nur Deinen

Verlust. Wenn ich Dich mit mir nähme, würde ich glücklich sterben. Die Reise nach dem Himmel ist noch schöner, als die nach Italien. Und dann kommt es mir vor, als würdest Du ohne mich keine Freude mehr haben. Sie werden Dich leiden lassen. Du wirst frieren, Du wirst allein sein, sie werden Dich tödten, meine arme Seele! Das betrübt mich noch mehr als der Tod!"

Erschöpft fiel der König auf sein Kopfkissen zurück und versank in ein düsteres Stillschweigen.

„Aber Ihr werdet nicht sterben! Ihr werdet nicht sterben, Sire!" rief Maria. „Hört, ich habe große Hoffnung. Eines, worauf ich baue, bleibt uns noch!"

„Was ist das?" unterbrach sie Catharina, die sich erstaunt näherte.

„Ja," erwiederte Maria Stuart, „der König kann noch gerettet werden und wird gerettet werden. Etwas in meinem Innern rief mir zu, alle diese Aerzte, die ihn umgeben und entkräften, seien unwissend und blind. Aber es gibt einen geschickten, gelehrten und berühmten Mann, der in Calais meinem Oheim das Leben erhalten hat. . ."

„Meister Ambroise Paré?" fragte der Cardinal.

„Meister Ambroise Paré!" wiederholte Maria. „Man sagte, dieser Mann sollte nicht, wollte selbst nicht das königliche Leben in seinen Händen haben, es wäre ein Ketzer und ein Verfluchter, und sogar wenn er die Verantwortlichkeit für eine solche Kur übernehmen würde, könnte man sie ihm nicht anvertrauen."

„Das ist gewiß," sprach mit einer verächtlichen Miene die Königin Mutter.

„Nun! wenn ich sie ihm aber anvertraue!" rief Maria. „Kann ein Mann von Genie ein Verräther sein? Wenn man groß ist, Madame, ist man gut."

„Mein Bruder hat nicht bis auf diesen Tag gewartet, um an Ambroise Paré zu denken," sagte der Cardinal. „Man hat ihn schon ausforschen lassen."

„Und wen hat man zu ihm geschickt?“ versetzte Maria. „Gleichgültige, vielleicht Feinde. Ich habe einen sichern Freund zu ihm geschickt, und er wird kommen.“

„Er braucht Zeit, um nach Paris zu kommen,“ entgegnete Catharina.

„Er ist unter Weges, er muß sogar schon angelangt sein,“ sagte die junge Königin. „Der Freund, den ich meine, hat ihn heute hierherzuführen versprochen.“

„Und wer ist denn dieser Freund?“ fragte die Königin Mutter.

„Der Graf Gabriel von Montgommery, Madame.“

Ehe Catharina Zeit gehabt hatte, einen Ausruf von sich zu geben, trat Dayelle, die erste Kammerfrau von Maria Stuart, ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Der Graf Gabriel von Montgommery ist da und wartet auf die Befehle von Madame.“

„Oh! er trete ein! er trete ein!“ rief Maria lebhaft.

XXIX.

Hoffnungsschimmer.

„Einen Augenblick Geduld,“ sprach Catharina von Medicis trocken und kalt. „Wenn dieser Mensch eintreten soll, Madame, wartet wenigstens, bis ich weggegangen bin. Gefällt es Euch, das Leben des Sohnes demjenigen anzuvertrauen, der dem Vater das Leben abgeschnitten hat, so gefällt es mir nicht, den Mörder meines Gemahls wieder zu sehen und zu hören. Ich

protestire also gegen seine Anwesenheit an diesem Ort und ziehe mich vor ihm zurück."

Und sie ging in der That weg, ohne ihrem sterbenden Sohn einen Blick, ein Wort des Abschieds zu gönnen.

Geschah dies, weil sie der verhaßte Name von Gabriel von Montgommery an die erste Beleidigung erinnerte, die sie vom König zu ertragen gehabt hatte? Vielleicht. Immerhin ist es gewiß, daß sie nicht so sehr, als sie behaupten wollte, den Anblick und die Stimme von Gabriel befürchtete, denn indem sie sich in ihre Wohnung zurückzog, welche an das königliche Gemach stieß, war sie darauf bedacht, den Thürvorhang ein wenig offen zu lassen, und sie hatte nicht sobald die außen auf einen zu dieser vorgerückten Stunde der Nacht verödeten Corridor gehende Thüre zugemacht, als sie abwechselnd an das Schloß ihr Auge und ihr Ohr drückte, um zu sehen und zu hören, was nach ihrem ungestümen Abgang vorfiel.

Gabriel trat geführt von Dayelle ein, kniete nieder, um die Hand zu küssen, die ihm die Königin reichte, und machte eine tiefe Verbeugung vor dem Cardinal.

„Nun!" fragte Maria ungeduldig.

„Madame, ich habe Meister Paré bewogen, und er ist da."

„Oh! Dank, Dank, treuer Freund!" rief Maria.

„Es geht also schlimmer beim König, Madame?" sagte Gabriel mit leiser Stimme und schaute unruhig nach dem Bett, in welchem Franz II. ohne Farbe und ohne Bewegung ausgestreckt lag.

„Ach! es geht immer noch nicht besser," antwortete die Königin, „und es war für mich ein großes Bedürfniß, Euch zu sehen. Hat Meister Ambroise Schwierigkeiten gemacht, zu kommen?"

„Nein, Madame," antwortete Gabriel. „Man hatte ihn schon gefragt, aber auf eine Weise, wie er mir sagte, daß dadurch eine Weigerung von seiner Seite

hervorgerufen werden mußte. Er sollte sich zum Voraus bei seinem Kopf und bei seiner Ehre verbindlich machen, den König zu retten, ohne ihn gesehen zu haben. Man verbarg ihm nicht, daß er als Protestant im Verdacht stehe, er trachte einem Verfolger der Protestanten nach dem Leben. Man zeigte endlich so viel beleidigendes Mißtrauen gegen ihn, man schrieb ihm so harte Bedingungen vor, daß er, wenn er nicht ganz ohne Herz und ohne Klugheit war, nothwendig seine Hülfe verweigern mußte. Dies hat er auch zu seinem großen Bedauern gethan, ohne seitdem weiter von denjenigen bedrängt zu werden, welche man zu ihm geschickt."

„Ist es möglich, daß man Meister Paré unsere Absichten so erklärt hat?" fragte lebhaft der Cardinal von Lothringen. „Man hat ihn doch im Auftrag meines Bruders und in dem meinigen zwei oder dreimal aufgesucht, man überbrachte uns seine hartnäckigen Weigerungen und seine seltsamen Zweifel, und wir hielten diejenigen, die wir abgesandt hatten, für völlig sichere Leute!"

„Waren sie es wirklich, Monseigneur?" versetzte Gabriel. „Meister Paré glaubt das Gegentheil, nun, da ich ihm Eure wahren Gefühle in Beziehung auf ihn und die guten Worte der Königin für ihn gesagt habe. Er ist überzeugt, daß man sich, ohne daß Ihr etwas davon wußtet, in einer strafbaren Absicht bemühte, ihn vom Krankenlager des Königs entfernt zu halten."

„Die Sache ist jetzt gewiß," sagte Karl von Lothringen. „Abermals," murmelte er, „erkenne ich hierin die Hand der Königin Mutter . . . Sie hat in der That alles Interesse, daß ihr Sohn nicht gerettet wird... Aber wird sie denn jede Ergebenheit, auf die wir zählen, bestechen? Das ist wieder ein Seitenstück zu ihrem l'Hopital! . . . Wie hintergeht sie uns doch! . . ."

Maria Stuart überließ indessen den Cardinal seinen Betrachtungen über das, was vorgefallen war, und

sagte, ganz nur der Sorge über die Gegenwart hingegeben, zu Gabriel:

„Nun, Meister Paré ist Euch also gefolgt, nicht wahr?“

„Auf meine erste Aufforderung,“ antwortete der junge Graf.

„Und er ist da?“

„Er erwartet, um einzutreten, nur Eure huldreiche Erlaubniß, Madame.“

„Er komme sogleich!“ rief Maria Stuart.

Gabriel von Montgommery ging einen Augenblick an die Thüre, durch die er eingetreten war, und kehrte alsbald, den Arzt einführend, zurück.

Catharina lauerte immer noch, aufmerksamer als je, an ihrer Thüre.

Maria Stuart lief Ambroise entgegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn selbst an das Bett des theuren Kranken und sagte, während sie mit ihm ging, als wollte sie die Complimente kurz abschneiden:

„Ich danke, daß Ihr gekommen seid, Meister; ich rechnete auf Euren Eifer, wie ich auf Eure Wissenschaft rechne . . . Kommt an das Bett des Königs, kommt geschwinde.“

Gehorsam, ohne daß er Zeit hatte, nur ein Wort auf die Ungeduld der Königin zu erwiedern, war Ambroise Paré bald an dem Lager von Franz II., der, gleichsam vom Schmerz besiegt, nur noch die Kraft besaß, einen schwachen, beinahe unmerklichen Seufzer auszuathmen.

Der große Arzt blieb eine Minute stehen und betrachtete dieses kleine, abgemagerte, wie vom Leiden eingeschrumpfte Gesicht. Dann neigte er sich über den, welcher für ihn nur noch ein Kranker war, und berührte und sondirte die schmerzliche Geschwulst des rechten Ohrs mit einer Hand so leicht und so zart wie die von Maria.

Der König fühlte instinctartig einen Arzt und

ließ mit sich machen, ohne nur seine beschwerten Augen zu öffnen.

„Oh! ich leide!" murmelte er mit kläglichem Tone, „ich leide! Könnt Ihr mich denn nicht erleichtern?"

Das Licht war ein wenig zu entfernt für Ambroise, er machte Gabriel ein Zeichen, es näher herbeizubringen; doch Maria Stuart bemächtigte sich desselben vor Gabriel und leuchtete selbst dem Arzt, während dieser lange und aufmerksam den Sitz des Uebels untersuchte.

Dieses stumme, ängstliche Studium dauerte vielleicht zehn Minuten, wonach sich Ambroise Paré, ernst und ganz und gar von einer Arbeit inneren Nachsinnens in Anspruch genommen, erhob und den Bettvorhang wieder fallen ließ.

Zitternd hatte Maria Stuart nicht den Muth, zu fragen, da sie befürchtete, ihn in seinen Gedanken zu stören; doch voll Angst suchte sie in seinem Gesicht zu lesen. Welchen Spruch würde er fällen?

Der erhabene Arzt schüttelte traurig den Kopf, und es kam der Königin vor, als wäre dies ein Todesurtheil.

„Wie!" sagte sie, außer Stand, länger ihre Unruhe zu bemeistern, „läßt sich keine Rettung mehr hoffen?"

„Es ist nur noch eine Hoffnung vorhanden, Madame," antwortete Ambroise Paré.

„Aber es gibt doch eine!" rief die Königin.

„Ja, Madame, und obgleich sie leider nicht sicher ist, besteht sie doch, und ich hätte jede Hoffnung, wenn . . ."

„Wenn? . . ." fragte Maria.

„Wenn derjenige, welcher gerettet werden soll, nicht der König wäre, Madame."

„Ei!" rief Maria Stuart, „behandelt ihn, rettet ihn wie den letzten seiner Unterthanen."

„Aber wenn ich scheitere?" entgegnete Ambroise,

„denn am Ende ist Gott allein der Herr. Wird man mich nicht anklagen, mich den Hugenotten? Wird diese schwere, furchtbare Verantwortlichkeit nicht auf meiner Hand lasten und sie zittern machen in dem Augenblick, wo ich so viel Ruhe und Sicherheit nöthig habe?"

„Hört," sprach Maria, „wenn er am Leben bleibt, werde ich Euch bis an's Ende meiner Tage segnen . . . stirbt er aber, so werde ich Euch bis zu meinem Tode vertheidigen. Versucht es also, versucht es. Ich beschwöre Euch, ich flehe Euch an. Da Ihr sagt, es sei dies das einzige und letzte Rettungsmittel, mein Gott! so entzieht uns dasselbe nicht; das wäre ein Verbrechen."

„Ihr habt Recht, Madame," erwiederte Ambroise, „ich werde es versuchen, wenn man es mir erlaubt, wenn Ihr selbst es mir erlaubt, denn, ich verberge Euch nicht, das Mittel, zu dem ich meine Zuflucht nehmen muß, ist ein äußerstes und, scheinbar wenigstens, gewaltsames und gefährliches."

„Wahrhaftig?" rief Maria ganz zitternd, „und es gibt kein anderes?"

„Kein anderes, Madame! Auch ist es die höchste Zeit, es anzuwenden: in vierundzwanzig Stunden wäre es sicher zu spät, in zwölf Stunden wäre es vielleicht zu spät. Es hat sich ein Absatz am Kopf des Königs gebildet, und wenn man den Flüssigkeiten nicht durch eine sehr rasche Operation einen Ablauf gibt, so wird die Ergießung in das Gehirn den Tod verursachen."

„Würdet Ihr dann den König auf der Stelle operiren wollen?" fragte der Cardinal. „Ich kann das nicht allein auf mich nehmen!"

„Ah! Ihr zweifelt schon!" sagte Ambroise. „Nein, ich bedarf des hellen Tages und ich brauche wohl den Rest dieser Nacht, um dies Alles wohl zu überlegen, um meine Hand zu üben und um ein paar Versuche zu machen . . . Doch morgen früh, morgen früh um neun

Uhr kann ich hier sein. Seid auch hier, Madame, und Ihr auch, Monseigneur, auch der Herr Generallieutenant finde sich ein, sowie diejenigen, deren Ergebenheit gegen den König erprobt ist; doch Niemand sonst. So wenig als möglich Aerzte. Ich werde sodann erklären, was ich zu thun gedenke, und wenn Ihr mich Alle dazu bevollmächtigt, mit der Hülfe des Herrn dieses einzige Rettungsmittel, das uns Gott läßt, versuchen."

„Und bis morgen ist keine Gefahr zu befürchten?" fragte die Königin.

„Nein, Madame," erwiederte Meister Paré. „Es ist nur wesentlich, daß der König ruht und Kräfte für die Operation sammelt, die er auszustehen hat. Ich gieße in den harmlosen Trank, den ich hier auf dem Tische sehe, zwei Tropfen von diesem Elixir," fügte er, die Handlung mit den Worten verbindend, bei. „Macht, daß er dies sogleich zu sich nimmt, Madame, und Ihr werdet finden, daß er in einen ruhigeren und tieferen Schlaf verfällt. Wacht, wacht selbst darüber, wenn es möglich ist, daß dieser Schlaf unter keinem Vorwand gestört werde."

„Seid hierüber unbesorgt, ich stehe Euch dafür," sagte Maria Stuart. „Ich werde diesen Platz heute Nacht nicht verlassen."

„Das ist von großer Wichtigkeit," sprach Ambroise Paré. „Nun, da ich nichts mehr hier zu thun habe, bitte ich Euch um Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen, Madame, damit ich mich abermals mit dem König beschäftigen und mich zu meiner großen Aufgabe vorbereiten kann."

„Geht, Meister, geht, und empfangt zum Voraus meinen Dank und meinen Segen. Morgen also."

„Morgen, Madame," sprach Ambroise, „hofft."

„Ich will zu Gott beten," sagte Maria Stuart. „Auch Euch, Herr Graf, auch Euch danke ich," fügte sie, sich an Gabriel wendend, bei. „Ihr seid von den-

jenigen, von denen Meister Paré sprach, und deren Ergebenheit geprüft ist. Seid also hier, ich bitte Euch, um Euren erhabenen Freund durch Eure Gegenwart zu unterstützen."

„Ich werde hier sein, Madame," antwortete Gabriel. Und er entfernte sich mit dem Arzt, nachdem er sich vor der Königin und dem Cardinal verbeugt hatte.

„Und ich werde auch da sein!" sagte zu sich selbst Catharina von Medicis vor der Thüre, wo sie lauerte. „Ja, ich werde da sein; denn dieser Paré ist bei seiner Geschicklichkeit im Stand, den König zu retten und seine Partie, den Prinzen und mich selbst ins Verderben zu stürzen, der Dummkopf! . . . Doch ich werde da sein."

XXX.

Gut gehüteter Schlaf.

Catharina von Medicis spähte noch einige Zeit, obgleich in dem königlichen Gemach außer Maria Stuart und dem Cardinal Niemand mehr war; doch sie hörte und sah nichts Interessantes mehr. Die Königin ließ Franz den beruhigenden Trank nehmen, und der Kranke schien nach dem Versprechen von Ambroise Paré sogleich sanfter zu schlafen. Alles versank sodann in ein Stillschweigen. In einem Lehnstuhl sitzend dachte der Cardinal nach; Maria kniete und betete.

Die Königin Mutter zog sich sachte in ihre Wohnung zurück, um wie der Cardinal nachzudenken.

Wenn sie indessen noch einige Augenblicke länger

geblieben wäre, würde sie ihrer wahrhaft würdigen Dingen beigewohnt haben.

Maria Stuart erhob sich aus ihrem inbrünstigen Gebet und sprach zum Cardinal:

„Nichts hält Euch hier zurück, um mit mir zu wachen, mein Oheim, da ich bis zum Erwachen des Königs da zu bleiben gedenke. Dayelle, die Aerzte und die Leute vom Dienst würden genügen, sollte man etwas brauchen. Ihr könnt also ausruhen, und ich werde Euch benachrichtigen lassen, wenn es nöthig ist."

„Nein," sprach der Cardinal, „der Herzog von Guise, den die Besorgung vieler Geschäfte bis jetzt auf den Beinen halten mußte, hat mir gesagt, er würde, ehe er sich niederlegte, hierherkommen, um sich nach dem König zu erkundigen, und ich habe ihm versprochen, ihn hier zu erwarten . . . Ah! Madame, ist es nicht gerade sein Tritt, was ich höre?"

„Oh! er mache kein Geräusch!" rief Maria, die dem Balafré entgegenlief, um ihn zu warnen.

Der Herzog von Guise trat in der That ganz bleich und bewegt ein. Er grüßte die Königin, doch in seiner Unruhe erkundigte er sich entfernt nicht nach dem König, sondern ging gerade auf seinen Bruder zu und nahm diesen beiseit in eine Fenstervertiefung.

„Eine furchtbare Kunde, ein wahrer Donnerschlag!" sagte er zum Eingang.

„Was gibt es denn wieder?" fragte Karl von Lothringen.

„Der Connetable von Montmorency ist von Chantilly mit fünfzehnhundert Edelleuten aufgebrochen," antwortete der Herzog von Guise. „Um seinen Marsch besser zu verbergen, hat er Paris vermieden und ist, von Ecouen und Corbeil kommend, durch das Thal von Essonne nach Pithiviers gezogen. Er wird morgen mit seiner Truppe vor den Thoren von Orleans sein; darüber habe ich Kunde erhalten."

„Das ist in der That schrecklich!" sprach der Car-

dinal; „der alte Fuchs will den Kopf seines Neffen retten. Ich wette, daß es abermals die Königin Mutter ist, die ihn davon hat in Kenntniß setzen lassen! Oh! daß man nichts gegen diese Frau vermag!“

„Es ist jetzt nicht der Augenblick, gegen sie zu handeln, sondern für uns zu handeln,“ entgegnete der Balafré. „Was sollen wir thun?“

„Zieht mit den Unsrigen dem Connetable entgegen.“

„Steht Ihr mir dafür, daß Ihr Orleans im Zaum haltet, wenn ich mit meinen Streitkräften nicht mehr hier bin?“ fragte der Herzog.

„Ach! nein, das ist wahr,“ erwiederte der Cardinal. „Alle diese Leute von Orleans sind schlecht, Hugenotten und Bourbonen in ihrem Innern. Aber wir haben wenigstens die Stände für uns.“

„Und l'Hopital gegen uns, bedenkt das wohl, mein Bruder. Ah! die Stellung ist sehr schwierig! Wie geht es dem König?“ sagte er endlich, als ihn die Gefahr an sein letztes Mittel erinnerte.

„Dem König geht es sehr schlecht,“ antwortete Karl von Lothringen; „doch Ambroise Paré, der auf die Einladung der Königin (ich werde Euch das erklären) nach Orleans gekommen ist, hofft ihn noch morgen früh durch eine gewagte, aber nothwendige Operation, welche glückliche Resultate haben kann, zu retten. Seid also um neun Uhr hier, mein Bruder, um Ambroise im Nothfall zu unterstützen.“

„Gewiß!“ erwiederte der Balafré, „denn hierauf beruht unsere einzige Hoffnung. Unser Ansehen würde auf der Stelle mit Franz II. erlöschen, und es wäre doch gut, den Connetable dadurch zu erschrecken und vielleicht zum Zurückkehren zu bringen, daß man ihm den Kopf seines Neffen überschicken würde!“

„Ja, das wäre beredt, und es ist auch meine Ansicht,“ sprach der Cardinal nachdenkend.

„Aber dieser verfluchte l'Hopital hält Alles auf,“ versetzte der Balafré.

„Wenn wir statt seiner Unterschrift auf dem Urtheilsspruch des Prinzen die des Königs hätten, nicht wahr, mein Bruder, dann vermöchte sich nichts zu widersetzen, daß die Hinrichtung morgen früh vor der Ankunft von Montmorency, vor dem Versuch von Ambroise Paré stattfände?“

„Es wäre nicht gerade sehr gesetzlich, aber es wäre möglich.“

„Wohl!“ sprach lebhaft Karl von Lothringen, „so laßt mich hier, mein Bruder, . . . Ihr habt für diese Nacht nichts zu thun, und Ihr müßt der Ruhe bedürfen; es hat zwei Uhr auf der Glocke des Amthauses geschlagen. Ihr müßt Eure Kräfte für morgen aufsparen; entfernt Euch und laßt mich: ich will auch die verzweifelte Kur unseres Glückes versuchen.“

„Was meint Ihr damit?“ fragte der Herzog von Guise. „Thut nichts Entscheidendes, mein Herr Bruder, ohne Euch wenigstens mit mir zu berathen.“

„Seid unbesorgt, wenn ich habe, was ich haben will, werde ich Euch morgen vor Tagesanbruch wecken, um mich mit Euch zu verständigen.“

„Gut!“ sagte der Balafré; „auf diese Versicherung entferne ich mich, denn es ist wahr, ich bin erschöpft. Doch nur vorsichtig!“

Er richtete an Maria Stuart noch einige Worte des Beileids und ging, von dieser gebeten, mit so wenig als möglich Geräusch hinaus.

Der Cardinal setzte sich indessen an einen Tisch und nahm eine Abschrift von dem Spruch der Commission, dessen Ausfertigung er bei sich behalten hatte.

Sobald dies geschehen war, stand er auf und ging gegen das Bett des Königs.

Maria Stuart erhob sich vor ihm und hielt ihn durch eine Geberde zurück.

„Wohin geht Ihr?“ sagte sie mit leisem und dennoch festem und schon zornigem Tone zu ihm.

„Madame,“ antwortete der Cardinal, „es ist wichtig, es ist unerläßlich, daß der König dieses Papier unterzeichnet.“

„Das Wichtigste, das Unerläßlichste ist, daß der König ruhig schläft.“

„Seinen Namen unter diese Schrift, Madame, und ich werde ihn nicht mehr belästigen.“

„Aber Ihr werdet ihn aufwecken,“ entgegnete die Königin, „und das will ich nicht. Ueberdies ist er in diesem Augenblick unfähig, die Feder zu halten.“

„Ich werde sie für ihn halten,“ erwiederte Karl von Lothringen.

„Ich habe Euch schon gesagt: Ich will nicht!“ sprach Maria Stuart mit gebietendem Wesen.

Erstaunt über dieses Hinderniß, an das er nicht gedacht hatte, hielt der Cardinal einen Augenblick inne; dann aber fuhr er mit seinem einschmeichelnden Tone fort:

„Hört mich, Madame, meine liebe Nichte, hört mich. Ich will Euch sagen, um was es sich handelt: Ihr begreift, daß ich die Ruhe des Königs achten würde, wenn ich nicht durch die ernsteste Nothwendigkeit gezwungen wäre. Es handelt sich um unser Glück und um das Eurige, um unser Heil und um das Eurige. Hört mich wohl, dieses Papier muß vom König vor Tagesanbruch unterzeichnet sein, oder wir sind verloren, verloren, ich gestehe es Euch.“

„Das geht mich nichts an,“ entgegnete ruhig Maria.

„Doch, ich wiederhole Euch, unser Ruin ist auch Euer Ruin, Ihr Kind, das Ihr seid!“

„Nun, was liegt mir daran? kümmere ich mich um Eure ehrgeizigen Bestrebungen? Mein Ehrgeiz besteht darin, daß ich denjenigen rette, welchen ich liebe, daß ich sein Leben erhalte, wenn ich kann, und mittler=

weile seine kostbare Ruhe hüte. Meister Paré hat mir den Schlaf des Königs anvertraut. Ich verbiete Euch, ihn zu stören, mein Herr. Hört Ihr wohl, ich verbiete es Euch! Stirbt der König, so stirbt mein Königthum, das ist mir gleichgültig! Doch so lange ihm ein Lebenshauch bleibt, werde ich diesen letzten Hauch gegen die hassenswerthen Forderungen Eurer Hofintriguen schützen. Mein Oheim, ich habe mehr, als ich es hätte wohl thun sollen, dazu beigetragen, in Euren Händen die Macht zu befestigen, so lange mein Franz sich wohl befand; doch ich nehme diese Macht ganz und gar zurück, sobald es sich darum handelt, den letzten Stunden der Ruhe, die ihm Gott vielleicht in diesem Leben gewährt, Achtung zu verschaffen. Der König bedarf morgen, wie Meister Ambroise Paré sagt, der wenigen Kräfte, die ihm noch bleiben. Niemand in der Welt, unter welchem Vorwand es auch sein mag, wird ihm ein Theilchen von diesem erquickenden Schlaf rauben ..."

„Aber wenn der Beweggrund so ernst und dringend ist?" versetzte der Cardinal.

„Niemand, unter welchem Vorwand es auch sein mag, wird den König aufwecken," sprach Maria.

„Ah! es muß sein!" entgegnete Karl von Lothringen, der sich am Ende schämte, so lange einzig und allein durch den Widerstand eines Kindes, seiner Nichte, aufgehalten zu werden. „Die Staatsinteressen, Madame, fügen sich nicht in diese Dinge des Gefühls. Ich muß die Unterschrift des Königs nothwendig auf der Stelle haben, und ich werde sie haben."

„Ihr werdet sie nicht haben, Herr Cardinal."

Der Cardinal machte einen Schritt gegen das Bett des Königs.

Doch abermals stellte sich Maria Stuart vor ihn und versperrte ihm den Weg.

Die Königin und der Minister schauten sich einander ins Angesicht, die Eine eben so zitternd und eben so zornig als der Andere.

„Ich werde vorübergehen," sprach Karl von Lothringen mit kurzem Tone.

„Ihr wagt es, Hand an mich zu legen, mein Herr?"

„Meine Nichte! . . ."

„Nicht mehr Eure Nichte, Eure Königin!"

Dies wurde mit einem so festen, so würdigen und so königlichen Ton gesprochen, daß der Cardinal verblüfft zurückwich.

„Ja, Eure Königin!" sprach Maria, „und wenn Ihr noch einen Schritt, eine Geberde macht, werde ich, während Ihr zum König geht, zur Thüre gehen; ich werde diejenigen rufen, welche dort wachen müssen, und obgleich Ihr mein Oheim, obgleich Ihr Minister, obgleich Ihr Cardinal seid, werde ich, die Königin, befehlen, daß man Euch als des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig verhaftet."

„Ein solches Aergerniß! . . ." murmelte der Cardinal erschrocken.

„Wer von uns wird es gewollt haben, mein Herr?"

Das funkelnde Auge, der wogende Busen, die ganze entschiedene Haltung der Königin sagten hinreichend, sie würde ihre Drohung verwirklichen.

Und dann war sie so schön, so stolz, und zu gleicher Zeit so rührend, daß der Priester mit dem ehernen Herzen sich besiegt und erschüttert fühlte.

Der Mann gab dem Kinde nach; die Staatsraison gehorchte dem Schrei der Natur.

„Gut!" sagte der Cardinal, tief seufzend, „ich werde warten, bis der König aufwacht."

„Ich danke!" sprach Maria, zu dem sanften und traurigen Ton zurückkehrend, der ihr seit der Krankheit des Königs zur Gewohnheit geworden war.

„Doch wenigstens wenn er erwacht ist . . ." fügte Karl von Lothringen bei.

„Wenn er im Stande ist, Euch zu hören und zu

befriedigen, mein Oheim, so werde ich es nicht verhindern."

Der Cardinal mußte sich wohl mit diesem Versprechen begnügen. Er setzte sich wieder an seinen Tisch und Maria kehrte an ihr Betpult zurück, er wartend, sie hoffend.

Doch die langsamen Stunden dieser Nacht gingen vorüber, ohne daß Franz II. erwachte. Das Versprechen von Ambroise Paré war kein leeres gewesen; seit vielen Nächten hatte der König keinen so tiefen und langen Schlaf gehabt.

Von Zeit zu Zeit machte er wohl eine Bewegung, ließ er eine Klage vernehmen, sprach er ein Wort aus, einen Namen besonders: den von Maria.

Doch beinahe sogleich versank er wieder in die Schlaftrunkenheit . . . und der Cardinal, der sich hastig erhoben hatte, mußte getäuscht wieder an seinen Platz zurückkehren.

Er zerknitterte sodann voll Ungeduld in seiner Hand diesen unnützen Spruch, diesen unseligen Urtheilsspruch, der vielleicht ohne die Unterschrift des Königs der seinige wurde . . .

So sah er allmälig die Kerzen niederbrennen und erbleichen und die kalte Morgendämmerung des Decembers vor den Fenstern erscheinen.

Als es acht Uhr schlug, bewegte sich der König, öffnete er die Augen und rief:

„Maria! bist Du da, Maria?"

„Immer!" antwortete Maria Stuart.

Karl von Lothringen stürzte, sein Papier in der Hand vor. Es wär vielleicht noch Zeit! ein Schaffot ist schnell errichtet! . . .

Doch in demselben Augenblick trat Catharina von Medicis durch ihre Thüre in das königliche Gemach.

„Zu spät!" sagte der Cardinal zu sich selbst. „Ah! das Glück verläßt uns, und wenn Ambroise den König nicht rettet, sind wir verloren."

XIII.

Das Sterbebett der Könige.

Die Königin Mutter hatte mittlerweile ihre Zeit nicht verloren. Sie schickte zuerst zum König von Navarra den Cardinal von Tournon, ihre Creatur, und brachte ihre geschriebene Uebereinkunft mit den Bourbonen in Ordnung. Dann vor Tagesanbruch empfing sie den Kanzler l'Hopital, der ihr die baldige Ankunft in Orleans ihres Verbündeten, des Connetable, mittheilte. Von ihr benachrichtigt, versprach l'Hopital, sich um neun Uhr im großen Saale des Amthauses einzufinden, der vor dem Gemach des Königs kam, und dahin so viel Parteigänger von Catharina, als er finden könnte, mitzubringen. Endlich ließ die Königin Mutter auf halb neun Uhr Chapelain und ein paar andere königliche Aerzte rufen, deren Mittelmäßigkeit die geborene Feindin des Genies von Ambroise Paré war.

Als sie so ihre Maßregeln getroffen hatte, trat sie, wie wir gesehen, zuerst in das Gemach des Königs, der so eben erwacht war. Sie ging gerade auf das Bett ihres Sohnes zu, betrachtete ihn einige Augenblicke den Kopf schüttelnd, wie eine schmerzlich betrübte Mutter, drückte einen Kuß auf seine herabhängende Hand, trocknete ein paar Thränen und setzte sich so, daß sie ihn beständig im Blick hatte.

Auch sie wollte nun, wie Maria Stuart, über diesem kostbaren Todeskampf wachen, doch auf ihre Weise.

Der Herzog von Guise trat beinahe in demselben Augenblick ein. Nachdem er ein paar Worte mit Maria gesprochen hatte, ging er auf seinen Bruder zu und fragte ihn:

„Ihr habt also nichts gethan?“

„Ach! ich konnte nichts thun,“ antwortete der Cardinal.

„Das Schicksal wendet sich also gegen uns,“ versetzte der Balafré. „Man drängt sich diesen Morgen im Zimmer von Anton von Navarra.“

„Und Montmorency, habt Ihr Nachricht von ihm?“

„Keine. Vergebens habe ich bis jetzt gewartet... er hat vielleicht nicht den geraden Weg gewählt. Vielleicht steht er schon vor deu Thoren der Stadt.“

„Mißlingt Ambroise Paré seine Operation, dann ist es aus mit unserem Glück!“ versetzte voll Angst Karl von Lothringen.

Die von Catharina von Medicis benachrichteten Aerzte trafen in dieser Minute ein.

Die Königin Mutter führte sie selbst an das Bett des Königs, dessen Leiden und Seufzer wieder begannen.

Die Aerzte untersuchten nach und nach ihren königlichen Kranken und gruppirten sich sodann in einer Ecke, um sich zu berathen. Chapelain schlug Kataplasmen vor, um die Feuchtigkeiten nach Außen zu ziehen; doch die zwei anderen Aerzte sprachen sich dafür aus, daß ein gewisses zusammengesetztes Wasser in das Ohr eingespritzt werden sollte.

Sie hatten sich für dieses letztere Mittel entschieden, als Ambroise Paré, in Begleitung von Gabriel, eintrat.

Nachdem er den Zustand des Königs geprüft hatte, trat er zu seinen Collegen.

Ambroise Paré, Wundarzt des Herzogs von Guise, ein Mann von einem in der Wissenschaft schon begründeten Ruf, war nun eine Autorität, auf die man jede Rücksicht nehmen mußte. Die Aerzte theilten ihm daher mit, was sie beschlossen hatten.

„Das Mittel ist ungenügend, behaupte ich,“ sprach

Ambroise Paré mit lauter Stimme; „doch man muß sich beeilen, denn das Gehirn wird sich eher füllen, als ich gedacht hätte.“

„Oh! beeilt Euch also in des Himmels Namen!“ rief Maria Stuart, welche diese Worte gehört hatte.

Die Königin Mutter und die zwei Guisen näherten sich nun den Aerzten und mischten sich unter sie.

„Meister Paré,“ fragte Chapelain, „habt Ihr denn ein Mittel, das besser und rascher wäre, als das unsere?“

„Ja,“ antwortete Paré.

„Welches?“

„Man muß den König trepaniren.“

„Den König trepaniren!“ riefen die drei Aerzte schauernd.

„Worin besteht diese Operation?“ fragte der Herzog von Guise.

„Sie ist noch wenig bekannt, gnädigster Herr,“ erwiederte der Wundarzt. „Man muß mit einem, von mir erfundenen, Instrument, das ich Trepan nenne, auf dem Scheitel, oder vielmehr auf der Seite des Gehirns eine Oeffnung von der Weite eines kleinen Goldstückes machen.“

„Barmherziger Gott!“ rief voll Entrüstung Catharina von Medicis. „Mit dem Eisen an dem Kopf des Königs arbeiten! Und Ihr würdet das wagen?“

„Ja, Madame,“ antwortete Ambroise ganz einfach.

„Aber das wäre ein Mord!“ versetzte Catharina.

„Ei! Madame,“ entgegnete Ambroise, „den Kopf des Königs mit Wissenschaft und Vorsicht öffnen, heißt das nicht nur das thun, was täglich auf dem Schlachtfeld das blinde und gewaltsame Schwert thut? Und wie viel Wunden heilen wir nicht!“

„Sagt kurz, steht Ihr für das Leben des Königs?“ fragte der Cardinal von Lothringen.

„Gott allein hat das Leben und den Tod der Menschen in seinen Händen; Ihr wißt das besser als ich,

Herr Cardinal. Alles, was ich versichern kann, ist, daß hierin die letzte und einzige Hoffnung besteht, dem König das Leben zu retten. Ja, es ist die einzige Hoffnung, die einzige Möglichkeit einer Rettung, doch es ist wenigstens eine Möglichkeit."

„Ihr sagt jedoch, Eure Operation könne gelingen, nicht wahr, Ambroise?" fragte der Balafré. „Sprecht, habt Ihr sie schon einmal mit Erfolg gemacht?"

„Ja, Monseigneur," antwortete Ambroise Paré, „noch vor Kurzem an Herrn von Bretesche, Rue de la Harpe, in der rothen Rose, und dann, um von Dingen zu sprechen, die Monseigneur besser kennen wird, habe ich sie bei der Belagerung von Calais an Herrn von Pienne vorgenommen, der auf der Bresche verwundet worden war."

Nicht ohne Absicht erinnerte Ambroise Paré den Herzog an Calais, und es gelang ihm auch, denn dieser war offenbar von seinen Worten betroffen.

„In der That, ich erinnere mich dessen," sagte er; „ich zögere nun nicht mehr, und gebe meine Einwilligung zur Operation."

„Und ich auch," sprach Maria Stuart, ohne Zweifel durch ihre Liebe erleuchtet.

„Doch ich nicht!" rief Catharina.

„Ei! Madame, da man Euch sagt, es sei dies unser einziges Rettungsmittel!" versetzte Maria.

„Wer sagt das?" entgegnete die Königin Mutter. „Meister Ambroise Paré, ein Ketzer! Das ist aber nicht die Ansicht der Aerzte."

„Nein, Madame," sprach Chapelain, „und diese Herren und ich protestiren gegen das Mittel, das Meister Paré vorschlägt."

„Ah! Ihr seht wohl?" rief Catharina triumphirend.

Außer sich, ging der Balafré auf die Königin Mutter zu, führte sie in eine Fenstervertiefung und sagte

hier mit leiser Stimme und die Zähne an einander gepreßt:

„Madame, hört mich, Ihr wollt, daß Euer Sohn sterbe und Euer Prinz von Condé lebe! .... Ihr seid mit den Bourbonen und mit den Montmorency einverstanden! ... Der Handel ist abgeschlossen, die Verlassenschaft zum Voraus getheilt ... Ich weiß Alles. Nehmt Euch in Acht! .... ich weiß Alles, sage ich Euch."

Doch Catharina von Medicis gehörte nicht zu denjenigen, welche man so leicht einschüchtert, und der Herzog von Guise hatte einen falschen Weg eingeschlagen. Sie begriff nur um so besser die Nothwendigkeit, kühn zu handeln, da ihr Feind so die Maske vor ihr abwarf. Sie schleuderte ihm einen niederschmetternden Blick zu, entging ihm durch eine rasche Bewegung, lief auf die Thüre zu, öffnete selbst beide Flügel und rief:

„Herr Kanzler!"

Gemäß den Befehlen, die er erhalten, wartete l'Hopital im großen Saal. Es war hier um ihn versammelt, was er von Parteigängern der Königin Mutter und der Prinzen hatte finden können.

Auf den Ruf von Catharina trat er rasch vor, und die Gruppe der adeligen Herren drängte sich neugierig nach der offenen Thüre.

„Herr Kanzler," sprach Catharina mit lauter Stimme, um gehört zu werden, „man will zu einer gewaltsamen und verzweifelten Operation an der Person des Königs ermächtigen. Meister Paré beabsichtigt, ihm mit einem Instrument den Kopf zu durchbohren. Ich, seine Mutter, protestire mit den drei hier gegenwärtigen Aerzten gegen dieses Verbrechen .... Herr Kanzler, nehmt meine Erklärung zu Protokoll."

„Schließt diese Thüre!" rief der Herzog von Guise.

Trotz des Murrens der im großen Saal versammelten Edelleute that Gabriel, was der Herzog befahl.

Der Kanzler allein blieb im Gemach des Königs.

„Herr Kanzler," sprach nun der Balafré, „erfahrt, daß diese Operation, von der man Euch sagt, nothwendig ist, und daß die Königin und ich, der Generallieutenant des Reiches, wenn nicht für die Operation, doch für den Wundarzt stehen."

„Und ich," rief Ambroise Paré, „ich übernehme in diesem äußersten Augenblick jede Verantwortlichkeit, die man mir auferlegen will. Ja, man mag mir mein Leben nehmen, wenn es mir nicht gelingt, das des Königs zu retten. Aber, ach! es ist die höchste Zeit! Seht den König! seht ihn!"

Leichenbleich, unbeweglich, die Augen erloschen, schien Franz **II.** in der That nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu hören, nicht mehr zu leben. Er antwortete weder mehr auf die Liebkosungen, noch auf den Ruf von Maria.

„Oh! ja, beeilt Euch! beeilt Euch, im Namen Jesu!" sagte diese zu Ambroise. „Sucht nur dem König das Leben zu retten, und ich werde das Eurige beschützen."

„Ich habe nicht das Recht, etwas zu verhindern, doch es ist meine Pflicht, die Protestation der Frau Königin Mutter zu bestätigen," sagte der unempfindliche Kanzler.

„Herr l'Hopital, Ihr seid nicht mehr Kanzler," sprach der Herzog von Guise mit kaltem Tone. „Beginnt, Ambroise" sagte er zu dem Wundarzt.

„Wir entfernen uns," erklärte Chapelain im Namen der Aerzte.

„Es sei," erwiederte Ambroise, „ich bedarf der größten Ruhe um mich her. Bin ich allein Herr, so werde ich auch allein verantwortlich sein."

Seit einigen Augenblicken sprach Catharina von Medicis nicht ein Wort mehr, machte sie nicht eine Bewegung mehr. Sie hatte sich an das Fenster zurückgezogen und schaute in den Hof des Amthauses, wo

man einen gewaltigen Lärmen vernahm. Doch in der Krise dieser Entwicklung hatte Niemand außer ihr diesem Lärmen ein Gehör geschenkt.

Alle, und selbst der Kanzler, hefteten ihre Augen auf Ambroise Paré, der die erhabene Kaltblütigkeit des großen Wundarztes wieder gewonnen hatte und seine Instrumente bereit legte.

Doch in dem Augenblick, wo er sich über Franz II. neigte, brach der Tumult im anstoßenden Saale los. Ein bitteres und zugleich freudiges Lächeln schwebte auf den bleichen Lippen von Catharina. Die Thüre öffnete sich mit Gewalt und der Connetable von Montmorency erschien in kriegerischer Rüstung und drohend auf der Schwelle.

„Ich komme zu gelegener Zeit! . . . . .“ rief der Connetable.

„Was soll das bedeuten?“ sprach der Herzog von Guise, die Hand an sein Schwert legend.

Gezwungener Weise hielt Ambroise Paré inne. Zwanzig Edelleute begleiteten Montmorency und verbreiteten sich im Gemach. An seiner Seite sah man Anton von Bourbon und den Prinzen von Condé. Mehr noch, die Königin Mutter und l'Hopital schlossen sich ihm an. Es war nicht einmal mehr möglich, Gewalt anzuwenden, um Herr im königlichen Gemach zu sein.

„Nun ist es auch an mir, mich zu entfernen,“ sagte Ambroise in Verzweiflung.

„Meister Paré,“ rief Maria Stuart, „ich, die Königin, befehle Euch, die Operation fortzusetzen!“

„Ei! Madame,“ entgegnete der Wundarzt, „ich habe Euch gesagt, ich bedürfe der größten Ruhe! . . . Und Ihr seht! . . .“

Er deutete auf den Connetable und sein Gefolge.

„Herr Chapelain,“ sagte er zum ersten Arzt, „versucht Eure Einspritzung.“

„Das wäre in einem Augenblick geschehen," erwiederte Chapelain rasch. „Alles ist vorbereitet."

Von seinen zwei Collegen unterstützt, nahm er sogleich die Einspritzung in das Ohr des Königs vor.

Maria Stuart, die Guisen, Gabriel, Ambroise ließen gewähren und schwiegen wie versteinert.

Der Connetable allein schwatzte albernes Zeug.

„So ist es gut!" sagte er befriedigt durch die gezwungene Folgsamkeit von Meister Paré. „Wenn ich bedenke, daß Ihr nur so ohne mich den Kopf des Königs öffnen wolltet! Man schlägt die Könige von Frankreich nur auf den Schlachtfeldern, seht Ihr! . . . Nur das Eisen des Feindes allein kann sie berühren, aber das Eisen eines Wundarztes nie."

Und sich an der Niedergeschlagenheit des Herzogs von Guise ergötzend, fuhr er fort:

„Es war Zeit, daß ich ankam, Gott sei Dank! Ah! meine Herren, Ihr wolltet, wie man mir sagt, meinem theuren und braven Neffen, dem Prinzen von Condé, den Kopf abschlagen! Doch Ihr habt den alten Löwen in seiner Höhle aufgeweckt, und hier steht er! Ich habe den Prinzen befreit, ich habe mit den Ständen gesprochen, die Ihr unterdrücktet. Ich habe als Connetable die Schildwachen entlassen, die Ihr vor die Thore von Orleans stelltet. Seit wann ist es gebräuchlich, so dem König Wachen zu geben, als ob er in der Mitte seiner Unterthanen nicht in Sicherheit wäre?..."

„Von welchem König sprecht Ihr?" fragte Ambroise Paré; „es wird bald keinen andern König mehr geben, als König Karl IX.; denn Ihr seht, meine Herren," sagte er zu den Aerzten, „die Ergießung beginnt, die Flüßigkeit dringt in das Gehirn ein."

Catharina von Medicis sah bald an der trostlosen Miene von Ambroise Paré, daß jede Hoffnung verloren war.

„Euer Reich geht zu Ende, mein Herr," sprach sie unwillkührlich zum Balafré.

Franz erhob sich in dieser Sekunde mit einer ungestümen Bewegung, riß die Augen weit auf, zitterte mit den Lippen, als wollte er einen Namen stammeln, und fiel wieder schwerfällig auf sein Kopfkissen zurück.

Er war todt.

Ambroise Paré verkündigte dies durch eine schmerzliche Bewegung den Anwesenden.

„Ah! Madame! Madame! Ihr habt Euer Kind getödtet!" rief Maria Stuart Catharina zu, und stürzte ganz verwirrt auf sie los.

Die Königin Mutter umhüllte gleichsam ihre Schwiegertochter mit einem giftigen, eisigen Blick, aus welchem aller Haß überströmte, den sie seit achtzehn Monaten gegen sie gebrütet hatte.

„Ihr, meine Theure," sagte sie, „Ihr habt nicht mehr das Recht, so zu sprechen, hört Ihr wohl; denn Ihr seid nicht mehr Königin. Ah! doch! Königin in Schottland. Und wir werden Euch sobald als möglich zu Euren Nebeln zurückschicken, daß Ihr dort regieren könnt."

Durch eine unvermeidliche Gegenwirkung fiel Maria Stuart nach diesem ersten Ausdruck des Schmerzes schwach und schluchzend an dem Bett, wo der König lag, auf die Kniee nieder.

„Frau von Fiesque," fuhr ruhig Catharina fort, „holt sogleich den Herzog von Orleans. Meine Herren," sprach sie, den Herzog von Guise und den Cardinal anschauend, „die Stände, welche vielleicht vor einer Viertelstunde noch für Euch waren, sind jetzt, wie Ihr Euch denken könnt, für uns. Es ist zwischen Herrn von Bourbon und mir verabredet, daß ich Regentin sein werde, und daß er die Stelle des Generallieutenants des Reiches übernimmt. Doch Ihr, Herr von Guise, Ihr seid noch der Großmeister, erfüllt also die Pflicht Eures Amtes und verkündigt den Tod von König Franz II."

„Der König ist todt!“ sprach der Balafré mit dumpfem, tiefem Tone.

Der Wappenkönig wiederholte mit lauter Stimme auf der Schwelle des großen Saales nach dem herkömmlichen Ceremoniel:

„Der König ist todt! der König ist todt! der König ist todt! Betet für das Heil seiner Seele.“

Und sogleich rief der erste Cavalier:

„Es lebe der König!“

In demselben Augenblick führte Frau von Fiesque den Herzog von Orleans zu der Königin Mutter; diese nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm hinaus und zeigte ihn den Höflingen, welche um sie her riefen:

„Es lebe unser guter König Karl **IX.**!“

„Unser Glück hat gestrandet!“ sprach traurig der Cardinal zu seinem Bruder, der mit ihm allein zurückgeblieben war.

„Das unsere vielleicht, aber nicht das unserer Familie,“ erwiederte der Ehrgeizige. „Ich muß nun darauf bedacht sein, meinem Sohn Mittel und Wege zu bereiten.“

„Wie mit der Königin Mutter wieder anknüpfen?“ fragte Karl von Lothringen nachdenkend.

„Lassen wir Catharina sich mit ihren Bourbonen und ihren Hugenotten entzweien,“ erwiederte der Balafré.

Fortsprechend, verließen sie durch eine Geheimthüre das Gemach.

„Ach! ach!“ murmelte Maria Stuart, die eisige Hand von Franz **II.** küssend, „Niemand weint hier als ich; oh! das arme Herzkind hat mich so sehr geliebt!“

„Und ich, Madame,“ sprach vortretend, die Augen von Thränen gefüllt, Gabriel von Montgommery, der bis jetzt auf der Seite gestanden war.

„Oh! ich danke Euch,“ antwortete ihm Maria mit einem Blick, in den sie ihre ganze Seele legte.

„Und ich werde mehr thun, als weinen,“ fuhr mit

halber Stimme Gabriel fort, indem er von fern mit zornigem Auge Montgommery folgte, der sich an der Seite von Catharina von Medicis aufblähte. „Ja, ich werde ihn vielleicht rächen und das unvollendete Werk meiner eigenen Rache wieder aufnehmen; da dieser Connetable abermals mächtig geworden, so ist der Streit zwischen uns noch nicht beendigt."

Ach! sogar Gabriel bewahrte in Gegenwart dieses Todten einen persönlichen Gedanken.

Regnier la Planche hat entschieden Recht, wenn er sagt: „Es ist schlimm, König zu sein, des Sterbens wegen."

Er hat ohne Zweifel nicht minder Recht, wenn er beifügt:

„Während dieser Regierung von Franz **II.** diente Frankreich als Schaubühne, auf der mehrere furchtbare Tragödien gespielt wurden, welche die Nachwelt mit Recht zugleich bewundern und verabscheuen wird."

XXXII.

Frankreich lebe wohl!

Acht Monate nach dem Tod von Franz **II.**, am 15. August 1591, war Maria Stuart im Begriff, sich in Calais nach ihrem Königreich Schottland einzuschiffen.

Diese acht Monate hatte sie Tag für Tag, und so zu sagen Stunde für Stunde Catharina von Medicis und sogar ihren Oheimen streitig gemacht, die es, obgleich aus ganz anderen Gründen, auch drängte, sie

Frankreich verlassen zu sehen. Doch Maria konnte sich nicht entschließen, von diesem Land zu scheiden, wo sie eine so glückliche und geliebte Königin gewesen war. Bis in ihren schmerzlichen Erinnerungen, welche sie an ihren frühzeitigen Witwenstand mahnten, hatten diese theuren Orte für sie einen Zauber und eine Poesie, wovon sie sich nicht losreißen konnte.

Maria Stuart fühlte nicht allein diese Poesie, sie drückte sie auch aus. Sie beweinte nicht nur den Tod von Franz II. wie eine Frau, sondern sie besang ihn wie ein Muse. Brantome hat uns in seiner Bewunderung für sie Klagelieder ihrer Dichtung aufbewahrt, die sich mit den merkwürdigsten Poesien jener Zeit vergleichen lassen.

In Rheims, wohin sie sich Anfangs zu ihrem Oheim von Lothringen zurückgezogen hatte, ließ sie diese harmonische und rührende Klage entströmen. Sie blieb bis am Ende des Frühjahrs in der Champagne. Dann forderten die religiösen Unruhen, welche in Schottland ausgebrochen waren, ihre Gegenwart in diesem Lande. Die beinahe leidenschaftliche Bewunderung, welche, noch ein Kind, Carl IX. äußerte, wenn er von seiner Schwägerin sprach, beunruhigte andererseits die argwöhnische Regentin Catharina. Maria Stuart mußte sich also zur Abreise entschließen.

Sie kam im Monat Juli, um Abschied zu nehmen, an den Hof von Saint-Germain, und die Zeichen der Ergebenheit, beinahe der Anbetung, die sie hier empfing, vermehrten noch wo möglich ihren bittern Kummer.

Ihr Witthum, das man ihr auf die Touraine und auf Poitou anwies, war auf eine Rente von zwanzig tausend Livres festgestellt; sie nahm auch nach Schottland reiche Juwelen mit, und diese Beute konnte einen Seeräuber in Versuchung führen. Man befürchtete dabei für sie eine Gewaltthat von Elisabeth von England, welche in der jungen Königin von Schottland eine Nebenbuhlerin sah. Viele Edelleute boten sich da-

her an, Maria bis in ihr Königreich zu geleiten, und als sie nach Calais kam, sah sie sich nicht nur von ihren Oheimen, sondern auch von den Herren von Nemours, von Damville, von Brantome, kurz von dem besten Theil dieses so eleganten und ritterlichen Hofes umgeben.

Maria fand im Hafen von Calais zwei Galeeren, die, ganz bereit auf ihren ersten Befehl, ihrer harrten. Doch sie blieb noch sechs Tage in Calais, so viel Mühe hatten diejenigen, welche sie bis dahin begleitet, als sie am Ziel angekommen waren, sich von ihr zu trennen.

Endlich wurde der 15. August, wie gesagt, für ihre Abreise bestimmt. Das Wetter war an diesem Tag trübe und traurig, doch ohne Wind und ohne Regen.

Auf der Küste selbst und auf dem Brett des Schiffes, das sie hinübertragen sollte, wollte Maria, um allen denen, welche sie bis an die Gränzen des Vaterlandes begleitet hatten, zu danken, Jedem ihre Hand zum letzten Lebewohl zu küssen geben.

Alle kamen traurig und ehrfurchtsvoll, knieten nach und nach vor ihr nieder und drückten ihre Lippen auf diese angebetete Hand.

Der letzte von Allen war ein Edelmann, der von Saint-Germain an das Gefolge von Maria nicht verlassen hatte, der aber verborgen durch seinen Mantel und seinen Hut zurückgeblieben war, ohne sich Jemand zu zeigen oder mit Jemand zu sprechen.

Als er aber, seinen Hut in der Hand, auch vor der Königin niederkniete, erkannte Maria Gabriel von Montgommery.

„Wie! Ihr seid es, Graf?“ sagte sie. „Ah! ich fühle mich glücklich, Euch noch einmal zu sehen, treuer Freund, der Ihr mit mir meinen todten König beweint habt. Doch warum habt Ihr Euch mir nicht gezeigt, wenn Ihr unter diesen wackeren Edelleuten waret?“

„Es war für mich ein Bedürfniß, Euch zu sehen und nicht gesehen zu werden,“ antwortete Gabriel. „In

meiner Einsamkeit sammelte ich besser meine Erinnerungen, genoß ich inniger die Süßigkeit, die es mir bot, daß ich für Euch eine so theure Pflicht erfüllen durfte."

„Noch einmal danke ich Euch für diesen letzten Beweis von Anhänglichkeit, Herr Graf," sprach Maria. „Gern möchte ich Euch meine Dankbarkeit besser als durch Worte beweisen können. Doch ich vermag nichts mehr, und wenn es Euch nicht gefällt, mir mit den Herren Damville und Brantome nach meinem armen Schottland zu folgen. . ."

„Ah! das wäre mein glühendster Wunsch," rief Gabriel; „doch ein anderer Ruf hält mich in Frankreich zurück. Eine Person, die mir eben so theuer und heilig ist, und die ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen habe, erwartet mich zu dieser Stunde. . ."

„Solltet Ihr Diana von Castro meinen?" fragte Maria lebhaft.

„Ja, Madame. Durch eine Kunde, die ich im vorigen Monat in Paris erhielt, hat sie mich auf heute den 15. August nach Saint-Quentin beschieden. Ich werde erst morgen ankommen; doch was auch der Beweggrund sein mag, aus dem sie mich beruft, sie wird mir verzeihen, dessen bin ich sicher, wenn sie erfährt, daß ich Euch erst in dem Augenblick verlassen wollte, wo Ihr Frankreich verließet."

„Theure Diana!" sprach Maria nachdenkend, „ja, sie hat mich auch geliebt und sie ist für mich eine Schwester gewesen. Ich bitte, Herr von Montgommery, übergebt Ihr zum Andenken an mich diesen Ring und verfügt Euch schnell zu ihr; sie bedarf Eurer vielleicht, und sobald es sich um sie handelt, will ich Euch nicht zurückhalten. Lebet wohl. Lebet wohl, meine Freunde, lebet Alle wohl. Man erwartet mich. Ich muß von hinnen, ach! ich muß."

Sie entriß sich denen, die sich abermals um sie her drängten, setzte den Fuß auf das Brett des Schiffes und ging auf die Galeere von Herrn von Mevillon, ge-

folgt von den beneideten Edelleuten, die sie bis Schottland begleiten sollten.

Doch wie Schottland Maria nicht für Frankreich trösten konnte, so konnten die, welche mit ihr gingen, sie die, welche sie verließen, nicht vergessen machen. Diese waren es auch, welche sie am meisten zu lieben schien. Auf dem Vordertheil der Galeere stehend, grüßte sie unabläßig mit ihrem Sacktuch, mit dem sie ihre Thränen trocknete, die Verwandten und Freunde, die sie am Ufer zurückließ.

Endlich kam sie auf die hohe See, und ihr Blick wurde unwillkührlich von einem Schiff angezogen, das nach dem Hafen zurückkehrte, aus dem ihre Galeere ausgelaufen war; sie folgte ihm mit den Augen, seine Bestimmung beneidend, als sich plötzlich das Schiff vorwärts neigte, als hätte es einen Stoß von unten bekommen, und von seinem Kiel bis zu seinen Masten zitternd unter dem Geschrei seiner Mannschaft in das Meer zu versinken anfing; was so schnell geschah, daß es verschwunden war, ehe Herr von Mevillon seine Barke, um ihm Hülfe zu bringen, hatte aussetzen können. Einen Augenblick sah man an der Stelle, wo das Schiff versunken war, einige schwarze Punkte obenauf schwimmen, welche sich kurze Zeit auf der Oberfläche des Wassers hielten und dann nach einander untersanken, ehe man sie erreichen konnte, obgleich man mit aller Anstrengung ruderte; so daß die Barke zurückkehrte, ohne daß sie einen einzigen Schiffbrüchigen zu retten im Stande gewesen war.

„O mein Gott und Herr!“ rief Maria, „welch ein schlimmes Vorzeichen für meine Reise!“

Während dieser Zeit kühlte der Wind auf und das Schiff fing an unter den Segeln zu gehen, was der Rudermannschaft auszuruhen gestattete. Als Maria sah, daß sie sich rasch vom Ufer entfernte, stützte sie sich auf die Wand am Hintertheil, die Augen nach

dem Hafen gerichtet, den Blick verdunkelt durch schwere Thränen und unablässig wiederholend:

„O Frankreich, lebe wohl!"

So blieb sie beinahe fünf Stunden, nämlich bis zu dem Augenblick, wo es Nacht wurde, und ohne Zweifel hätte sie selbst nicht daran gedacht, sich zurückzuziehen, würde ihr nicht Brantome gemeldet haben, man erwarte sie beim Abendbrod.

Thränen und Schluchzen verdoppelnd, sprach sie sodann:

„Zu dieser Stunde, mein theures Frankreich, verliere ich dich vollends ganz, da die Nacht, eifersüchtig auf mein Glück, ihren schwarzen Schleier vor meine Augen hängt, um mich dieses Guts zu berauben. Lebe wohl also, mein geliebtes Frankreich, ich werde dich nie wiedersehen!"

Hierauf bedeutete sie Brantome durch ein Zeichen, sie würde hinter ihm hinabsteigen, nahm eine Schreibtafel, zog einen Bleistift hervor, setzte sich auf eine Bank und schrieb beim letzten Schimmer des Tags folgende so bekannte Verse:

Leb' wohl, du holdes Vaterland,
Du heilig Band,
Du meiner Kindheit Heimathland!
Ihr schönen Tage wohl auch euch!
Leb' wohl geliebtes Frankenreich!
Das Schiff kann mich von dir nicht trennen,
Denn meine Hälfte nur ist sein,
Die andre sollst in Freundschaft nennen,
O Frankreich, ewig bleibt sie dein.

Endlich stieg sie hinab und näherte sich den Tischgenossen, die ihrer harrten.

„Ich habe das Gegentheil von der Königin von Carthago gethan," sagte sie; „denn Dido, als sie Aeneas verließ, schaute unablässig die Wellen an, während ich

mich mit den Augen nicht von der Erde losreißen konnte."

Man lud sie ein, sich zu setzen und zu Nacht zu speisen, doch sie wollte nichts zu sich nehmen; sie zog sich in ihr Zimmer zurück, und empfahl dem Bootsmann am Steuerruder, sie bei Tagesanbruch zu wecken, würde man noch etwas vom Lande sehen.

Von dieser Seite begünstigte wenigstens das Glück die arme Maria; denn der Wind fiel und das Schiff ging die ganze Nacht nur mit Hülfe der Ruder, so daß man, als der Tag kam, noch im Angesicht von Frankreich war.

Der Bootsmann trat also in das Zimmer der Königin ein, wie sie es ihm befohlen hatte, aber er fand sie schon wach auf ihrem Bette sitzend und durch das offene Fenster nach dem geliebten Ufer schauend.

Diese Freude war indessen nicht von langer Dauer, denn bald verlor man Frankreich aus dem Gesicht. Maria hatte nur noch eine Hoffnung: man würde in der Ferne die englische Flotte erblicken und umzukehren genöthigt sein. Doch auch diese letzte Hoffnung entging ihr wie die anderen: es breitete sich über dem Meer ein so dicker Nebel aus, daß man nicht von einem Ende der Galeere bis zum andern sehen konnte, und dies geschah wie durch ein Wunder, da man mitten im Sommer war. Man schiffte also auf den Zufall und auf die Gefahr, einen falschen Weg zu machen, vermied es aber zugleich, vom Feind gesehen zu werden.

Am dritten Tag verschwand wirklich der Nebel und man befand sich mitten unter Felsen, wo die Galeere gescheitert sein müßte, wäre man noch zwei Kabellängen weiter gefahren. Der Steuermann nahm die Höhe, erkannte, daß man sich an der Küste von Schottland befand, lenkte das Schiff sehr geschickt aus den Riffen heraus, zwischen die es gelaufen war, und landete in Leith unfern von Edinburgh.

Die Schöngeister, welche Maria begleiteten, sagten, man sei bei einem Nebel in einem nebeligen und benebelten*) Lande ausgestiegen.

Maria wurde durchaus nicht erwartet; um Edinburgh zu erreichen, mußte sie sich auch für sich und ihr Gefolge mit armseligen, schlecht geschirrten Eseln begnügen, von denen einige nicht gesattelt waren und als Zaum und Steigbügel nur Stricke hatten. Maria konnte nicht umhin, diese kläglichen Thiere mit den herrlichen Rossen in Frankreich zu vergleichen, die sie bei den Jagden und Turnieren tummeln zu sehen gewohnt war. Sie vergoß abermals Thränen des Kummers, indem sie das Land, das sie verließ, mit dem verglich, in welches sie einzog. Bald aber suchte sie mit ihrem anmuthreichen Wesen durch die Thränen zu lächeln und sprach:

„Ich muß mein Leiden in Geduld hinnehmen, da ich mein Paradies gegen eine Hölle vertauscht habe.“

. . . .

Dies war die Ankunft von Maria Stuart in Schottland. Wir haben anderswo den Rest ihres Lebens und ihren Tod erzählt, und wie das ruchlose England, dieser unselige Henker alles dessen, was Frankreich Göttliches besaß, mit ihr den Liebreiz tödtete, wie es schon in Jeanne d'Arc die Inspiration getödtet hatte, wie es in Napoleon das Genie tödten sollte.

---

*) In Beziehung auf die damaligen Religionswirren.

Schluß.

Gabriel kam erst am 16. August in Saint-Quentin an.

Am Thor der Stadt fand er Jean Peuquoy, der auf ihn wartete.

„Ah! endlich seid Ihr da, Herr Graf!“ sagte der brave Weber. „Ich war fest überzeugt, Ihr würdet kommen! Zu spät, leider zu spät!“

„Wie! zu spät?“ fragte Gabriel ängstlich.

„Ach! ja; beschied Euch der Brief von Frau Diana von Castro nicht auf gestern den 15. August?“

„Allerdings, doch ohne einen besonderen Nachdruck auf dieses Datum zu legen, ohne mir zu sagen, aus welchem Grund Frau von Castro meine Gegenwart forderte.“

„Nun! Herr Graf,“ sprach Jean Peuquoy, „gestern am 15. August hat Frau von Castro, oder vielmehr die Schwester Benie das ewige Gelübde abgelegt, das sie fortan zur Nonne macht, ohne die Möglichkeit einer Rückkehr in die Welt.“

„Ah!“ rief Gabriel erbleichend.

„Und wäret Ihr da gewesen,“ fügte Jean Peuquoy bei, „so würde es Euch vielleicht gelungen sein, das, was nun geschehen ist, zu verhindern.“

„Nein,“ erwiederte Gabriel mit finsterer Miene, „nein, ich hätte mich diesem Plan nicht widersetzen wollen, können und dürfen. Es war ohne Zweifel die Vorsehung, die mich in Calais zurückhielt! Mein Herz wäre in der That in seiner Ohnmacht vor diesem Opfer

gebrochen, und die arme theure Seele, die sich Gott hingab, würde vielleicht durch meine Gegenwart mehr zu leiden gehabt haben, als sie in diesem feierlichen Augenblick durch ihre Vereinzelung leiden mußte."

„Oh! sie war nicht allein," sagte Jean Peuquoy.

„Ja," erwiederte Gabriel, „Ihr waret da, Jean, und Babette, und die Unglücklichen, und die ihr zu Dank verpflichtet, und ihre Freunde . . ."

„Nicht wir allein waren da, Herr Graf: die Schwester Benie hatte auch ihre Mutter bei sich."

„Wie! Frau von Poitiers?" rief Gabriel.

„Ja, Herr Graf, Frau von Poitiers, welche auf einen Brief ihrer Tochter aus ihrer Einsamkeit in Chaumont herbeieilte, um der Feierlichkeit beizuwohnen, und noch zu dieser Stunde an der Seite der neuen Nonne verweilen muß."

„Oh! warum hat Diana von Castro diese Frau kommen lassen?" fragte Gabriel erschrocken.

„Gnädiger Herr, diese Frau ist, wie sie zu Babette sagte, im Ganzen ihre Mutter."

„Gleichviel!" sprach Gabriel. „Ich fange an zu glauben, daß ich gestern hätte hier sein müssen. Kam Frau von Poitiers, so dürfte dies nicht geschehen sein, um das Gute zu thun, um eine Pflicht zu erfüllen. Gehen wir in das Kloster der Benedictinerinnen: wollt Ihr, Meister Jean? Es drängt mich mehr als je, Frau von Castro wiederzusehen. Mir scheint, sie bedarf meiner. Gehen wir geschwinde!"

. . . .

Ohne Schwierigkeit führte man Gabriel von Montgommery, dessen Ankunft man seit dem vorhergehenden Tag erwartete, in das Sprechzimmer des Klosters.

Diana befand sich schon mit ihrer Mutter in diesem Sprechzimmer.

Als Gabriel sie nach dieser langen Abwesenheit sah, fiel er, hingerissen von einem unwiderstehlichen Drang,

bleich und düster vor dem Gitter, das sie auf immer von einander trennte, auf die Kniee nieder.

„Meine Schwester! . . . meine Schwester! . . .“ vermochte er nur zu sagen.

„Mein Bruder!“ erwiederte die Schwester Benie voll Sanftmuth.

Eine Thräne floß langsam über ihre Wange. Zugleich aber lächelte, sie wie die Engel lächeln müssen.

Als Gabriel den Kopf ein wenig abwandte, erblickte er die andere Diana, Frau von Poitiers. Sie lachte, wie die Teufel lachen müssen.

Doch Gabriel lenkte in seiner Verachtung alsbald wieder zu Schwester Benie seinen Blick und seinen Geist zurück.

„Meine Schwester! . . .“ wiederholte er abermals voll Inbrust und Bangen.

Diana von Poitiers sprach nun kalt:

„Mein Herr, ohne Zweifel als Eure Schwester in Jesu Christo begrüßt Ihr mit diesem Namen diejenige, welche gestern noch Frau von Castro hieß?“

„Was wollt Ihr damit sagen, Madame? Großer Gott! was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Gabriel, der sich ganz zitternd erhob.

Diana von Poitiers wandte sich, ohne ihm unmittelbar zu antworten, an ihre Tochter und sagte:

„Mein Kind, ich glaube der Augenblick ist gekommen, Euch das Geheimniß zu enthüllen, von dem ich gestern sprach, und das mir, wie mir scheint, Euch länger zu verbergen meine Pflicht verbietet.“

„Oh! was ist das?“ rief Gabriel ganz bestürzt.

„Mein Kind,“ fuhr Frau von Poitiers ruhig fort, „ich habe, wie ich Euch gesagt, nicht allein um Euch zu segnen, die Einsamkeit verlassen, in der ich, Dank sei es Herrn von Montgommery, seit beinahe zwei Jahren lebe. Seht keine Ironie in meinen Worten, mein Herr,“ sagte sie mit spöttischem Ton, um eine Bewegung

von Gabriel zu erwiedern. „Ich weiß Euch wahrhaftig Dank dafür, daß Ihr mich mit Gewalt einer gottlosen und verderblichen Welt entrissen habt. Ich bin nun glücklich, die Gnade hat mich berührt und die Liebe zu Gott erfüllt mein ganzes Herz. Um Euch erkenntlich zu sein, will ich Euch eine Sünde, vielleicht ein Verbrechen ersparen."

„Oh! was ist das?" fragte nun Schwester Benie bebend.

„Mein Kind," fuhr Diana von Poitiers mit ihrer höllischen Kaltblütigkeit fort, „ich bilde mir ein, ich hätte gestern mit einem Wort das heilige Gelübde, das Ihr auszusprechen im Begriff waret, auf Euren Lippen zurückhalten können. Doch geziemte es sich für mich, die arme Sünderin, die ich mich so glücklich fühle, von den irdischen Banden befreit zu sein, geziemte es sich für mich, Gott eine Seele zu entziehen, die sich ihm frei und keusch hingab? Nein! und ich schwieg."

„Ich wage es nicht, zu errathen! ich wage es nicht!" flüsterte Gabriel.

„Heute, mein Kind," fuhr die Exfavoritin fort, „heute breche ich das Stillschweigen, weil ich an dem Schmerz und der Inbrunst von Herrn von Montgommery sehe, daß Ihr noch sein ganzes Wesen besitzt. Doch er muß Euch vergessen, er muß es. Und wenn er sich fortwährend in der Täuschung wiegte, Ihr könnet seine Schwester, die Tochter des Grafen von Montgommery sein, so würde er wohl ohne Gewissensbisse seine Erinnerungen sich zu Euch verirren lassen . . . Das wäre ein Verbrechen! ein Verbrechen, an dem ich, die erst seit gestern Bekehrte, nicht mitschuldig sein will. Wißt also, Diana, Ihr seid nicht die Schwester des Herrn Grafen, sondern wirklich die Tochter von König Heinrich II., den der Herr Graf bei jenem Tournier so unselig geschlagen hat."

„Gräßlich!" rief die Schwester Benie, das Gesicht in ihren Händen verbergend.

„Ihr lügt, Madame!" sprach Gabriel voll Heftigkeit; „Ihr müßt lügen! Gebt einen Beweis, daß Ihr nicht lügt! . . ."

„Hier ist er," antwortete gelassen Diana von Poitiers, und reichte ihm ein Papier, das sie aus ihrem Busen zog.

Gabriel ergriff das Papier mit zitternder Hand und las es gierig.

„Es ist," fuhr Frau von Poitiers fort, „es ist ein Brief von Eurem Vater geschrieben, einige Tage vor seiner Einkerkerung, wie Ihr seht. Er beklagt sich darin über meine Strenge, wie Ihr auch seht. Doch er fügt sich, wie Ihr ebenfalls sehen könnt, bedenkend, daß ich bald seine Frau sein, und daß der Geliebte dem Gatten einen nur um so vollständigeren und reineren Glückstheil aufbewahrt haben werde! Oh! die Ausdrücke dieses unterzeichneten und mit dem Datum versehenen Briefes sind keineswegs zweideutig; nicht wahr? Ihr seht also, Herr von Montgommery, daß es ein Verbrechen von Euch gewesen wäre, an die Schwester Benie zu denken: denn kein Band des Blutes vereinigt Euch mit dieser, welche nun die Braut Jesu Christi ist. Und indem ich Euch eine solche Ruchlosigkeit erspare, hoffe ich mich meiner Schuld gegen Euch entledigt und das Glück, dessen ich mich in meiner Einsamkeit erfreue, mehr als bezahlt zu haben. Wir sind nun quitt, Herr Graf, und ich habe Euch nichts mehr zu sagen."

Während dieser spöttischen Rede hatte Gabriel den unheilvollen Brief zu Ende gelesen. Er ließ in der That keinen Zweifel zu. Es war für Gabriel, als käme die Stimme seines Vaters aus dem Grabe hervor, um die Wahrheit zu bezeugen.

Als der unglückliche junge Mann seine irren Augen wieder aufschlug, sah er Diana ohnmächtig am Fuße eines Betpultes ausgestreckt.

Instinctartig wollte er auf sie zueilen. Das dicke eiserne Gitter hielt ihn zurück.

Sich umwendend, erblickte er Diana von Poitiers, auf deren Lippen ein Lächeln behaglicher Zufriedenheit schwebte.

Außer sich vor Schmerz, machte er mit aufgehobener Hand zwei Schritte gegen sie.

Doch vor sich selbst erschrocken, blieb er wieder stehen, schlug sich wie ein Wahnsinniger mit der Hand vor die Stirne und rief nur:

„Gott befohlen, Diana, Gott befohlen!“

Und er ergriff die Flucht.

Wäre er noch eine Secunde länger geblieben, so hätte er sich nicht enthalten können, diese ruchlose Mutter wie eine Schlange niederzutreten! . . .

Vor dem Kloster erwartete ihn Jean Peuquoy sehr unruhig.

„Fragt mich nichts! fragt mich nichts!“ rief Gabriel wie von einer Wuth befallen.

Und als ihn der brave Peuquoy mit einem schmerzlichen Erstaunen anschaute, sagte er mit sanfterem Tone:

„Verzeiht, mein Freund, ich glaube, ich bin dem Wahnsinn nahe. Seht Ihr, ich will nicht denken. Um meinen Gedanken zu entkommen, gehe ich, fliehe ich nach Paris. Begleitet mich, wenn Ihr wollt, bis an's Thor der Stadt, Freund, wo ich mein Pferd gelassen habe; doch seid barmherzig, sprecht nicht von mir, sprecht von Euch.“

Sowohl um Gabriel zu gehorchen, als um ihn, wenn es möglich wäre, zu zerstreuen, erzählte der würdige Weber, wie Babette sich wohl befinde und ihn kürzlich zum Vater eines kleinen Peuquoy, eines herrlichen Jungen, gemacht habe; wie ihr Bruder Pierre sich als Waffenschmied in Saint-Quentin niederlassen werde; wie man endlich im vorhergehenden Monat durch einen Reiter aus der Picardie, der in seine Heimath zurückgekehrt, Nachricht von Martin-Guerre erhalten habe,

der mit seiner sanft gewordenen Bertrande immer noch glücklich lebe.

Doch man muß gestehen, daß Gabriel, wie geblendet durch den Schmerz, diese freudige Erzählung nur unvollkommen verstand oder hörte.

Als er aber mit Jean Peuquoy an das Thor kam, drückte er dem Bürger herzlich die Hand und sprach:

„Gott befohlen, Freund, ich danke Euch für Eure Liebe und Anhänglichkeit. Ruft mich bei allen denjenigen, welche Ihr liebt, in's Gedächtniß. Ich bin glücklich, daß ich Euch glücklich weiß. Denkt zuweilen, Ihr, dem es wohl ergeht, an mich, der ich leide."

Und ohne eine andere Antwort abzuwarten, als die Thränen, welche in den Augen von Jean Peuquoy glänzten, stieg Gabriel zu Pferde und sprengte im Galopp fort.

. . . .

Bei seiner Ankunft in Paris fand er, als wollte das Schicksal alle Schmerzen zugleich bei ihm anhäufen, Aloyse todt; sie war, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, nach einer kurzen Krankheit gestorben.

Am andern Tag ging er zum Admiral von Coligny.

„Herr Admiral," sagte er, „ich weiß, daß die Verfolgungen und Religionskriege, trotz aller Anstrengung, mit der man ihnen zuvorzukommen sucht, binnen Kurzem wieder ausbrechen werden. Wißt, daß ich fortan der Sache der Reformation nicht nur meinen Geist, sondern auch mein Schwert anbieten kann. Mein Leben ist nur noch dazu gut, daß es Euch dient, nehmt es und schont es nicht. In Euren Reihen werde ich mich übrigens am besten gegen einen meiner Feinde vertheidigen, und den andern bestrafen können . . ."

Gabriel dachte an die Königin Regentin und an den Connetable.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Coligny mit Begeisterung den unschätzbaren Bundesgenossen annahm, dessen Tapferkeit und Energie er so oft erprobt hatte.

Die Geschichte des Grafen war von diesem Augenblick an die der Religionskriege, welche der Regierung von Karl IX. ihre Blutmahle aufdrückten.

Gabriel von Montgommery spielte eine furchtbare Rolle in diesen Kriegen, und bei jedem ernsten Ereigniß machte sein Name, der dabei ausgesprochen wurde, Catharina von Medicis erbleichen.

Als nach der Metzelei von Vassy, im Jahr 1562, Rouen und die ganze Normandie sich offen für die Hugenotten erklärten, nannte man als den Haupturheber dieses Aufstandes einer ganzen Provinz den Grafen von Montgommery.

Der Graf von Montgommery war in demselben Jahr bei der Schlacht von Dreux, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtete.

Er war es, sagt man, der mit einem Pistolenschuß den Connetable von Montmorency verwundete, welcher den Oberbefehl in dieser Schlacht führte, und er würde ihm den Garaus gemacht haben, hätte nicht der Prinz von Porcien den Connetable beschützt und ihn gefangen genommen.

Man weiß, wie einen Monat nach dieser Schlacht, wo der Balafré den Sieg den Händen des ungeschickten Connetable entriß, der edle Herzog von Guise durch Verrath vor Orleans durch den fanatischen Poltrot getödtet wurde.

Von seinem Nebenbuhler befreit, aber zugleich seines Verbündeten beraubt, war Montmorency noch weniger glücklich in der Schlacht von Saint-Denis im Jahr 1567, als in der von Dreux.

Der Schottländer Robert Stuart forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er antwortete ihm dadurch, daß er ihm mit seinem Degenknopf in's Gesicht schlug. Es feuerte Einer eine Pistole auf ihn ab, traf ihn in die Seite, und er fiel tödtlich verwundet.

Durch die Blutwolke, die sich vor seinen Augen

ausbreitete, glaubte er das Gesicht von Gabriel zu erkennen.

Der Connetable verschied am andern Tag.

Der Graf von Montgommery, der nun keine unmittelbare Feinde mehr hatte, fuhr nichtsdestoweniger mit der gleichen furchtbaren Thätigkeit fort. Doch er schien unüberwindlich, und man vermochte seiner nicht habhaft zu werden.

Als Catharina von Medicis fragte, wer Bearn unter das Gesetz der Könige von Navarra zurückgebracht und den Prinzen von Bearn als Generalissimus der Hugenotten habe anerkennen lassen, antwortete man ihr: Montgommery.

Als am Tag nach der Bartholomäusnacht (1572) die Königin Mutter sich rachgierig, nicht nach denjenigen, welche gefallen, sondern nach denjenigen, welche entkommen waren, erkundigte, führte man ihr als den ersten Namen den des Grafen von Montgommery an.

Montgommery warf sich mit Lanoue nach la Rochelle. La Rochelle hielt neun große Stürme aus und kostete die königliche Armee vierzigtausend Mann. Er behauptete seine Freiheit durch Capitulation, und Gabriel konnte unversehrt abziehen.

Er wußte sich Eingang in Sancerre zu verschaffen, das vom Gouverneur des Berri belagert wurde. Gabriel verstand sich, wie man sich erinnern wird, gut auf die Vertheidigung der Plätze. Eine Hand voll Sancerrer widerstand ohne alle andere Waffen, als mit Eisen beschlagenen Stöcken, vier Monate einem Corps von sechstausend Soldaten. Durch Capitulation erhielten sie, wie die von la Rochelle, Gewissensfreiheit und Sicherheit der Person.

Mit wachsender Wuth sah Catharina von Medicis, daß ihr unabläßig ihr alter und ungreifbarer Feind wieder entkam.

Montgommery verließ Poitou, das in Flammen

stand, und entzündete wieder die Normandie, die sich zum Frieden neigte.

Von Saint-Lo ausgehend, nahm er in drei Tagen Carentan und entblößte er Valognes von allen seinen Lebensmitteln und Kriegsvorräthen. Der ganze normannische Adel trat unter sein Banner.

Catharina von Medicis und der König stellten sogleich drei Heere auf, und ließen im Perche und im Mans den Heerbann verkündigen. Der Anführer der königlichen Truppen war der Herzog von Matignon.

Diesmal kämpfte Montgommery nicht mehr in den Reihen seiner Religionsgenossen verloren; er stellte sich unmittelbar und persönlich Karl IX. gegenüber, und hatte seine Armee, wie der König die seinige hatte.

Er entwarf einen bewunderungswürdigen Plan, der ihm einen glänzenden Sieg sichern mußte.

Er ließ Matignon Saint-Lo mit seinen Truppen belagern, verließ insgeheim die Stadt und begab sich nach Domfront. Dort sollte ihm François du Hallot alle Reiterei von Bretagne, von Anjou und von der Provinz Caux zuführen. Mit diesen vereinigten Streitkräften würde er unversehens vor Saint-Lo die königliche Armee überfallen, welche, zwischen zwei Feuern gefaßt, vertilgt werden müßte. Doch der Verrath besiegte den Unbesiegbaren. Ein Fähnrich hinterbrachte Matignon den geheimen Abgang von Montgommery nach Domfront, wohin ihn nur vierzig Reiter begleiteten.

Matignon lag viel weniger an der Einnahme von Saint-Lo, als an der Gefangennehmung von Montgommery. Er überließ die Belagerung einem seiner Lieutenants und eilte mit zwei Regimentern, sechshundert Pferden und einer mächtigen Artillerie vor Domfront.

Jeder Andere als Gabriel von Montgommery hätte sich ergeben, ohne einen unnützen Widerstand zu versuchen; doch er wollte mit vierzig Mann gegen diese Armee Stand halten.

Man muß in der Geschichte von De Thou die Erzählung von dieser unglaublichen Belagerung lesen.

Domfront widerstand zwölf Tage. Der Graf von Montgommery machte während dieser Zeit sieben wüthende Ausfälle. Endlich, als die Mauern der Stadt, durchlöchert und wankend, gleichsam dem Feinde preisgegeben waren, verließ sie Gabriel, doch nur, um sich in den Thurm, genannt Guillaume von Bellème, zurückzuziehen und hier zu kämpfen.

Er hatte nur noch dreizehn Mann bei sich.

Matignon commandirte zum Sturm eine Batterie von fünf Stück schwerem Geschütz, hundert bepanzerte Edelleute, sieben hundert Musketiere und hundert Pikeniere.

Der Angriff dauerte fünf Stunden und es wurden sechshundert Kanonenschüsse auf den alten Thurm abgefeuert.

Am Abend hatte Montgommery nur noch sechszehn Mann, doch er hielt immer noch fest. Er brachte die Nacht damit hin, daß er die Bresche wie ein gemeiner Arbeiter ausbesserte.

Mit Tagesanbruch begann der Sturm wieder. Matignon hatte während der Nacht neue Verstärkung erhalten. Es waren nun um den Thurm von Bellème und seine siebzehn Streiter fünfzehntausend Soldaten versammelt und achtzehn Feldstücke aufgepflanzt.

Nicht der Muth war es, woran es den Belagerten mangelte, sondern das Pulver.

Um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu fallen, wollte sich Montgommery den Degen durch den Leib rennen. Doch Matignon schickte ihm einen Parlamentär zu, der ihm im Namen des Feldherrn schwur:

Es sollte sein Leben unversehrt bleiben, und ihm die Freiheit, sich zurückzuziehen, gestattet sein.

Montgommery ergab sich im Glauben an diesen

Schwur . . . Er hätte sich des Barons von Castelnau erinnern sollen.

An demselben Tag schickte man ihn gefesselt nach Paris. Endlich hatte ihn Catharina von Medicis in ihren Händen! sie hatte ihn durch einen Verrath, aber was lag ihr daran? Karl IX. war so eben gestorben; in Erwartung der Rückkehr von Heinrich III. aus Polen, war sie Königin Regentin und allmächtig.

Vor das Parlament gestellt, wurde Montgommery am 26. Juni 1574 zum Tod verurtheilt.

Seit vierzehn Jahren kämpfte er gegen die Frau und die Söhne von Heinrich II.

Am 27. Juni wurde der Graf von Montgommery, bei dem man mit höllischer Grausamkeit die schmerzlichste Folter angewendet hatte, auf das Schaffot gebracht und enthauptet. Sein Leichnam wurde sodann von vier Pferden zerrissen.

Catharina von Medicis wohnte der Hinrichtung bei . . .

So endigte dieser außerordentliche Mann, eine der stärksten und schönsten Seelen, die das sechzehnte Jahrhundert gesehen. Er hatte sich immer nur in die zweite Reihe gestellt, war aber stets der ersten würdig gewesen.

Durch seinen Tod gingen die Weissagungen von Nostradamus bis zu ihrem Schlusse in Erfüllung:

„Es wird ihn lieben, sein müde! tödten
„Des Königs Dame."

. . . .

Diana von Castro sah diesen Tod nicht mehr. Die Schwester Benie war im vorhergehenden Jahr als Aebtissin der Benedicterinnen von Saint-Quentin gestorben.

E n d e.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die beiden Dianen

Bd.: 12-16

Stuttgart 1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.27-km(16#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718593-7